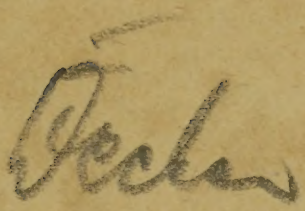
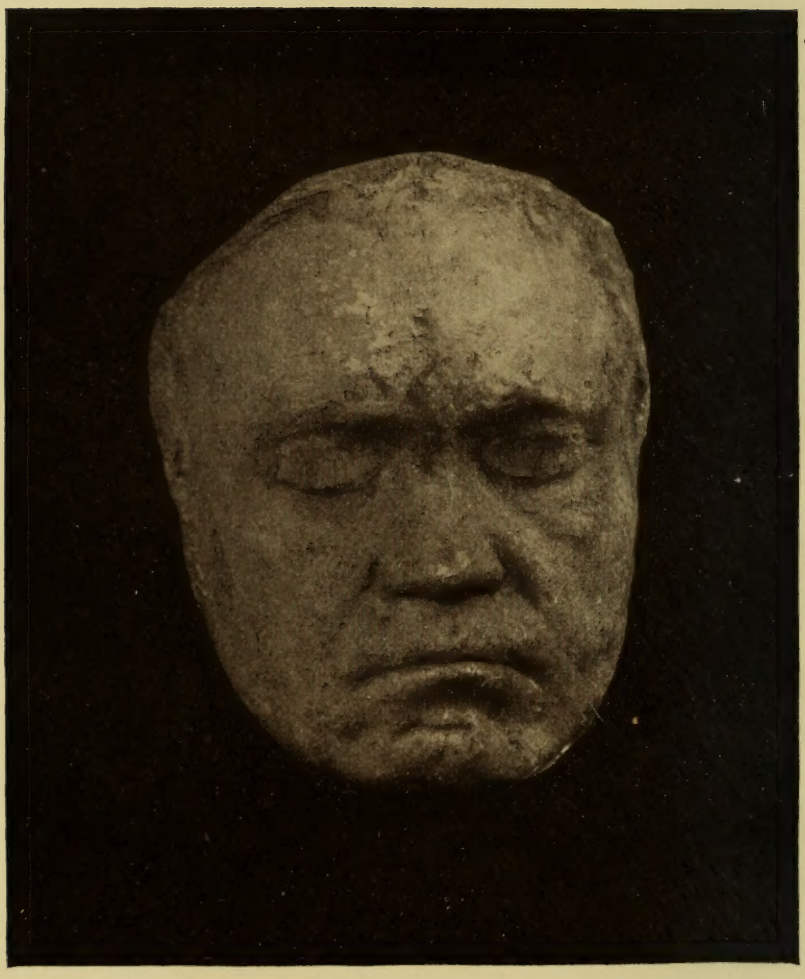
Die Erinnerungen an Beethoven

MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07195 410 1



Beethoven



Die Originalmaske von 1812

Im Besitz von Louis Koch, Frankfurt a. M.

Die Erinnerungen an Beethoven

Gesammelt und herausgegeben

von

Friedrich Kerst

Band 2

Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann

Copyright 1913 by
Julius Hoffmann
Stuttgart

LIBRARY
JUN 2 1 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

ML
410
B4 K44
Bd. 2

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Der Dornenweg

Zweiter Teil

1823. Franz Liszt und Karl Maria v. Weber bei Beethoven.

1823. 33 Variationen für Klavier, op. 120, C-Dur.

1823—24. Die IX. Sinfonie, op. 125, D-Moll. (Skizzen schon 1817.)

1824. Ehrenvolle Adresse der Wiener Musikfreunde.

1824. (7. Mai) Großes Konzert mit der IX. Sinfonie. — Beginn des Verkehrs mit Karl Holz, dem „Mephisto".

1824—25. Drei Quartette, op. 127, 130, 132, für den Fürsten Galitzin. — Die Quartettfuge, op. 133, B-Dur. (Das „verrückte" Hauptthema.)

1825. (August.) Erneuerung des Verkehrs mit Steffen von Breuning.

Der Dornenweg

Louis Schlösser (1800—1886), Hofkapellmeister in Darmstadt, berichtete 1885 in der Zeitschrift „Hallelujah", 4. Jahrgang, Nr. 20/21, von seinen Erinnerungen an Beethoven, die sich durch ihre Ausführlichkeit und Herzenswärme, aber ebenso durch ihre Bedeutung auszeichnen.

Eine Reise im Frühling 1822 von meiner Heimat nach Wien in den Tagen, wo die Wagenräder noch nicht auf eisernen Schienen dahinbrausten, der gellende Glockenton und schrillende Pfiff der Lokomotive noch nicht die Gehörnerven erschütterte, wohl aber die erstickende Luft der Eilwagen mehrere Tage und Nächte hindurch die Atmungsorgane furchtbar affizierte, war selbst für einen 21jährigen Kunstjünger keine Annehmlichkeit. Allein die gewisse Zuversicht, unter den Auspizien der dortigen Kunstgrößen mein Wissen zu erweitern, und die infolge der Empfehlung meines Gönners Spohr erhaltene Zusage des Unterrichts von Ignaz von Seyfried, Mayseder und Worzischek verscheuchte jedes weitere Bedenken, und, mutig meine Wanderschaft antretend, hielt ich nach kurzer Rast während der Osterfeier in München an einem schönen Frühlingstage meinen Einzug in der Hauptstadt an der blauen Donau. In der Tat hätte ich zu keiner günstigeren Epoche hier eintreffen können. Neben Beethoven, dem Unerreichbaren, glänzten, je nach ihren relativen Sphären, Rossini, der Schwan von Pesaro, C. M. Weber, der Komponist des „Freischütz", die älteren Meister Gyrowetz, Kreutzer, Salieri, Weigl, Abbé Stadler, der junge Franz Schubert usf. Im Theater am Kärnthner Tor konnte man die deutsche und italienische Oper von Gesangsgrößen allerersten Ranges in so ausgezeichneter Vorführung hören, wie sie mit einem ähnlichen Ensemble vielleicht nicht wiederkehrt, während andererseits die Kirchenmusik unter Salieri und Eybler, den beiden Hofkapellmeistern, wenn auch nicht auf gleicher Höhe mit der Oper, die oratorischen Vereine bei Kiesewetter und Mosel, die Kammermusiken der berühmten Quartettisten Schuppanzigh, Mayseder, Holz, Linck und Merk usw., endlich die literarischen Versammlungen im Hause der Dichter Castelli, Grillparzer, Auersperg usf. einen unberechenbaren Einfluß auf die Musik und Poesie zu dieser

Zeit ausübten. Vergegenwärtigt man sich dies gemeinsame Vollbringen und den Wetteifer an Produktivität, so darf jene Vergangenheit ohne Einschränkung als eine Glanzperiode ästhetischer Bildung bezeichnet werden. Unter diesen Eindrücken, in steter Verbindung mit den genannten Männern, waren Monate seit meiner Ankunft verflossen, aber den erhabensten von allen, Beethoven, zu sehen und zu sprechen, war mir trotz aller Bemühungen bisher nicht gelungen. Konnte ich doch selbst seine Wohnung nicht einmal mit Bestimmtheit erfahren, da er diese nicht allein öfters wechselte, sondern faktisch mehrere zu gleicher Zeit mietete und sich außerdem wochenlang in den Umgebungen Badens aufhielt, ohne daß es jemand erfuhr. Seyfried riet mir, zwischen 12 und 1 in der Musikhandlung von Haslinger nachzufragen, wo ich ihn noch am ehesten treffen könnte, Schuppanzigh begleitete mich in ein Caféhaus, wo er die Zeitung zu lesen pflegte. Unzählige Male forschte ich hier und dort anderswo, doch überall mit demselben Mißerfolg. Da plötzlich, wie um meiner Verstimmung ein Ende zu machen, las ich eines Tages, es war am 4. November 1822, zu meiner nicht geringen Freude die Oper „Fidelio" auf dem Theaterprogramm annonciert; Wilhelmine Schröder in der Titelrolle, Haitzinger als Florestan, Forti als Pizarro und so fort alle übrigen Partien mit den ersten Kräften besetzt; welchen Vollgenuß durfte ich mir, der diese einzige dramatische Schöpfung Beethovens vorher nie gehört, am heutigen Abend versprechen! Eine volle Stunde vor dem Anfang drängte ich mich an die Kasse, um einen anständigen Sperrsitz noch zu erhalten, denn Fidelio war seit Jahren nicht mehr gegeben worden; ich hörte eine musterhafte Leistung in jeder Beziehung, der Eindruck, den sie auf mich hervorbrachte, war überwältigend. Napoleons Hauptquartier befand sich*) in Schönbrunn, französisches Militär füllte die Räume des Opernhauses, war es da wohl denkbar, daß die ethische Reinheit und keusche Schönheit eines Werkes, dessen Sprache nicht einmal verstanden wurde, in jenen an frivolere Kost gewöhnten Gästen ein verwandtes Echo hätte erwecken können? — Fieberhaft erregt von der wunderbaren Schluß-

*) 1805, als „Fidelio" durchfiel.

hymne, dieser Apotheose treuer Gattenliebe, bemerkte ich kaum, wie sich das Haus allmählich leerte, bis mein treuer Freund Franz Schubert meinen Arm ergriff, mich zum Ausgang zu geleiten. Mit uns zugleich traten drei Herren aus den unteren Logengängen, die ich indessen nicht weiter beachtete, weil sie mir den Rücken zuwendeten, wohl aber war ich darüber erstaunt, daß alle Hinausströmenden auf dem Vorplatze sich zur Seite drängten, um den Dreien freien Raum zu lassen. Da zupft mich Schubert ganz sachte, mit dem Finger auf den mittleren Herrn zeigend, der soeben den Kopf umdreht, so daß der helle Schein der Lampen auf das Gesicht fällt, und ich — die mir durch Stich und Bild wohlbekannten Züge des Schöpfers der heutigen Oper, Beethoven, selbst erblickte. Mein Herz schlug überlaut in dieser Minute, ob und was ich Schubert alles sagte, dessen erinnere ich mich nicht; wohl aber, daß ich dem Ersehnten und seinen Begleitern (Schindler und Breuning, wie ich später erfuhr) wie ein Schatten durch winklige Straßen an hochgegiebelten Häusern vorüber so lange folgte, bis die nächtliche Finsternis sie meinen Augen entzog. — —

Je mächtiger die Erinnerung an jenen Abend, wo ich ihn zum erstenmal sah, mein Sehnen steigerte, um so mehr Pläne entwarf ich, auf welche Weise ich ihm meine Verehrung persönlich entgegenbringen könnte; denn, daß er Besuche von Fremden meistens ablehnte, überhaupt nur mit wenigen, ihm seit lange nahestehenden Personen verkehrte, hatte ich von vielen Seiten erfahren. Auch eine briefliche Anfrage würde keinen andern Erfolg gehabt haben. Was ich beinahe für unmöglich hielt, sollte, wie so vieles im Leben, ein glücklicher Zufall mir gewähren. Der Großherzoglich hessische Gesandte, Baron v. Türkheim, mein Landsmann, ein hochgebildeter Kunstkenner, der selten eine musikalische Produktion, die Oper insbesondere nie, versäumte, erwartete mich in der Regel den folgenden Morgen nach einer Vorstellung in seiner Wohnung, wo wir dann unsre kritischen Bemerkungen über das Gehörte gegenseitig austauschten. Die heutige Diskussion fiel kürzer aus als sonst, denn, mitten darin abbrechend, fing mein diplomatischer Freund an: „Sie äußerten schon öfters, wie es Ihr Wunsch ist, bei Beethoven eingeführt zu werden. Ich bin imstande, Ihnen

augenblicklich diesen Wunsch ermöglichen zu können. Lesen Sie diesen Brief, er betrifft die Eingabe Beethovens*) an den Großherzog. Die Annahme des Gesuches ist mir soeben aus Darmstadt unter dem anerkennendsten Lobe für den berühmten Komponisten zugegangen, wollen Sie dieselbe vielleicht an ihre Adresse: Kothgasse Nr. 60, erster Stock, links die Tür, besorgen? Hier ist die Depesche mit dem großherzoglichen Siegel."

Mit welchem Entzücken ich das Handschreiben ergriff, spottet jeder Beschreibung; der Gedanke, Beethoven alsbald zu sehen, drängte jedes andere Gefühl zurück, kaum, daß ich dem braven Baron flüchtig dankte, eilte ich hinab auf die Straße, warf mich in den ersten Wagen, der mir begegnete, dem Kutscher das Haus Nr. 60 in der Wiedener Vorstadt laut zurufend. Meine Phantasie hatte sich Beethovens Heim mit den freundlichsten Bildern ausgemalt, je näher ich aber gegen Ende der Fahrt zwischen den steilen Häuserreihen der ungemütlichen Kothgasse bergan fuhr und endlich vor dem niederen, unansehnlichen Hause hielt, zu dessen Eingang eine rauhe Steintreppe führte, konnte ich mich des Staunens, ja der Rührung nicht erwehren, den großen Tondichter in einer solchen Umgebung aufsuchen zu müssen. Gegenüber in einer offenen Werkstätte schwang, gleich dem Schmied Vulkan, ein herkulischer Glockengießer, den wuchtigen Hammer, daß die gellenden Schläge weithin die Luft erschütterten und mich so schnell als möglich in das Innere des Hauses Nr. 60 trieben, wo ich dann, ohne einen Mann, vermutlich den Eigentümer, der mir auf der Schwelle entgegentrat, weiter zu beachten, die unbequeme, beinahe dunkle Treppe zum ersten Stock, Tür links, hinaufeilte. Es überkommen einen zuweilen Stimmungen, die man nicht in Worte fassen kann und unwillkürlich bei dem Gedanken, einer außergewöhnlichen Zelebrität bald gegenüberzutreten, jene nicht zu bemeisternde Befangenheit erzeugen. Ähnlich erging es mir, als ich, da weder Diener noch Magd sich blicken ließen, die Eingangstür vorsichtig öffnete und — ahnungslos in einer Küche stand, durch welche man erst in die Wohnung gelangte. Ein anderer

*) Es handelt sich um die Missa solemnis.

Weg wurde mir mindestens nie bekannt, sooft ich auch in der Folge zu Beethoven kam, lange verweilte, und er mich beim Abschiede jedesmal durch diese Vorküche bis zur Treppe geleitete. Nach mehrmaligem, doch vergeblichem Klopfen an die eigentliche Zimmertür trat ich entschlossen ein und befand mich in einer ziemlich geräumigen, aber ganz schmucklosen Stube; ein großer viereckiger Tisch aus Eichenholz mit verschiedenen Sesseln, auf denen es etwas chaotisch aussah, stand in der Mitte, darauf lagen Schreibhefte und Bleistifte, Notenbogen und Federn, eine Taschenuhr, ein Metronom, ein Hörrohr von gelbem Metall und dergleichen Dinge mehr. An der Wand links vom Eingang stand das Bett, mit Musikalien, Partituren und Schreibereien vollauf bedeckt. Nur eines eingerahmten Ölbildes erinnere ich mich, es war das Porträt seines Großvaters, an dem er bekanntlich mit kindlicher Pietät hing, als des einzigen Ornaments, das mir auffiel, und zweier tiefer Fensternischen, mit glattem Holzgetäfel bekleidet, erwähne ich nur deshalb, weil in der ersten eine Violine mit Bogen an einem Nagel befestigt war, in der anderen Beethoven selbst, den Rücken mir zukehrend, im Hausanzuge stand, eifrig Zahlen und dergleichen auf das vollgekritzelte Holz schreibend. Mein Kommen hatte der taube Meister nicht gehört, erst durch ein kräftiges Auftreten mit beiden Füßen konnte ich mich ihm bemerkbar machen, denn sogleich wandte er sich um, überrascht, einen fremden jungen Menschen vor sich zu erblicken. Ehe ich aber noch ein Wort an ihn richten konnte, begann er sich auf die höflichste Weise zu entschuldigen, daß seine Haushälterin ausgeschickt und niemand zum Anmelden zugegen gewesen sei, während er schnell seinen Überrock anzog und nun erst nach meinem Begehren sich erkundigte. Wie ich so nahe vor dem ruhmgekrönten Künstler stand, konnte ich mir den Eindruck erklären, den diese vornehme Erscheinung, der charakteristische, von dichten Haaren umwallte Kopf mit der gefurchten Denkerstirn auf jeden Menschen machen mußte, konnte in die tiefernsten Augen blicken, den freundlich lächelnden Zug um den Mund wahrnehmen, wenn er das Wort ergriff, dessen Bedeutung man mit größtem Interesse auffaßte. Mein Besuch mochte wohl kurz nach dem Frühstück stattgefunden haben, weil er mit einer daliegenden Serviette öfters über

seine schneeweißen Zähne fuhr, eine Gewohnheit, die ich auch außerdem öfters an ihm bemerkte. Vertieft in seinen Anblick, war mir die Gehörlosigkeit des Armen ganz entfallen, schon wollte ich ihm den Grund meiner Anwesenheit erklären, als mir das Vergebliche einer Rede glücklicherweise noch einfiel und ich statt dessen das mit einem großen Siegel verschlossene Schreiben ehrerbietigst überreichte. Nachdem er dasselbe vorsichtig erbrochen und den Inhalt gelesen, erheiterten sich sichtlich seine Züge; dankend drückte er mir die Hände, und nachdem ich ihm meine Visitenkarte gegeben, äußerte er seine Freude über meinen Besuch und fügte noch hinzu (ich notiere seine eigenen Worte): „Das sind wohltuende Worte, die ich las. Ihr Großherzog spricht nicht nur wie ein fürstlicher Mäzen, sondern wie ein gründlicher Musikkenner von umfassendem Wissen; nicht die Annahme meines Werkes ist es allein, was mich erfreut, sondern der Wert, den er im ganzen auf die Kunst legt, und die Anerkennung, die er meinem Wirken schenkt.“ Er hatte das Hörrohr ergriffen, ich erwiderte daher, wie unbegrenzt man seine genialen Werke verehre, mit welcher Begeisterung man sie höre, und welchen Einfluß die kunstvolle Vollendung seiner geistigen Erzeugnisse auf die Bildungshöhe der Zeit ausgeübt habe. So unzugänglich Beethoven gegen jede Art von Schmeichelei sich verhielt, so angenehm schienen ihm doch meine aus dem Grunde der Seele stammenden Worte zu berühren, was mich sogar bewog, ihm auch jene nächtliche Verfolgung seiner Person nach der Aufführung des „Fidelio“ mitzuteilen. „Und was hielt Sie denn ab, zu mir selbst zu kommen,“ sprach er, „da hat man Ihnen gewiß wieder eine Menge von Ungereimtheiten erzählt, mich als einen Unbequemen, Launenhaften und Hochmütigen geschildert, dessen Musik man wohl genießen, seine Person aber meiden müsse. Ich kenne diese bösen, lügenhaften Zungen; weil ich selten nur Menschen begegne, die mein Fühlen und Denken verstehen und darum mit wenigen Freunden mich begnüge, hält mich die Welt für herzlos; man tut mir unrecht.“ Das Hörrohr hatte er niedergelegt, weil das Hineinsprechen seine Nerven zu sehr erschüttere; sein Leiden, behauptete er, habe nicht in der Schwäche der Gehörgänge, sondern im Unterleib seinen Sitz; die Ärzte seien bei der Behandlung

von einer falschen Diagnose ausgegangen usw. Wirklich fand für die Folge unsre Unterhaltung in der Weise statt, daß ich mit kurzen Worten die Fragen und Mitteilungen, die ich an ihn richtete, auf die daliegenden Papierbogen schrieb, die er dann auf das ausführlichste beantwortete, so daß nicht nur keine Stockung jemals eintrat, sondern seine Ruhe und Geduld, wenn ich ihn um Aufklärung über gewisse Stellen in seinen Partituren bat, mich wahrhaft in Verwunderung setzte. Diese Anstände, in denen die Souveränität seines Genies jede beengende Schranke durchbricht, während eine kritische Pedanterie solche Wagnisse nicht verwinden zu können glaubt, erörterte er mit einer hinreißenden Überzeugung. Mitunter fielen bei diesen Gesprächen manche sarkastische Bemerkungen über die damalige Kunstströmung in Wien, das unter dem Banne italienischer Oberflächlichkeit in tiefem Schlummer versunken lag, und mit nicht minderer Schärfe erging er sich über die Wortlosigkeit der fürstlichen Kavaliere, ein Gegenstand, der mir erst später in noch weit drastischerer Weise klar werden sollte. Hocherfreut über den kaum erwarteten Erfolg dieses Besuches, nahm ich keinen Anstand, ihm den Zweck meines Aufenthaltes und die Wahl meiner Lehrer mitzuteilen, die er billigte. Aus freien Stücken forderte er mich auf, ihn einige Arbeiten sehen zu lassen, um über meine Leistungsfähigkeit urteilen zu können. Nun hatte ich gerade eine Kantate für Soli, Chöre und Orchester, sowie Ouvertüre und Zwischenmusik zur Tragödie „Correggio" vollendet. „Beides schicken Sie mir, oder besser noch bringen Sie mir übermorgen selbst und bleiben zum Mittagessen hier; ein glänzendes Diner kann ich Ihnen zwar nicht anbieten, aber wir werden beide nicht hungrig vom Tische aufstehen — ça suffit", setzte er hinzu; er liebte es, von Zeit zu Zeit einige französische Worte einfließen zu lassen. (Mit Cherubini, von dem ich es persönlich erfuhr, hatte er sich 1804 während dessen Anwesenheit in Wien nur französisch unterhalten.) Hierauf schrieb er mir seine Adresse auf ein Querblatt, die ich wie eine Reliquie bis heute verwahre, wogegen ich ihm die meinige, Hotel zum Erzherzog Karl, Kärnthnerstraße, vierter Stock einhändigte und mich darauf entfernte. Als ich, zu Hause angekommen, in meinem Zimmer auf und nieder ging, wollte mir das

heutige Erlebnis fast wie ein schöner Traum vorkommen. War das wirklich der unvergleichliche Tonheros, dem die hingebendste Verehrung aller Kreise entgegenkam, dessen Genius durch die Entfesselung der inneren Unendlichkeit eine neue Kunstära geschaffen, dessen Geistes-erzeugnisse die Übermacht der deutschen Tonkunst durch alle zivilisierten Weltteile begründet hatte!? Und heute mir gegenüber diese Tiefe der Empfindung, die Resignation auf jeden äußeren Prunk und die persönliche Teilnahme, die er mir und meinem jugendlichen Streben schenkte, deren Rückwirkung mir von so reichem Gewinn einst werden sollte. „Wo ich Ihnen dienen oder sonst nützlich sein kann, nehmen Sie mich ungeniert in Anspruch", waren seine Abschiedsworte.

Allgemein versicherten mir meine Freunde, daß dies eine Aufnahme gewesen sei, wie sie nur ganz selten und ausnahmsweise von seiten Beethovens zuteil werde.

Der Frühling war fast über Nacht eingezogen, der 3. März, ein heller Morgen, an dem ich, der Stunde der Einladung harrend, an der erwähnten Kantate dies und jenes verbesserte, in gewählter Toilette am Klavier saß, als der Lohndiener die Tür öffnete und — zu meiner nicht geringen Überraschung Beethoven auf der Schwelle stand. Kaum traute ich meinen Augen: vier Treppen hatte der gefeierte Komponist nicht gescheut, um mir, dem 22jährigen Neophiten, einen Gegenbesuch abzustatten. Was ich in der ersten Verwirrung tat und sprach, weiß ich nicht, er hingegen, meine Verlegenheit wohl merkend, nahm sogleich das Wort; er komme, um mich vor Tisch bei dem freundlichen Wetter zu einem kleinen Spaziergang abzuholen und bei der Gelegenheit meine Wohnung, Instrumente, Musikalien und die Bilder meiner Eltern, wovon ich ihm gesprochen hatte, kennen zu lernen. Und wirklich begann er meine Hefte kontrapunktlicher Studien zu durchblättern, die kleine Handbibliothek, worin er seine Lieblinge, Homer und Goethe, fand, durchzusehen, ja sogar Handzeichnungen von mir mußte ich ihm vorlegen, wobei er alles mit Aufmerksamkeit betrachtete und sich lobend äußerte. Daß es mir ein Hochgefühl war, an der Seite des Verehrten durch die belebten Straßen nach dem Volksgarten zu wandeln, und in welchem Maße unterwegs die geistreichen Bemerkungen und uni-

verfellen Kenntniſſe mich den hohen Flug dieſes Genius nach jeder Richtung hin erkennen ließen, bedarf keiner Verſicherung; in ſolchen Momenten, da er, ganz erfüllt von dem Gegenſtand, redete, erſchien die Fülle der Ideen, die ſeinem Munde entſtrömten, wahrhaft wunderbar.

Die Haushälterin hatte während unſerer Abweſenheit die nötigen Vorbereitungen getroffen. Tiſch und Mahl waren auf das ſorgfältigſte ſerviert, ſo daß alles wie ein Räderwerk ablief. Beethoven war das Muſterbild eines väterlichen Amphitryonen in Wort und Tat, er bat mich beſtändig um Entſchuldigung ſeiner Junggeſellenwirtſchaft (die heute mindeſtens nichts zu wünſchen übrig ließ), ermattete nie in der Unterhaltung und erwähnte auch jener Zeit, da er als 22jähriger Jüngling nach dem Tode ſeines Vaters Johann, geſt. am 18. Dezember 1792, zum zweitenmal nach Wien gepilgert ſei, welches er ſeitdem nicht wieder verlaſſen habe. Den Kaffee bereitete er ſelbſt auf einer neuerfundenen Maſchine, deren Konſtruktion er mir ſogar umſtändlich auseinanderſetzte; wir nahmen ihn in dem anſtoßenden Zimmer, das ich, obgleich die Tür beſtändig offen ſtand, noch nie betreten hatte, ein. Hier ſah ich auch den herrlichen Flügel von Broadwood und auf demſelben die Prachtausgabe der Händelſchen Werke, beides war ihm von London verehrt worden, ein Band lag aufgeſchlagen auf dem Klavierpult. Ob er wohl zuweilen noch ſpielte!? Gehört habe ich ihn nie, ergriff aber die Gelegenheit, ihm zu bemerken, wie man einmal gefürchtet hätte, er möchte ſeinen Aufenthalt für die Zukunft in England nehmen, ſein Vaterland, Freunde und Bewunderer verlaſſen, und welche Trauer die Nachricht dieſer projektierten Überſiedlung in ganz Deutſchland hervorgerufen habe. Mag es nun ſein, daß ich mit dieſem Thema manche bittere Erfahrung geweckt, kaum geſchloſſene Wunden unbewußt berührt hatte, aus ſeiner Verſtimmung ließ es ſich zweifellos wahrnehmen; doch konnte ihn dieſes harmloſe Geſtändnis, ein Zeugnis meines lebhaften Intereſſes, unmöglich verletzt haben. Das tat es auch nicht, denn nachdem er einigemal mit der Hand über die Stirn gefahren, erwiderte er: „In früheren Jahren faßte ich allerdings den Entſchluß, Wien zu verlaſſen; Urſachen, die

außer meinem Beruf lagen, bestimmten mich dazu, dann waren mir auch Anerbietungen aus dem Auslande, namentlich von England und von Kassel zugegangen, die mir ein weit höheres Einkommen sicherten und bei meinen Verhältnissen schwer ins Gewicht fielen. Mein kaiserlicher Gönner und Schüler, Erzherzog Rudolf, geriet in die größte Bestürzung, als er meinen Entschluß vernahm: ‚Nein, nein,‘ rief er, ‚das darf nimmermehr geschehen! Nie dürfen Sie die Stätte verlassen, die ein Mozart und ein Haydn vor Ihnen heiligten, wo fänden Sie auch in der Welt ein zweites Wien? Ich werde mit meinem Bruder, dem Kaiser Franz, ich werde mit Esterhazy, Liechtenstein, Palffy, Lobkowitz, Karoly, mit allen Fürsten sprechen, daß man Ihnen ein festes, angemessenes Gehalt garantiert, das Sie aller Sorge für Ihre Existenz überhebt.‘“ „Und was geschah alsdann?“ fragte ich. „Ich blieb, komponierte, gab meine Konzerte und Akademien, nachdem die Kavaliere, Erzherzog Rudolf an der Spitze, sich zu einem jährlichen Beitrag verbunden hatten und hatte keine Ahnung, daß diese rechtlich eingegangenen Verpflichtungen jemals eine Änderung würden erfahren können; allein es geschah, was ich nie vermutete, man hielt mir nicht Wort! Was kümmerten auch die Aristokratie der Geburt und des Reichtums jene Ideale, die ein Künstlerleben durchdringen. Ich muß,“ setzte er noch mit Bitterkeit hinzu, — „arbeiten, damit ich zu leben habe.“ Solche Worte aus seinem Munde zu vernehmen, schnitten mir durch die Seele; das hatte ich nicht erwartet. Doch trug ich Bedenken, meine Ansicht über diesen Treubruch auszusprechen, da die Mitteilung ihn sichtlich aufgeregt hatte. Ich suchte daher seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, indem ich noch einmal auf den Enthusiasmus zurückkam, den „Fidelio“ unlängst erregt hatte, und dabei bemerkte, daß das bisher mangelnde Verständnis des Werkes endlich zum Durchbruch gelangt sei, und daß die deutsche Kunst mit Sehnsucht eine neue dramatische Schöpfung von ihm erwarte. „Woher aber ein gutes, mir zusagends Opernbuch nehmen?“ entgegnete er. „Abgeredete Verse erhielt ich schon von vielen Dichtern, aber von den Erfordernissen, die der Musiker bedarf, haben sie keinen Begriff, und frivole Sujets werde ich niemals komponieren. Grillparzer hat mir

ein Buch ‚Meluſine' verſprochen, zu ihm habe ich noch das meiſte Vertrauen — nun wollen wir ſehen, was daraus wird." — Man weiß, daß dieſe Hoffnung leider unerfüllt bleiben ſollte! Die „Neunte Sinfonie" erfüllte ſeine in den höchſten Sphären weilende Phantaſie, und die Vollendung dieſes Rieſenwerkes drängte jede andere Beſchäftigung zu dieſer Zeit zurück. Dennoch konnte ich ſeiner Antwort entnehmen, daß in der Kürze mehrere neue Quartette und Sonaten erſcheinen würden, deren Manuſkripte er bereits abgeſendet hatte. Es ſind die weltberühmten letzten Streichquartette op. 127, 130, 132 und 135 und großen Sonaten op. 109, 110 und 111. Alle ſind ſie unvergleichliche Meiſterwerke!

Als die Stunde der Trennung nahte und ich für das Viele, was ſeine edle Gaſtfreundſchaft mir leiblich und geiſtig gewährt hatte, meinen Dank ausdrückte, rief er mir noch unter der Tür nach: „Auf Wiederſehen!"

Mag immerhin eine ſtrengere Prüfung ihm den Vorwurf momentaner Aufwallung und Verletzung geſellſchaftlicher Formen nicht erſparen, ſo dürften dieſe ſchwachen Schatten in Anbetracht des wegen ſeiner Taubheit ſehr beſchränkten Verkehrs nach außen und des immer tieferen Verſenkens in die innere Welt der eigenen Gedanken doch gerechten Anſpruch auf Nachſicht erheben. Meine perſönliche, ganz objektive Erinnerung bewahrt nur den Nachklang eines hochherzigen, empfindungsvollen Charakters, deſſen Güte und Geduld für mein Geſchriebenes und Gedrucktes mich wahrhaft beſchämte und ſelbſt in der Ferne auf fremdem Boden von günſtiger Vorbedeutung für mich werden ſollte. Nicht minder anfechtbar ſcheint mir die Glaubwürdigkeit einer Anzahl von Anekdoten über Abſonderlichkeiten und Extravaganzen, die in Wien über ihn kurſierten, da ſie meines Erachtens nach weder die Züge ſeines harmloſen Humors trugen, noch in Sachen der Kunſt den rückhaltloſen, klaren Äußerungen des Mannes entſprachen. Selbſtverſtändlich können ſich dieſe Bemerkungen nur auf die ſpeziell hier bezeichnete Periode erſtrecken, als Beethoven, über deſſen frühere Tage viele düſtere Wolken gezogen waren, 54 Jahre zählte und im Gegenſatz zu ſeiner Vergangenheit viel ruhiger und gelaſſener in ſeinem Weſen geworden war.

Inzwischen weilte er abwechselnd in dem reizenden Helenental bei Baden, wo in der freien Natur auf Hügeln und in dichtbelaubten Wäldern seine Schöpferkraft die reichste Nahrung fand, wo die Gedanken ihm, wie er sich äußerte, in Fülle zuströmten. Ich besuchte ihn dort, denn er fühlte sich sehr unwohl, der Keim der späteren Krankheit lag schon damals in seinem Körper; trotzdem konnte ich nicht genug die Seelenstärke bewundern, mit der er sie bekämpfte. Nichts an ihm verriet sein Leiden bei den gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend; die Landschaftsbilder allein nahmen seine Sinne und Augen gefangen, war es doch der Aufenthalt auf dem Lande, dem wir die ideale Schilderung in seiner unvergleichlichen Pastoralsinfonie verdanken.

Wenige Wochen hierauf begegneten wir uns auf der Kärthnerstraße, sein scharfes Auge hatte mich zuerst erblickt; auf mich zukommend, nahm er sogleich meinen Arm mit den Worten: „Wenn es Ihre Zeit erlaubt, so begleiten Sie mich ins Paternostergassel zu Steiner (die Musikhandlung von Steiner & Haslinger), dem ich einmal den Text lesen werde, diese Verleger haben immer alle möglichen Ausflüchte bei der Hand. Wenn es sich um die Veröffentlichungen meiner Kompositionen handelt, möchten sie dieselben, wer weiß, bis nach meinem Tode verschieben, weil sie dann bessere Geschäfte damit zu machen denken; allein ich werde ihnen zu begegnen wissen" (wörtlich). Bei diesem Zusammentreffen war ich gleich anfangs erstaunt, Beethoven, sonst so wenig besorgt um seinen Anzug, heute in ungewöhnlich eleganter Toilette zu finden: blauer Frack mit gelben Knöpfen, tadellos weiße Beinkleider, ebensolche Weste und ein neuer Kastorhut wie gewöhnlich auf dem Hinterkopfe. Ich verließ ihn am Eingange des mit Leuten überfüllten Geschäftslokals, während er für meine Begleitung dankend mit Herrn Steiner in dessen Schreibstube ging, ich aber konnte nicht umhin, meinen in der Nähe wohnenden Lehrer Mayseder die auffallende Metamorphose von Beethovens Eleganz mitzuteilen, ein Ereignis, das ihn indessen weniger als mich überraschte, denn lächelnd sagte er: „Das ist nicht das erstemal, daß ihm seine Freunde in der Nacht die alten Kleider genommen und neue an deren Stelle gelegt

haben; davon hatte er keine Ahnung und zog in aller Gemütsruhe die vor ihm liegenden an.“ Dies ist die einzige auffallende Begebenheit, die ich von ihm zu erzählen weiß; auch forschte ich nicht weiter nach, ob sich die Sache wirklich auf diese Weise zutrug, muß aber wiederholt bemerken, niemals eine Zerstreutheit an Beethoven wahrgenommen zu haben. —

Ich füge nur noch die letzte Unterredung an, die ich mit dem tiefernsten Denker pflog. Eines Tages brachte ich ihm eine neue, etwas komplizierte Komposition von mir; nachdem er sie aufmerksam durchgelesen, äußerte er: „Sie geben zu viel, weniger wäre besser gewesen; das liegt eben in der himmelstürmenden Jugend, die nie genug zu tun meint, wird sich aber mit der reiferen Zeit schon geben, und lieber ist mir immer noch ein Überfluß als ein Mangel an Ideen.“ — „Wie soll man es denn anfangen, das Rechte zu finden und — wie sind Sie selbst zu diesem hohen Ziel gelangt?“ setzte ich schüchtern hinzu. „Ich trage meine Gedanken lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe“, antwortete er*). „Dabei bleibt mir mein Gedächtnis so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, was ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue so lange, bis ich damit zufrieden bin**); dann beginnt in meinem Kopfe die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zugrunde liegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich höre und sehe das Bild in seiner ganzen Ausdehnung wie in einem Gusse vor meinem Geist stehen, und es bleibt mir nur die Arbeit des Niederschreibens, die rasch vonstatten geht, je nachdem ich die Zeit erübrige, weil ich zuweilen mehreres zugleich in Arbeit nehme, aber sicher bin, keines mit dem andern zu verwirren. Sie werden mich fragen, woher ich meine Ideen nehme? Das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittel-

---

*) Wörtlich nachgeschrieben bis zum Schluß (Schlösser).

**) Dies stimmt auch vollkommen mit den von G. Nottebohm gesammelten Skizzen überein.

bar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen."

Mit unbeschreiblichen Empfindungen hatte ich zugehört, sein Wort tief in mein Herz geschlossen. — —

Der Mai neigte sich seinem Ende zu und mit ihm mein fast zweijähriger Aufenthalt in Wien. Mir fiel der Abschied schwer aufs Herz, und auch Beethoven war sichtlich ergriffen; es lag eine Rührung in seinem Lebewohl, als hätte er geahnt, daß wir uns nicht mehr sehen sollten, ich hätte ihm zu Füßen fallen mögen! Als ich nun die Feder ergriff, um ihm für das unendlich mir bewiesene Wohlwollen zum letztenmal zu danken, zog er augenblicklich meine Hand zurück. „Nichts von Dank," rief er, „dessen bedarf es nicht zwischen uns, was ich tat, kam von Herzen, und nun auch keine Rührung mehr; fest und mutig soll der Mensch in allen Dingen sein. Kommen Sie bald wieder nach Wien; wann ist Ihre Abreise?"*) — „Den 26. oder 27.", antwortete ich. — „Da werde ich Sie mit Briefen und Aufträgen für Paris wohl beschweren dürfen, die ich besorgt haben möchte, und mündlich dürfen Sie dem Musikverleger S . . . r.**) sagen, daß ich den Grund kenne, weshalb er die Herausgabe meiner Manuskripte verzögert, daß ich es aber nicht länger dulden würde." Düstere Trauer zog über meine Augen, als ich bald darauf den trefflichen Mann verließ, der so Großes der Tonkunst gewonnen. —

Etwas Wundersames aber sollte ich den Tag vor meiner Abreise noch erfahren. In der Frühe, unter dem Ordnen meiner Reiseeffekten, vernehme ich ein leises Klopfen von außen, ich öffne. — Wen sehe ich? — Beethoven ist's, der ins Zimmer tritt, man kann sich meine Überraschung denken, als er mich in diesem Durcheinander von Kleidern und Koffern, Musikalien und Instrumenten fand; er bemerkte es jedoch kaum, sondern erklärte sogleich, daß er nur käme, um mir noch einmal eine glück-

*) Nach Paris.

**) Schlesinger.

liche Reise zu wünschen und mir die versprochenen Briefe an Cherubini und den Verleger S . . . r., der französischen Post wegen unversiegelt zuzustellen; ungewiß, ob er mich zu Hause treffen würde, habe er zur Vorsicht, einen besonderen Brief zu meiner Instruktion geschrieben, den ich aufmerksam lesen möchte. Dieser Brief, ein heiliges Kleinod meines Albums, enthielt in der Tat, die genaueste Anweisung für die zu besorgenden Kommissionen und schloß mit der Versicherung seiner herzlichsten Ergebenheit. Als ich denselben gelesen und alles aufs beste zu besorgen ihm versichert hatte, fuhr er fort: „Ein kleines Andenken habe ich Ihnen noch mitgebracht, ich weiß, daß Sie einigen Wert darauf legen, obgleich Sie so bescheiden waren, es mir nicht abzuverlangen, nehmen Sie es als Zeichen meiner Freundschaft zur Erinnerung und behalten Sie mich lieb!" Mit zitternden Händen empfing ich das teure Notenblatt. Es enthielt einen Kanon für sechs Stimmen auf die Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Worte von Goethe, Töne von Beethoven. Wien, im Mai 1823. Auf der leeren Rückseite stand: „Reisen Sie glücklich, mein lieber Herr Schlösser, alles komme Ihnen erwünscht entgegen, Ihr ergebenster Beethoven. — —
Ich begleitete ihn die Treppe hinab, Hand in Hand, und blickte ihm, unten angekommen, noch lange nach, bis er meinen Augen entschwand.

Schindler erzählt Interessantes von verschiedenen Malern, denen Beethoven Sitzungen gewährte. (Bd. II, Seite 289 ff.)

Zur Herbstzeit von 1821 präsentierte sich bei Beethoven der Maler Stieler aus München mit guten Empfehlungen und dergleichen Künstlerrufe. Sein persönliches Wesen fand auch besonderen Beifall. Dieser Künstler verstand es, den launigen Meister in seltener Weise zu seinem Zwecke verfügbar zu machen. Sitzung auf Sitzung ward bewilligt und nicht eine Klage über Zeitverlust. Als Kunstwerk ist das Stielersche Porträt bedeutsam, gleichwohl das äußerlich Glänzende, oder modern Konventionelle, wie zur Zeit schon üblich, noch wenig Virtuosität bezweckt; das Ganze erscheint im einfachen Stil ausgeführt. In betreff

des charakteristischen Ausdrucks ist der Moment gut wiedergegeben und fand Zustimmung. Hingegen stieß die vom Künstler beliebte Auffassung des Titanen, am meisten die Neigung des Kopfes, auf Widerspruch, weil der Meister den Mitlebenden nicht anders bekannt war, als seinen Kopf stolz aufrecht tragend, selbst in Momenten körperlichen Leidens. Ein mit seinem Wesen bekannter Maler würde ihm diese Stellung nicht gegeben haben. — —

Es ist des Raumes wert, mitzuteilen, unter welchen Bedingungen Schimons Bild zustande gekommen. Auf meine Fürsprache erhielt der noch sehr junge Maler die Erlaubnis, seine Staffelei neben des Meisters Arbeitszimmer aufstellen zu dürfen und da nach Belieben zu schalten. Eine Sitzung hatte Beethoven standhaft verweigert, denn eben im vollsten Zuge mit der Missa solemnis erklärte er, keine Stunde Zeit entbehren zu können. Schimon aber war ihm bereits auf Steg und Weg nachgeschlichen und hatte schon mehrere Studien zum Behufe seiner Arbeit in der Mappe, war daher mit der so lautenden Erlaubnis ganz zufrieden. Als das Bild bis auf ein Wesentliches, den Blick des Auges, fertig war, schien guter Rat teuer, wie dieses Allerschwierigste zu erreichen; denn das Augenspiel in diesem Kopfe war von wunderbarer Art und offenbarte eine Skala vom wilden, trotzigen bis zum sanften, liebevollsten Ausdrucke, gleich der Skala seiner Gemütsstimmungen; für den Maler also die gefährlichste Klippe. Da kam der Meister selber entgegen. Das derbe, naturwüchsige Wesen des jungen Akademikers, sein ungeniertes Benehmen wie auf seinem Atelier, sein Kommen, ohne „Guten Tag", und Gehen, ohne „Adieu" zu sagen, hatte Beethovens Aufmerksamkeit mehr rege gemacht, als das auf der Staffelei Stehende; kurz, der junge Mann fing an ihn zu interessieren: er lud ihn zum Kaffee ein. Diese Sitzung am Kaffeetisch benutzte Schimon zu Ausarbeitung des Auges. Bei wiederholter Einladung zu einer Tasse Kaffee zu sechzig Bohnen war dem Maler Gelegenheit gegeben, seine Arbeit zu vollenden, mit welcher Beethoven ganz zufrieden gewesen.

Schindler erzählt ferner von der Porträtsitzung Beethovens, als dieser auf Wunsch des Verlegers Härtel sich 1823 vom Maler Waldmüller (1792—1865) malen

ließ. Das Bild wurde wahrscheinlich aus dem Gedächtnis vollendet und ist heute noch im Besitze der Firma Breitkopf & Härtel.

Zu Anfang des Jahres 1823 wünschte die Breitkopf & Härtelsche Verlagsbuchhandlung ein Bildnis von unserm Meister zu besitzen, und Waldmüller, Professor an der Akademie, ward zu dessen Anfertigung gewählt. Ungünstige Vorbedeutungen zu seinem Zwecke waren: dringende Arbeiten und anhaltendes Augenleiden, daher fortan üble Laune. Nach langem Hinhalten wurde die erste Sitzung bestimmt. Waldmüller benahm sich dabei ehrerbietig und allzu schüchtern, ein Verhalten, das in den meisten Fällen mit Beethoven zu keinem erwünschten Erfolg führte. Wir haben ja eben vernommen, auf welch entgegengesetzte Weise die beiden anderen Maler [Schimon und Stieler] zum Zweck gelangten. So sehr sich auch Waldmüller mit den Umrissen des Kopfes und dem Untermalen beeilte, so wurde dem gedankenvollen Meister dennoch die Zeit zu lang, er verließ daher alle Augenblicke den Sitz und ging verdrießlich im Zimmer auf und ab, auch ins Nebenzimmer an den Schreibtisch. Noch war das Untermalen nicht beendigt, als Beethoven zu deutliche Zeichen gab, daß er es nicht länger aushalten könne. Als der Farbenkünstler sich entfernt hatte, da brach der Zorn des Meisters los, und Waldmüller wurde der schlechteste Maler genannt — weil er ihn mit dem Gesicht gegen das Fenster sitzen ließ. Hartnäckig wies er jede Verteidigung zurück. Er kam zu keiner Sitzung mehr. Der Maler arbeitete demnach das Porträt aus der Phantasie fertig, weil er, wie er auf meine Gegenvorstellungen replizierte, das akkordierte Honorar von 20 Dukaten nicht missen könne.

An die Erlebnisse der Bildnismaler schließt sich passend die Beschreibung an, die Schindler in seiner Biographie (II. Aufl. 1845, Seite 269) vom Äußern des Meisters entwirft.

Beethoven dürfte schwerlich über 5 Fuß 4 Zoll Wiener Maß gemessen haben. Sein Körper war gedrängt, von starkem Knochenbau und kräftiger Muskulatur; sein Kopf ungewöhnlich groß, mit langem, struppigem, fast ganz grauem Haare bewachsen, das nicht selten vernachlässigt um seinen Kopf hing und ihm ein etwas verwildertes Aussehen gab, wenn noch dazu sein Bart eine übermäßige Länge erreicht hatte, was sehr oft

der Fall war. Seine Stirn war hoch und breit; sein braunes Auge klein, das sich beim Lachen beinahe ganz in den Kopf versteckte; dagegen trat es plötzlich in ungewöhnlicher Größe hervor, rollte entweder blitzend herum, den Stern fast immer nach oben gewandt, oder es bewegte sich gar nicht, stier vor sich hinblickend, sobald sich irgendeine Idee seiner bemächtigte. Damit erhielt aber sein ganzes Äußeres ebenso plötzlich eine auffallende Veränderung, ein sichtbar begeistertes und imponierendes Aussehen, so zwar, daß sich diese kleine Gestalt eben so riesenmäßig vor einem erhob, wie sein Geist. Diese Momente der plötzlichen Begeisterung überraschten ihn öfters in der heitersten Gesellschaft, aber auch auf der Straße und erregten gewöhnlich die gespannteste Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden. Was in ihm vorging, prägte sich nur in seinem leuchtenden Auge und Gesicht aus, niemals aber gestikulierte er weder mit dem Kopfe noch mit den Händen, ausgenommen wenn er vor dem Orchester stand. Sein Mund war gut geformt und ebenmäßig die Lippen (in jüngeren Jahren soll die Unterlippe etwas hervorgetreten sein), die Nase etwas breit. Sein Lächeln verbreitete über das ganze Gesicht etwas überaus Gütiges und Liebreiches, das in der Konversation mit Fremden besonders wohltat, indem es sie aufmunterte; dagegen war sein Lachen oft übermäßig schallend und verzerrte das geistreiche und stark markierte Gesicht; der große Kopf schwoll auf, das Gesicht wurde noch breiter, und das Ganze glich nicht selten einer grinsenden Fratze. Gut, daß es nur immer schnell vorübergehend war. Das Kinn hatte in der Mitte und an beiden Seiten eine längliche Vertiefung, die dem Ganzen eine muschelartige Gestaltung und eine besondere Eigentümlichkeit verlieh. Der Teint des Gesichts war gelblich, der sich aber durch das viele Wandern in der freien Natur, besonders zur Sommerzeit, verlor, wo dann die vollen Backen mit dem frischesten Firnis von Rot und Braun überzogen wurden.

Rochlitz schildert Beethoven, wie er „zurückgebeugten Hauptes starr an die Decke sieht". [Vergl. S. 286, Band I.] Letzteres gehört zu dem Augenspiel in Beethovens Kopf. Häufig trat das sonst klein scheinende Auge groß hervor, und der Blick, nach oben gerichtet, blieb an der

Decke oder am blauen Äther lange geheftet, dies entweder in der Meditation, oder wenn ihn im Gespräch etwas besonders affiziert hatte. Schimon allein hat einen solchen Moment vortrefflich ausgeführt, Stieler ihn bloß angedeutet. Die zu Anfang 1825 überstandene Krankheit hatte auch den Glanz des Auges vernichtet, so daß, wie in dieser Zeit so manches im Innern und Äußern sich zu metamorphosieren begonnen, von dem seltsamen Augenspiel fernerhin nichts mehr zu gewahren war. Mit der Veränderung im Äußern stimmt Stielers Gemälde überein. — —

Bei der Wahl der Toiletten-Gegenstände im Portrait einer historischen Person dürften doch wohl mancherlei Rücksichten zu beobachten sein, wobei auch zwischen wochen- und festtäglicher Kleidung, sogar zwischen guter und schlechter Jahreszeit zu unterscheiden sein wird. Einem Beethoven, der sich auf der Straße wie im Salon stets anständig zu kleiden verstand, wird noch insbesondere Aufmerksamkeit zu widmen sein. In solcher Beziehung muß von dem Meister gesagt werden, daß er es bis in seine letzten Lebenstage liebte, nach Umständen sorgfältige Toilette zu machen, in welcher stets harmonische Übereinstimmung zu finden gewesen. Ein Frack von feinem blauen Tuche (die bevorzugte Farbe in jener Zeit) mit metallenen Knöpfen kleidete ihn vorzüglich. Ein solcher, nebst einem anderen von dunkelgrünem Tuche, fehlte in seinem Schranke niemals. Zur Sommerzeit sah man ihn bei guter Witterung stets mit weißen Pantalons, Schuhen und weißen Strümpfen (Mode der Zeit). Weste und Halsbinde waren in jeder Jahreszeit weiß und zeichneten sich bei ihm selbst an Wochentagen durch musterhafte Reinlichkeit aus. Zu dieser Bekleidung hat man sich einen leichten Gang und gerade Haltung, überhaupt leichte Körperbewegungen, zu denken, wie diese unserm Meister allzeit eigen gewesen, und man hat Beethovens Persönlichkeit vor Augen. Mit diesem Begriffe wird man sich jedoch hüten müssen, vor das Standbild in Bonn — nach Hähnels Modell — zu treten, denn daran ist nichts Übereinstimmendes zu entdecken.

Am besten kann uns Schindler über das häusliche Leben des Meisters und über seine Gewohnheiten Aufschluß geben, da er ihn nicht, wie so viele Besucher einmal kurz beobachten konnte, sondern jahrelang.

Schindler erzählt (Bd. I, S. 153), daß Beethoven im April 1823, zur Zeit vieler Mühsale und Widerwärtigkeiten, eines Tages einen Ausflug nach jener Gegend vorgeschlagen, die er zehn Jahre lang nicht mehr betreten hatte. Zunächst sollte Heiligenstadt und seine Umgebung besucht werden, wo er so viele Werke zu Papier gebracht, aber auch seine Naturstudien (!) betrieben hatte. Die Sonne schien sommerlich, und die Landschaft prangte bereits im schönsten Frühlingskleide. Nachdem das Badehaus zu Heiligenstadt mit dem anstoßenden Garten besehen und manch angenehme, auch auf seine Schöpfungen bezugnehmende Erinnerung zum Ausdruck gekommen war, setzten wir die Wanderung nach dem Kahlenberg über Grinzing fort. Das anmutige Wiesental zwischen Heiligenstadt und letzterem Dorfe durchschreitend, blieb Beethoven wiederholt stehen und ließ seinen Blick voll von seligem Wonnegefühl in der Landschaft umherschweifen. Sich dann auf den Wiesenboden setzend und an eine Ulme lehnend, fragte er mich, ob in den Wipfeln dieser Bäume keine Goldammer zu hören sei. Es war aber alles stille. Darauf sagte er: „Hier habe ich die Szene am Bach geschrieben, und die Goldammern da oben, die Wachteln, die Nachtigallen und Kuckucke ringsherum haben mitkomponiert." Auf meine Frage, warum er die Goldammer nicht auch in die Szene eingeführt, griff er nach dem Skizzenbuche und schrieb (nämlich das hüpfende G-Dur-Motiv im zweiten Satze der Pastoral-Sinfonie). „Das ist die Komponistin da oben", äußerte er; „hat sie nicht eine bedeutendere Rolle auszuführen als die anderen? Mit denen soll es nur Scherz sein." Als Grund, warum er diese Mitkomponistin nicht ebenfalls genannt, gab er an: „Diese Nennung hätte die große Anzahl böswilliger Auslegungen dieses Satzes nur vermehrt."

Schindler erzählt Bd. II, 52, vom Suchen einer Landwohnung:

Eine Fahrt von Hetzendorf nach Baden, um dort mit Beethoven für ihn eine Sommerwohnung zu suchen, und dieses Geschäft selbst ge-

hören zu meinen possierlichsten Erinnerungen an den großen Sonderling. Alsbald fing er an, die lange Reihe dort bereits gehabter Wohnungen und ihr Unangenehmes und Unbequemes in der Erinnerung zu mustern. Von allen blieb nur eine übrig, die ihm paßte. „Allein die Leute haben im vorigen Jahre erklärt, mich nicht wieder aufnehmen zu wollen." Solche Erklärungen waren in andern Häusern schon oft erfolgt. In Baden angekommen, ersuchte er mich, als Parlamentär mich in die gewünschte Wohnung zu verfügen und in seinem Namen das Versprechen besserer Ordnung und Rücksicht auf die fremden Mitbewohner (ein Hauptanklagepunkt) zu geben. Dieses Versprechen fand aber keine Beachtung; ich ward abgewiesen. Der harrende Freund war darob tief betrübt. Noch einmal ward der Parlamentär in die Feste des Schlossermeisters mit neuen Beteuerungen des Wohlverhaltens gesandt. Diesmal fand er williges Gehör. Es wurde jedoch ausdrücklich die Forderung gestellt, Beethoven solle wiederum im Zimmer nach der Straße wie im vorigen Jahre Fensterläden anbringen lassen. Vergeblich waren wir bemüht, den Grund dieser sonderbaren Forderung zu erraten. Indes, da die Herbeischaffung dieses Requisits zur Abhaltung des grellen Sonnenlichts für die leidenden Augen des Tondichters als dringend notwendig sich erwies, so wurde diese Forderung gerne zugestanden. Schon nach wenig Tagen erfolgte die Übersiedlung.

Und warum diese Forderung? — Beethoven pflegte sich bei seinem vorigjährigen Aufenthalte zuweilen an die bloß behobelten Fensterläden zu stellen und nach seiner Weise ellenlange Rechnungen, mitunter musikalische Einfälle, überhaupt ein Bunterlei mit Bleistift aufzuzeichnen, so daß diese dünnen Lindenholztafeln eine Art von Tagebuch bildeten. Im Sommer 1822 wohnte eine Familie aus Norddeutschland gegenüber, die ihn bei dieser Beschäftigung beobachtet und nach seinem Abzuge einen dieser Läden dem Schlossermeister abgekauft hatte. Einmal den Wert eines so bemalten Fensterladens kennen gelernt, hielt es gar nicht schwer, alle vier Stück an Kurgäste zu verkaufen. Bei der von dem Apotheker T. in Baden später erhaltenen Kunde von diesem Handel brach der Meister in ein homerisches Lachen aus*).

*) Ähnliches findet sich später in den Erinnerungen Herm. Rollets.

Waschen und Baden. (Bd. II, 192.)

Waschen und Baden gehörten zu Beethovens unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen. Hierin war er ganz Orientale. Für ihn hatte Mohammed keineswegs zu viele Waschungen vorgeschrieben. Ging er während der Arbeit in den Vormittagsstunden nicht aus, um sich wieder zu sammeln, so stellte er sich, oft im tiefen Negligé, ans Waschbecken und goß große Krüge voll Wasser auf seine Hände, dabei die ganze Skala auf- und abwärts heulend oder zur Abwechslung brummend; bald durchschritt er wieder mit rollenden oder stieren Augen das Zimmer, notierte einiges und setzte dann das Aufgießen und Heulen weiter fort. Dies waren Momente tiefster Meditation, wovon kein besonderes Aufhebens zu machen wäre, hätten sie nicht nach zwei Seiten unangenehme Folgen gehabt. Zunächst bewirkten sie oft Lachen bei seinen Dienstleuten, und, dies gewahrend, geriet der Meister in Zorn, der ihn bisweilen zu lächerlichen Ausbrüchen gebracht. Oder er geriet mit den Hauseigentümern in Konflikt, wenn das Wasser durch den Boden gedrungen, was leider oft vorgekommen ist. Dies war ein Hauptgrund, daß Beethoven allenthalben ein unbeliebter Einwohner gewesen.

Essen und Trinken. (Bd. II, 193.)

Zum Frühstück nahm Beethoven Kaffee, den er sich meist selbst in einer Glasmaschine bereitet hat. Kaffee scheint sein unentbehrlichstes Nahrungsmittel gewesen zu sein, womit er auch so skrupulös verfuhr, wie von den Orientalen bekannt. Sechzig Bohnen wurden für eine Tasse gerechnet und oft abgezählt, besonders wenn Gäste anwesend waren. Zu seinen Lieblingsgerichten gehörten Makkaroni mit Parmesankäse. — Ferner gehörten alle Fischspeisen zu seinen Lieblingsgerichten. Daher wurden Gäste meist am Freitag geladen, um einen schweren Schill (dem Schellfisch ähnlicher Donaufisch) mit Kartoffeln präsentieren zu können. Von einem Souper war selten die Rede. Ein Teller Suppe und etwas von den Resten des Mittags war alles, was er zu nehmen pflegte. Sein Lieblingsgetränk war frisches Brunnenwasser, das er zur Sommerzeit fast unmäßig zu sich nahm. Von Weinsorten war es der Ofener Wein, den er vorzog. Leider mundeten ihm am

besten die verfälschten Weine, die in seinem geschwächten Unterleib viel Unheil angerichtet. Dagegen half kein Warnen. — Auch liebte unser Meister, ein gutes Glas Bier des Abends zu nehmen, wobei eine Pfeife Tabak und die Zeitungen Gesellschaft geleistet. — Gasthöfe und Cafehäuser besuchte Beethoven in den letzten Jahren noch oft, in letztere mußte er aber durch eine Hintertür gelangen und in einem abgesonderten Zimmer Platz nehmen können. Fremde, die ihn zu sehen wünschten, wurden dorthin gewiesen; denn er wechselte nicht und wählte stets ein seiner Wohnung nahe gelegenes Cafehaus. Mit vorgestellten Fremden ließ er sich an diesen Orten nur höchst selten in ein Gespräch ein. Das letzte Zeitungsblatt durchgelaufen, ging er wieder eiligst zur Hintertür hinaus.

Zeitanwendung. (Bd. II, 192.)

In jeder Jahreszeit stand Beethoven mit Tagesanbruch auf, um sogleich an den Schreibtisch zu gehen. So arbeitete er bis 2 oder 3 Uhr, die Stunde seines Mittagstisches. In der Zwischenzeit lief er meist ein- oder zweimal ins Freie, wo er aber ebenfalls „spazieren arbeitete". Solche Ausflüge überschritten selten die Dauer einer vollen Stunde und glichen den Ausflügen der Bienen, um Honig zu sammeln, sie blieben sich auch in jeder Jahreszeit gleich, und weder Kälte noch Wärme wurde beachtet. Die Nachmittage waren zu regelmäßigen Spaziergängen bestimmt; zu späterer Stunde pflegte er ein bevorzugtes Bierhaus aufzusuchen, um die Tagesliteratur zur Hand zu nehmen, wenn dieses Bedürfnis nicht bereits in einem Cafehause befriedigt worden. Zur Zeit der englischen Parlamentssitzungen aber ward die „Allgemeine Zeitung" wegen der Verhandlungen regelmäßig zu Hause gelesen. Daß sich unser Politikus auf die Seite der Opposition gestellt, wird man begreiflich finden. Dazu bedurfte es nicht seiner großen Vorliebe für Lord Brougham, Hume und andere Oppositionsredner. Die Winterabende verbrachte Beethoven stets zu Hause, sie waren der ernsten Lektüre gewidmet. Nur selten sah man ihn abends mit Notenschrift beschäftigt, weil diese zu angreifend für seine Augen war. In früheren Jahren mochte dies anders gewesen sein; daß er jedoch die Abendstunden zu keiner Zeit

zur Komposition (Erfindung) benutzt, ist gewiß. Längstens 10 Uhr begab er sich zur Ruhe.

In der Abenddämmerung. (Bd. II, 191.)

Beethoven liebte besonders, in der Abenddämmerung sich an den Flügel zu setzen und zu fantasieren, öfters auch Violine oder Viola zu spielen, zu welchem Zwecke diese Instrumente immer auf dem Flügel lagen. Wie dieses Spiel geklungen, da der äußere Sinn gar nicht mehr mitwirken konnte, ist überflüssig zu sagen; besonders auf den Streichinstrumenten, die er nicht zu stimmen vermochte, war es für die Mitbewohner eine Ohrenpein. Das Extemporieren auf dem Flügel war nur zuweilen deutlich, dann meist von großem Reiz; in der Regel wurde die Undeutlichkeit durch die Gewohnheit der linken Hand herbeigeführt, sich mit aller Breite auf die Tastatur zu legen und lärmend zu verdecken, was die rechte oft allzu zart ausgeführt hat. In der letzten Zeit hatte ihm der Pianofortefabrikant Konrad Graf einen Schalldeckel verfertigt, der, auf den Flügel gestellt, die Töne dem Ohre leichter zuführen sollte. Mit einzelnen Tönen war der Zweck erreicht, allein ein harmonisches Spiel hat das Ohr vollständig überwältigt, weil die Luftschwingungn, auf den engsten Raum beschränkt, betäubend wirken mußten.

Schindler erzählt (Bd. II, Seite 161) von Beethovens Religiosität:

Beethoven war in der katholischen Religion erzogen. Daß er wirklich innerlich religiös war, bezeugt sein ganzer Lebenswandel, daß er niemals über Religionszustände oder über die Dogmen der verschiedenen christlichen Kirchen gesprochen, um seine Ansichten darüber mitzuteilen, war eine der besonderen Eigenheiten. Mit ziemlicher Gewißheit kann aber gesagt werden, daß seine religiösen Anschauungen weniger auf dem Kirchenglauben beruhten, als vielmehr im Deismus ihre Quelle gefunden haben. Ohne eine gemachte Theorie vor Augen zu haben, erkannte er doch zu offenbar Gott in der Welt, wie auch die Welt in Gott. Die Theorie hierzu bildete sich für ihn in der gesamten Natur und scheint das mehrfach genannte Buch „Christian Sturms Betrach-

tungen der Werke Gottes in der Natur" nebst den aus den philosophischen Systemen der griechischen Weisen geschöpften Belehrungen zumeist sein Wegweiser auf dieser Bahn gewesen zu sein. Es wäre schwer, das Gegenteil zu behaupten, wenn man gesehen, wie er sich den betreffenden Inhalt jener Schriften zu innerem Leben zunutze gemacht hat.

Schindler erzählt (Bd. II, Seite 28), daß Beethoven sein Lieblingsbuch „Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung" gern als Volksbuch empfahl. Aber er traf auf Widerstand bei seinen Aufklärungsversuchen.

Da er bei seinem Landaufenthalte auch mit Geistlichen in Berührung gekommen, so unterließ er nicht, ihre Aufmerksamkeit auf genanntes Lehr- und Erbauungsbuch zu lenken, ja, er empfahl es sogar zu Vorträgen auf der Kanzel. Allein er fand nur taube Ohren, und als ihm einstens der Pfarrer zu Mödling erwiderte: „Unser Volk braucht von den Erscheinungen am Firmamente nur zu wissen, daß Sonne, Mond und Sterne auf- und niedergehen usw." — da hatte sich der Eifer des Propagandisten bald gemindert, so daß in seinen letzten Lebensjahren außer bittern Sarkasmen nach dieser Richtung hin kein Wort mehr über diese Volkszustände die Lippen berührt hat.

Gedächtnis. (Bd. II, 179.)

Beethovens Gedächtnis für Zurückliegendes hat sich immer als sehr schwach erwiesen. Es ist nicht ohne Interesse, dieser Erscheinung näherzutreten, um zu sehen, ob dieselbe bloß auf ihn persönlich Bezug Habendes, Erlebtes, eingeschränkt bleibe, oder ob dieselbe sich auch auf das Musikalische ausdehne. Nach beiden Seiten hin. War man nicht daran gewöhnt, so mußte es auffallen, wie dem Meister schon seine letzte Schöpfung in ihren Einzelheiten ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war, dies nicht etwa bei großen Werken in Partitur, sondern auch für Pianoforte allein. Saß er mit einer neuen Komposition beschäftigt, so lebte sein ganzes Ich augenfällig nur darin, und eben erst Vollendetes lag ihm schon so weit zurück, als gehörte es einer früheren Periode an.

Derlei Beweise ergaben sich nur zu oft mit Kopisten oder bei Gelegenheit von Anfragen. Er ward unwillig, wenn man nicht mit der Schrift in der Hand um irgendwelche Belehrung ersuchte. Mit fremden Werken war es dasselbe; alles mußte ihm vor Augen gelegt werden, sollte es in seiner Erinnerung wieder aufleben. Nur mit Haydns und Mozarts Werken gewahrte man Ausnahmen von der Regel. Dieses scheinbar schwache Gedächtnis steht im Widerspruche mit dem Inhalt der griechischen Klassiker. Wie erklärt es sich wohl, daß er lange Stellen daraus zu zitieren vermochte? Fragte es sich, zu wissen, wo diese oder jene Stelle stehe, so war ihm das Auffinden ein so leichtes, wie einer Stelle in einem seiner Werke. Vielleicht läßt es sich erklären mit dem in seiner Zeit herrschenden Brauche, alle Tonwerke in Gegenwart eines Zuhörerkreises aus der Stimme vorzutragen, demnach der Mechanismus des Gedächtnisses durch Auswendiglernen unkultiviert geblieben. Unsere Zeit zeigt in diesem Punkte den Gegensatz. In früherer Epoche hat selbst der Komponist das eigene Werk niemals auswendig vorgetragen. Das Kokettieren mit dem Mechanismus sowohl im Kopfe wie in den Händen lag nicht im Geiste des Zeitalters. —

Zimmereinrichtung. (Bd. II, Seite 187 ff.)

Das große Kind liebte einen Nipptisch zu haben, mit mancherlei Gegenständen besetzt, die zur Kurzweil, vielleicht aber auch höheren Zwecken dienten. Sein Schreibtisch, in früheren Jahren von großem Umfange, stellte zugleich einen solchen Nipptisch vor. Darauf waren als Briefbeschwerer zu sehen Kosaken und ungarische Husaren, einige Leuchter von verschiedenen Formen, mehrere Schellen, vom Silber- bis zum Schafglockenton, einige Statuetten alter Griechen und Römer, davon sich nur mehr die von Brutus erhalten, den er so sehr bewundert hat, und Schreibutensilien von neuester Erfindung. Ferner sah man Glockenzüge, in einem Zimmer mit einer kostbaren dicken Seidenschnur, im anderen mit einem hanfenen Strick usw. Für Möbel jeder Art hat der Meister nicht mehr verwendet wie der ärmste Handwerker. Er kaufte sie stets beim Trödler. Bei seinen Stadtpromenaden verweilte er vor diesem oder jenem Laden, die Auslagen so lange belorgnettierend, bis

er sich in irgend etwas verliebte und es kaufte. Manche dieser Gegenstände waren für den Neffen bestimmt. Das beständige Wanderleben, Einpacken und Auspacken hat jedoch dieses mitunter ernste Spielzeug immer bald wieder aus dem Gesichtskreise verschwinden gemacht. Nur einiges konnte aufbewahrt werden. —

Musikalische Bibliothek. (Bd. II, 182.)

Sehr dürftig stand es um seine musikalische Bibliothek. Von eigenen Werken war nur eine geringe Anzahl darin zu finden. Von den alten Italienern kannte er — wie seine Zeit überhaupt — nichts mehr, als die Sammlung kurzer Stücke von Palestrina, Nanini, Vittoria und andern, welche Freiherr von Tucher um 1824 bei Artaria drucken ließ. Diese war da. Von Josef Haydn und Cherubini war keine Note da; von Mozart ein Teil der Partitur von Don Giovanni und viele Sonaten. Von Clementi waren fast alle Sonaten vorrätig. Für diese hatte er die größtmöglich Vorliebe und stellte sie in die erste Reihe der zu einem schönen Klavierspiel geeigneten Werke, dies ebensowohl wegen der schönen, gefälligen und frischen Melodien, als wegen der festen, darum leichtfaßlichen Formen, in denen sich alle Sätze bewegen. Für Mozarts Klaviermusik hatte Beethoven nur geringe Sympathie. Darum ließ der Meister die musikalische Erziehung seines geliebten Neffen mehrere Jahre hindurch fast ausschließlich mittelst Clementischer Sonaten fortsetzen. Dies wollte dem viel weniger für dieselben eingenommenen Karl Czerny, damaligem Lehrer des Neffen, nicht behagen. —

Ferner waren vorhanden die bis dahin herausgegebenen zwei Hefte Etüden von John Cramer. Diese Etüden erklärte unser Meister als die Hauptbasis zum gediegenen Spiel. Wäre es je zur Ausführung seiner Absicht gekommen, selbst eine Klavierschule zu schreiben, so hätten diese Etüden den wichtigsten Teil der praktischen Beispiele darin ausgemacht, denn er betrachtete sie als die geeignetste Vorschule zu seinen eigenen Werken ob der in vielen herrschenden Polyphonie. —

Von dem Erzvater, Johann Sebastian Bach, war der Vorrat nur ein sehr kleiner. Einige Motetten ausgenommen, die meistens im häuslichen Kreise bei van Swieten gesungen wurden, befand sich in diesem

Vorrat wohl das meiſte, was die damalige Epoche von Sebaſtian gekannt, nämlich: das wohltemperierte Klavier, mit ſichtbaren Zeichen fleißigen Studiums, drei Hefte von den Exercices, fünfzehn Inventions, fünfzehn Sinfonien und auch eine Tokkata in D-Moll.

Draſtiſch iſt Beethovens Dienſtbotenelend gekennzeichnet durch Schindlers Bericht Band I, Seite 266.

Beethovens löbliche Gewohnheit, Notizen über ſich ſelber, ſein Denken und Fühlen niederzuſchreiben, erſtreckte ſich gleichfalls auf ſeine Hausangelegenheiten. Hierzu wurden zumeiſt die leeren Blätter im Kalender benutzt, der in ſolcher Hinſicht als Tagebuch gegolten. Derlei Tagebücher haben ſich vollſtändig aus den Jahren 1819, 1820 und 1823 vorgefunden.*) Erſteres (1819) enthält bloß nachſtehende Anmerkungen:

Am 31. Januar der Haushälterin aufgeſagt.
„ 15. Februar die Küchenmagd eingetreten.
, 8. März hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgeſagt.
„ 22. März iſt die neue Haushälterin eingetreten.
„ 12. Mai in Mödling eingetroffen.

Miser et pauper sum.

Am 14. Mai iſt die Aufwärterin eingetreten mit monatlich 6 Gulden.
„ 20. Juli der Haushälterin aufgeſagt.

Der Jahrgang 1820 iſt aber ſchon an hausgeſchichtlichen Notizen reicher. Z. B.:

Am 17. April die Küchenmagd eingetreten.
„ 19. April ſchlechter Tag (d. h. der Meiſter bekam nichts Genießbares auf den Tiſch, weil infolge des langen Sitzens in der Werkſtätte die Speiſen bereits verkocht oder ganz verdorben waren).
„ 16. Mai dem Küchenmädchen aufgeſagt.
„ 19. Mai die Küchenmagd ausgetreten.
„ 30. Mai die Frau eingetreten.
„ 1. Juli die Küchenmagd eingetreten.

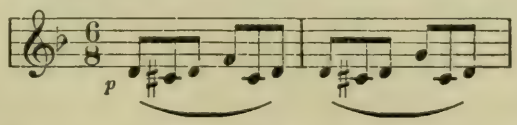
*) Jetzt in der Kgl. Bibliothek in Berlin.

Am 28. Juli abends ist die Küchenmagd entflohen.
„ 30. Juli ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten. Die vier bösen Tage, 10., 11., 12., 13. August, in Lerchenfeld gegessen. (Eine Vorstadt außer den Linien [Stadtgrenzen.]
„ 28. der Monat von der Frau aus. [D. h. sie war nur für 1 Monat verpflichtet.]
„ 6. September ist das Mädchen eingetreten.
„ 22. Oktober das Mädchen ausgetreten.
„ 12. Dezember das Küchenmädchen eingetreten.
„ 18. Dezember dem Küchenmädchen aufgesagt.
„ 27. Dezember das neue Stubenmädchen eingetreten.

Schindler hat in der I. Aufl. seiner Biographie (1841) mancherlei über Beethovens musikalische Absichten und Anschauungen berichtet, wodurch seine schon früher (S. 65 ff.) mitgeteilten Erinnerungen ergänzt werden. Wir wählen daraus das Wichtigste aus (Seite 196, 198, 211, 227, 235).

Beethoven beschränkte sich nicht auf das Schreiben nach hergebrachten Formen, sondern er umging diese häufig, weil die Idee, durch die er sich anregen ließ, eine andere Behandlung, oder richtiger, eine neue Einkleidung erforderte. Daher mancher zu dem Ausspruch kam: die Sonaten Beethovens sind lauter verkappte Opern. — —

Auf meine einstmals an Beethoven gerichtete Frage, warum er bei einem oder dem anderen Satze seiner Sonaten nicht gleich die poetische Idee angedeutet habe, indem sich eine solche dem sinnigen Hörer gewissermaßen von selbst aufdringe, antwortete er: Daß jene Zeit, in welche er seine Sonaten geschrieben (bis auf wenige gehören alle der ersten und zweiten Periode an. Schindler.), poetischer als jetzt (1823) gewesen; daher solche Andeutungen damals überflüssig waren. „Jedermann", fuhr er fort, „fühlte damals aus dem Largo der dritten Sonate in D, op. 10, den geschilderten Seelenzustand eines Melancholischen



heraus, mit allen den verschiedenen Nuancen von Licht und Schatten im Bilde der Melancholie und ihrer Phasen, ohne daß eine Aufschrift

den Schlüssel dazu liefern mußte, und jedermann fand damals in den zwei Sonaten, op. 14, den Streit zweier Prinzipe, oder einen Dialog zwischen zwei Personen geschildert, weil es gleichsam so auf der Hand liegt" usw. — Ein andermal bat ich ihn, mir den Schlüssel zu den beiden Sonaten op. 57 (F-Moll) und op. 29 (D-Moll) anzugeben. Er erwiderte: „Lesen Sie mir nur Shakespeares Sturm." — —

Was die Sonate pathétique unter Beethovens Händen wurde (obgleich er am reinen Spiel manches zu wünschen übrig ließ), das mußte man gehört und wieder gehört haben, um sich genau orientieren zu können, daß es dasselbe, schon bekannte Werk sei. Überhaupt wurde alles und jedes, von seiner Hand vorgetragen, zu einer neuen Schöpfung, wobei sein stets gebundenes Spiel wesentlich mitwirkte, das zu seinen besonderen Eigenheiten im Vortrage gehörte. Beim Unterricht lehrte Beethoven: Die Hände stets anlegen an die Klaviatur, damit die Finger sich nicht mehr als nötig heben können, denn nur bei dieser Methode wird es möglich, Ton zu erzeugen und singen zu lernen. — Das abgestoßene Spiel, besonders im Vortrag von Passagen, haßte er, und nannte es „Fingertanz" oder „die Hände in der Luft führen". Was ich selbst von Beethoven immer vortragen hörte, war mit wenig Ausnahme stets frei alles Zwanges im Zeitmaße; ein „Tempo rubato" im eigentlichsten Sinn des Wortes, wie es Inhalt und Situation bedingte, ohne aber nur den leisesten Anklang an eine Karikatur zu haben. Es war die deutlichste, faßlichste Deklamation, wie sie in dieser hohen Potenz vielleicht nur aus seinen Werken heraus zu studieren sein dürfte. Seine älteren Freunde, die der Entwicklung seines Geistes nach jeder Richtung hin aufmerksam gefolgt sind, versicherten, daß er diese Vortragsweise erst in den ersten Jahren seiner dritten Lebensperiode angenommen, und von der früheren weniger nuancierten ganz abgewichen sei; woraus hervorgeht, daß sein Forschungssinn schon damals die Mittel und Wege gefunden hatte, dem Laien wie dem Geweihten die Pforten zu den Mysterien seines Geistes sicher zu entschließen. — Wie die Sonaten, so wollte er auch seine Quartettmusik vorgetragen wissen, die nicht minder ähnliche Seelenzustände malt, wie der größere Teil seiner Sonaten. — —

Hinsichtlich der Akzentuation muß ich überhaupt bemerken, daß Beethoven vorzüglich alle Vorhalte, besonders jene der kleinen Sekunde, und diese selbst in laufenden Passagen kräftig hervorhob; in langsamerer Bewegung aber selbe ungemein schön (wie der Sänger) zur Hauptnote hinüberzutragen wußte. —

Es fehlte nicht an Klagen über Vergreifung der Tempi bei den Konzerten des großen Wiener Musikvereins, zumal die oberste Leitung stets in Händen von Dilettanten sich befand, die so große Massen zu leiten und zu beherrschen ungeübt waren. Diese Klagen brachten Beethoven eines Tages zu der höchst wichtigen Äußerung: Er habe seine Sinfonien für kein so großes Orchester geschrieben, als der Wiener Musikverein gewöhnlich aufstellt, weil er überhaupt keine Lärmmusik geschrieben haben wolle. Er verlange für seine Instrumentalwerke nur ein Orchester von ungefähr sechzig guten Musikern, indem er überzeugt sei, daß nur diese Zahl die schnell wechselnden Schattierungen im Vortrage richtig geben könne, mithin der Charakter jedes Satzes samt seinem poetischen Inhalte nicht verletzt werde.

Über die Auffassung Beethovens vom Vortrag einzelner Werke macht Schindler im Jahre 1857 zweimal bedeutsame Bemerkungen, von denen die erste auch von Sonnleithner bestätigt wird.
(Niederrheinische Musikzeitung 1857, Nr. 17. Besprechung der Aufführung der 9. Sinfonie in Frankfurt, April 1857.)

Wie es Beethoven mit den herkömmlichen Wiederholungen in seinen letzten Lebensjahren gehalten, weisen die meisten Werke aller Gattungen aus dieser Periode sattsam aus. Bei Veranlassung der Aufführung seiner acht Sinfonien im Josephstädter Theater 1823 und 1824 hatte er mir ausdrücklich geboten, die Wiederholung der zweiten Teile zu übergehen, „weil doch schon alles mehrmal gehört worden und die Leute die Sinfonien schon auswendig wissen". Bei einzelnen Sonaten wollte er sogar die Wiederholung des ersten Teiles nicht mehr gelten lassen.

(Niederrheinische Musikzeitung Nr. 24, 1857. Besprechung der Frankfurter Aufführung der Missa solemnis.)

Daß unser Großmeister den vorzüglicheren musikalischen Begebenheiten

der Kaiserstadt mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird man wohl begreiflich finden; daß sich diese aber bei seinen Kompositionen, vornehmlich, wenn er sie unter zweifelhaften oder gar schlechten Händen wußte, z. B. unter der Leitung des bekannten Barons von Lannoy, um vieles gesteigert hatte, wird jeder aus seinem Kreise bestätigen. Nach jeder Produktion eines der hervorragenden Werke war es sein Wunsch, alsbald über das Ergebnis unterrichtet zu sein. Die an uns gestellten Fragen betrafen, wenn es sich um ein Orchesterwerk gehandelt, in der Regel nur das, was ihm dabei die Hauptsache gewesen, nämlich die Tempi der verschiedenen Sätze; nur zuweilen bekümmerte er sich um Detail, das in einzelnen Stimmen vorgegangen. Ganz entgegengesetzt tat er bei Klavier- und Quartettmusik, da ging er regelmäßig ins Detail ein und verlangte auch noch das Tempo dieses oder jenes Mittelsatzes, einzelner Anhänge, das Hervortreten dieser oder jener Mittelstimme (so auch in der Klaviermusik) und dergleichen mehr zu erfahren. Für uns junge Leute war ein solches Examen stets belehrend, weil der Meister in seinem Feuereifer den abwesenden Dirigenten und auch die Spieler zur Stelle korrigiert hat. Von seinem Tempo zumal wollte Beethoven in keinem Falle ein Haarbreit ablassen, weil er richtiges Maß in der Bewegung mit der innewohnenden Charakteristik des Satzes oder dessen einzelnen Bestandteilen aufs genaueste identifiziert hat. Auch Seyfried legt über diesen Punkt in dem biographischen Abrisse von Schuppanzigh in Schillings Lexikon ein Zeugnis nieder. Überhaupt hieß es die erworbenen Begriffe von der fraglichen Sache tüchtig zusammennehmen, wollte man bei derlei Verhandlungen vor des Meisters Richterstuhle nicht gedemütigt oder verlacht werden; denn die oftmals in seinem Gemüte rege gewordenen Emotionen waren nicht immer sanfter Art.

Folgender Brief Blahetkas, des Vaters der tüchtigen Pianistin Leopoldine Blahetka (und Beethovens hilfreicher Freund), an Schindler ist interessant wegen der Bemerkungen über Beethovens Charakter und über Schindlers Biographie, weshalb er hier nach dem Original im Besitze von Louis Koch, Frankfurt, ganz gegeben wird:

Boulogne-sur-Mer, 24. September 1840.

Lieber, teurer, alter Freund!

Wir danken Ihnen alle drei recht herzlich für das große Vergnügen, welches Sie uns durch die Zusendung Ihrer Biographie des Unsterblichen gemacht haben. Man fiel sogleich mit großer Begierde darüber her und las das brave Werkchen von einem Ende zum andern mit ununterbrochenem Interesse. Es gereicht mir zum großen Vergnügen, daß ich Ihre Arbeit nur loben kann. Sie gibt mir ein treues Bild von dem Charakter und der ganzen Individualität Beethovens. Sie macht den Leser mit seinen Schicksalen insofern bekannt, als die noble Delikatesse des Verfassers erlaubte, den Schleier des Anstandes zu lüften, hinter welchem niedrige Gemeinheit mit der Unbehilflichkeit eines Mannes ihr ekelhaftes Spiel trieb, der von seinem Standpunkte aus alles, was ihn umgab, schon deswegen ganz falsch beurteilen mußte, weil er in sich selbst zu einer angemessenen Beurteilung keinen Maßstab fand und, sich stets in seiner Ideen-Welt bewegend, nie gelernt hatte, aus sich selber herauszutreten. Er fühlte das wohl mit mehr oder weniger Bestimmtheit, weswegen er immer in seiner Umgebung Vermittler zwischen ihm selbst und der Welt suchte, und gerade die Vermittler mißbrauchten ihn fast immer. Wie sehr die Idealität die Urteilskraft im allgemeinen in ihm überragte, zeigte fast jeder Schritt, welchen er im gemeinen Leben tat. Er konnte es sich gar nicht vorstellen, daß die Dinge und Verhältnisse in der Wirklichkeit sich anders gestalten, als er es sich dachte; daher war es auch wirklich sehr schwer, sich auf die Länge mit ihm ohne Reibung in näherem Verkehre zu befinden. Er fühlte mit allen Kräften seiner Seele, daß Vernunft und Gewissen die letzten Instanzen unsrer Wesenheit sind, allein es ist ihm nie klar geworden, daß diese Instanzen Gesinnungen und Handlungen, Begriffe und Ideen zwar sanktionieren oder verwerfen, aber keineswegs die primitiven Gründe aller Erscheinungen im äußeren und inneren Leben des Menschen umfassen, insofern selbe aus freier Tätigkeit hervorgehen. So war Beethoven und so stellet er sich dem Denker auch in der von Ihnen gelieferten Biographie dar. Sie ist ein wichtiger Beitrag zu den Elementen einer rationellen Psychologie und wird auch in

diesem Sinne benützet werden. Sie können sich in dem Gedanken erfreuen, nach dieser Richtung hin eben auch, so wie in mancher anderen, Bedeutendes genützet zu haben. Daß Sie mit kluger Schonung so vieler Menschen zu Werke gingen, kann ich nur billigen, obwohl dadurch die Biographie magerer blieb, als sie sonst geworden wäre, und Viele dieserwegen unbefriedigt lassen wird. Alles, was darin ist, mußte darin sein, vieles aber, was darin sein könnte, ist es nicht, und wir Beide wissen wohl warum. Der Stil ist einfach und so anspruchslos wie er dem wahrheitsliebenden Erzähler zukommt. Ich muß Ihnen auch in meinem und Leopoldinens Namen danken, daß Sie ihrer gedachten und das Interesse berührten, welches der große Mann dem aufkeimenden Talente schenkte. — Lieber Schindler, waffnen Sie sich mit Mut und Standhaftigkeit gegen die Angriffe, welches Ihnen dieses Werk von manchen Seiten erwecken könnte. Hüllen Sie sich in Ihr Bewußtsein, Etwas Gutes gefördert zu haben, nämlich: einen wichtigen Beitrag zur Kunstgeschichte und zur Menschenkenntnis. — —

Interessieren werden auch noch folgende Erinnerungen an Schindler, verbunden mit solchen an Beethoven, die sich in Robert Hornsteins „Memoiren" (Süddeutsche Monatshefte, 4. Jahrg. Heft 9, Seite 303 ff.) finden.

— — Zu den Stammgästen gehörte der alte Schindler, der Biograph Beethovens. Man hat dem Manne viel unrecht getan. Es war beliebt, ihn als den Bedienten des Heroen hinzustellen und ihm jede Berechtigung abzusprechen, mit so einem Manne zu verkehren. Dem war aber keineswegs so. Es war ein ganz gescheiter Mensch. Seine komische Erscheinung und seine Manieren trugen dazu bei, daß er unterschätzt wurde. Er machte eine durchaus komische Wirkung, wenn der lange hagere Mensch mit seiner näselnden Stimme und seinen Telegraphenbewegungen dozierte. Seine literarischen Fehden verschafften ihm viele Feinde. Er sei gar kein Musiker, wurde ihm vorgeworfen. Als Musiker hat ihn auch fast niemand gekannt. Lächerlichkeiten, die ihm nacherzählt wurden, waren wohl meist erfunden. Dahin gehört wohl, daß er in Paris auf seine Karte geschrieben haben soll: Ami de Beethoven. Ich hatte den originellen Kauz sehr gern. Manches aus der Geschichte

seiner Tage habe ich erfahren, was er nicht drucken ließ, u. a. eine Szene von Beethoven mit Konradin Kreutzer. Kreutzer hatte einst Beethoven in einer Theaterloge aufgesucht. Er mochte ihn etwas auffällig als Kollegen behandelt haben. Darüber wurde Beethoven so wütend, daß er ihm von da an jede Annäherung unmöglich machte. Als Beethoven schwer krank daniederlag, ließ es Kreutzer keine Ruhe, daß der Meister im Groll von ihm scheiden solle. Er bat Schindler, ihm eine Unterredung mit Beethoven zu ermöglichen. Schindler riet ab, versprach ihm aber schließlich, ihn an Beethovens Krankenlager schmuggeln zu wollen. Beethoven erblickt plötzlich den Konradin Kreutzer, dreht sich um . . . Kreutzer stammelte einige Worte der Entschuldigung und suchte ihn durch Bitten zu rühren. Vergeblich! Er verharrte in seiner respektswidrigen Lage, bis Kreutzer zur Tür hinaus war. Wenige Tage nachher starb Beethoven. — —

Schindler behauptete immer, Schopenhauer habe große Ähnlichkeit mit Beethoven, besonders auffallend sei das, wenn er die Straße daherkäme. — —

Interessant war mir, daß Beethoven mit Vorliebe die Kammerreden eines meiner Verwandten las, die Reden des ritterschaftlichen Abgeordneten in Württemberg, eines Freiherrn von Hornstein. Einmal sagte der alte Schindler zu mir: „Warum komponieren Sie keine Kirchenmusik? Das ist noch das einzige, was gebraucht und verlangt wird.“ Das sagte der Gute, wie der Kampf um Wagner schon begonnen hatte. Auf Mendelssohn war er schlecht zu sprechen. Er habe die Beethovenschen Tempi verdorben.

Empört war er über das Gerede, das damals allgemein verbreitet war, daß Schubert ein liederlicher, versoffener Musikant gewesen sei, ein „Asot“, wie die Studenten in Schwaben sagen. Er kannte ja Schubert sehr gut und bestritt aus eigener Erfahrung dieses Geschwätz, bewies sogar die Unmöglichkeit solcher Geschichten. — —

Heinrich Anschütz (1785—1865) war ein tüchtiger Schauspieler am Burgtheater in Wien. Er sprach bei Beethovens Begräbnis die Grillparzersche Rede und berichtet in seinen „Lebenserinnerungen" (1866) Seite 267 ff. von einer Begegnung mit Beethoven.

Eine interessante Bekanntschaft brachte mir der Sommer 1822. Ich hatte meinen Aufenthalt in Döbling genommen. Die beständige Witterung dieses außerordentlichen Weinjahres lockte mich natürlich oft nach den anmutigen Partien des nahen Hügellandes. Ich hatte eines Tages ganz in der Nähe Heiligenstadts eine Einsattelung betreten, welche von zwei Hügelreihen gebildet wurde und welche nebst einem Fußsteig nur noch Raum für ein geschwätziges Bächlein gewährte. In Gedanken zwischen Gebüschen und Baumgruppen dahinschlendernd, weckt mich ein unerwarteter Anblick. Auf dem Wiesengrunde des Hügelabhanges zwischen Bäumen und dem Bache sehe ich einen Mann gelagert, in etwas ungeordneter Kleidung, den gedankenschweren, geistreichen, wildschönen Kopf in die linke Hand gestützt und den Blick auf ein Notenblatt geheftet, in das er mit der Rechten mystische Runenzüge eingrub, während er in den Zwischenpausen mit den Fingern trommelte. Ah, Beethoven! rief ich in Gedanken aus. Ich hatte ihn eine Weile mit dem höchsten Interesse beobachtet und wollte mich soeben, um ihn in seinen Künstlerträumen nicht zu stören, nach der Richtung, woher ich gekommen war, wieder zurückziehen, als er plötzlich das Haupt erhob und unsere Blicke sich begegneten. Ich grüßte ihn, was er kurz erwiderte. Unwillkürlich gefesselt, trat ich näher und entschuldigte, daß ich ihn gestört hätte. „Der Weg ist für jedermann." „Darf ich wissen, was da gerade im Entstehen ist?" „Dummes Zeug, ein Orchesterstück, das ich hier aufführen will, um die Gelsen (Mücken) und Ameisen zu vertreiben." Hiermit war die Unterhaltung aus. Er starrte in das Notenblatt, trommelte, schrieb und vergaß ganz und gar auf den Nachbar. Endlich entfernte ich mich leise, und er war so verloren, daß er es nicht bemerkte. Ich begegnete ihm nun öfter. Obwohl damals schon sehr schwerhörig, war er doch dem Umgange mit Menschen noch nicht ganz verschlossen. Wir wurden bald näher bekannt. Eines Tages begleitete ich ihn eine Strecke. Wir sprachen über

Kunst, Musik und endlich über Lear und Macbeth. Wie zufällig warf ich die Bemerkung hin, daß mich schon öfter der Gedanke beschäftigt habe, ob er nicht als Seitenstück zur Egmontmusik den Macbeth musikalisch illustrieren sollte. Der Gedanke schien ihn zu elektrisieren. Er blieb wie angewurzelt stehn, sah mich mit einem durchdringenden, fast dämonischen Blicke an und erwiderte hastig: „Ich habe mich auch schon damit beschäftigt. Die Hexen, die Mordszene, das Geistermahl, die Kesselerscheinungen, die Nachtwandelszene, Macbeths Todesraserei!" Es war im höchsten Grade interessant, seinem Mienenspiel zu folgen, in welchem sich die blitzschnellen Gedanken jagten. In wenigen Minuten hatte sein Genius das ganze Trauerspiel durchgearbeitet. Bei der nächsten Frage, die ich an ihn richtete, drehte er sich um und rannte nach einer flüchtigen Begrüßung davon. Leider war aber seiner stürmischen Erregung nicht die Tat gefolgt. Als ich nach einiger Zeit das Thema noch einmal berührte, fand ich ihn verdrießlich und schwieg. Welcher Schatz ist der Musikwelt durch die wachsende Verdüsterung seines Innern entzogen worden! Was müßte Macbeth mit Unterstützung seiner Töne geworden sein!

Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860), Tochter und Schülerin der großen Tragödin Sophie Schröder, machte durch ihre Leonore in „Fidelio", die sie 1822 als Siebzehnjährige sang, die Oper populär. Ihre Erinnerungen daran werden gewöhnlich nach dem Buche von Cläre von Glümer zitiert, die die Aufzeichnungen der Schröder benutzte, oder nach dem darauf fußenden Buche von Alfred von Wolzogen. Genauer und interessanter ist die Erinnerung, die von der Künstlerin selbst 1846 in dem Beethoven-Album von Schilling (Stuttgart) veröffentlicht wurde und wenig bekannt ist. Die Schröder irrt sich dort in der Jahreszahl; die Aufführung fand am 3. November 1822, dem Namenstage der Kaiserin, statt.

Es war im Jahre 1823, als man zum Geburtstage des verewigten Kaisers Franz I. im Kärnthnertortheater zu Wien Beethovens seit mehreren Jahren ruhenden „Fidelio" neu einstudierte. Kaum die Kinderschuhe ausgetreten, hatte ich damals schon meine schüchternen Versuche als angehende Sängerin gemacht, und wohl mehr aus Mangel einer anderen, passenderen Darstellerin, als aus der Überzeugung, daß ich der

Rolle der Leonore schon gewachsen, wurde mir die schwierige Partie anvertraut. Mit jugendlicher Unbefangenheit und weit davon entfernt, die Größe meiner Aufgabe zu erkennen, ging ich an das Studium einer Rolle, der ich es später vorzugsweise zu verdanken hatte, daß mein Name im Auslande unter den deutschen Künstlern mit besonderer Auszeichnung genannt wurde. Unter der Leitung meiner geistreichen Mutter war mir mancher Zug in dem Charakter der Leonore deutlich geworden; indessen war ich noch zu jung, zu wenig in meinem Innern entwickelt, um ein vollkommenes Verständnis dessen zu haben, was in der Seele einer Leonore vorging, für welche Affekte Beethoven seine unsterblichen Harmonien gefunden. Auf den Proben, die der damalige Kapellmeister Umlauf leitete, wurde bald das Unzureichende meiner unentwickelten Kinderstimme erkannt und mir vieles in meiner Partie geändert, damit der Effekt nicht allzusehr leide. Die letzten Proben waren angesetzt, als ich vor der Generalprobe erfuhr: Beethoven habe sich für die Feier des Tages die Ehre ausgebeten, sein Werk selbst dirigieren zu dürfen. Mich überfiel bei dieser Nachricht eine unsägliche Angst, und noch erinnere ich mich meiner grenzenlosen Ungeschicklichkeit auf der letzten Probe, die meine arme Mutter, wie die mich umgebenden Mitwirkenden zur Verzweiflung brachte. Aber Beethoven saß im Orchester und schwang den Taktstock über aller Häupter, und ich hatte den Mann vorher nie gesehen! — Damals war das physische Ohr des Meisters bereits für alle Klänge verschlossen, verwirrten Antlitzes, mit überirdisch begeistertem Auge seinen Taktstock unter heftigen Bewegungen hin und her schwingend, stand er mitten unter den spielenden Musikern und hörte keinen Ton! Sollte nach seiner Meinung piano gespielt werden, so kroch er fast unter das Notenpult, und wollte er das forte, so sprang er hoch empor mit den seltsamsten Gebärden, die wunderlichsten Laute ausstoßend. Mit jedem Musikstück wurde uns ängstlicher zu Mute, und mir war es, als ob ich eine von Hoffmanns phantastischen Figuren vor mir auftauchen sähe. Es konnte nicht fehlen, daß der gehörlose Meister Sänger und Orchester in die größte Konfusion und gänzlich aus dem Takt brachte, und keiner mehr wußte, wo er war. Von alledem aber wußte Beethoven nichts, und so brachten wir die Probe mit

Mühe zu Ende, von welcher er ganz befriedigt zu sein schien, denn er legte mit heiterem Lächeln den Taktstock aus der Hand. Unmöglich aber war es, ihm die Aufführung selbst anzuvertrauen, und Kapellmeister Umlauf mußte das herzzerreißende Geschäft übernehmen, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß unter seiner Leitung die Oper nicht gehen könne. Mit einem schwermütigen Blicke zum Himmel soll er resigniert haben, und so fand ich ihn den folgenden Abend bei der Aufführung, in tiefsinniges Nachdenken versunken, hinter Umlauf im Orchester sitzen. Mit welchem Enthusiasmus Fidelio damals vom Wiener Publikum wieder begrüßt wurde, wird Ihnen bekannt sein, so wie auch, daß dieses unsterbliche Werk seit jener Zeit einen bleibenden Platz auf dem deutschen Bühnenrepertoir gefunden hat. Mit begeisterter Hingebung löste an jenem Abend jeder beteiligte Künstler seine Aufgabe; denn wer hätte nicht gern seinen letzten Lebenshauch für den armen Meister gegeben, der allein von all dem Herrlichen, was er geschaffen, nichts hörte! Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Beethoven die ganze Darstellung, und es schien, als wolle er aus jeder unserer Bewegungen erschauen, ob wir ihn auch nur halb verstanden.

Man wollte mich schon damals ein kleines Genie nennen; und wirklich schien an jenem Abend ein gereifterer Geist über mich gekommen, denn es blitzten einige selbständig geniale Züge in meiner Darstellung auf, die Beethoven nicht entgangen sein müssen, denn er kam selbst, der hohe Meister, den anderen Tag, mir seinen Dank und seine Anerkennung zu bringen. Mit heißen Tränen benetzte ich seine dargebotene Hand, und in meinem Glück hätte ich den Besitz der ganzen Welt für dieses Lob aus Beethovens Munde ausgeschlagen! Er versprach mir damals, für mich eine Oper zu schreiben, aber leider ist es nur bei dem Versprechen geblieben. Ich verließ bald darauf Wien, und wenige Jahre nachher schwebte Beethovens hoher Geist zu dem Urquell zurück, von wo er ausgegangen. Er hat es nicht mehr erlebt, daß sein Fidelio in Frankreichs und Albions Hauptstadt heimisch geworden, und daß seine kindlich schüchterne Leonore von 1823, später selbst zur größeren Erkenntnis seines Genius gelangt, beitragen konnte, auch im deutschen Vaterlande einem so mächtigen Werke die angemessene und volle Gel-

genblick an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle anderen Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Tür nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausganges durch den Garten bedienen würden; Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauffolgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahegelegenen Döbling eine Landwohnung innehatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flohberger hieß er. Dieser Flohberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Lise. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hoftore stehenblieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächstemal wieder am Hoftor stehenzubleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis (Kotter genannt) gesetzt wurde, Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Ratsherren so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillig Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im

Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit langem verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem haltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte*).

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war, und dessen letzte Kompositionen unbeschadet ihres hohen Wertes einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen im Widerspruche zu stehen schien — ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näherzutreten.

*) Josef Ludwig Stoll, gestorben 1815, ein fahriger Mensch, für den sich Beethoven 1809 sehr verwendet hat. Er ist der Textdichter des Liedes „An die Geliebte".

Ich wählte daher die Fabel der Meluſine, ſchied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und ſuchte durch Vorherrſchen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatiſch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichſt anzupaſſen. Mit dem Kompoſiteur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Anſicht erhalten wollte, auch ſpäter einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freiſtand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, ſandte ich ihm das Buch auf demſelben Wege zu, auf dem die Anforderung geſchehen war. Er ſollte durch keine perſönliche Rückſicht irgendeiner Art beſtimmt oder in Verlegenheit geſetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geſchäftsmann Beethovens, derſelbe, der ſpäter ſeine Biographie geſchrieben hat, zu mir und lud mich im Namen ſeines Herrn und Meiſters, der unwohl ſei, ein, ihn zu beſuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorſtadt Landſtraße wohnte. Ich fand ihn, in ſchmutzigen Nachtkleidern auf einem zerſtörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand ſich eine kleine Tür, die, wie ich ſpäter ſah, zur Speiſekammer führte und die Beethoven gewiſſermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er ſich, mitten im eifrigen Geſpräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen ſeines häuslichen Lebens gab*).

Wie wir eintraten, ſtand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß ſich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und kam ſogleich auf die Oper zu ſprechen. „Ihr Werk lebt hier", ſagte er, indem er auf die Bruſt zeigte; „in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich ſogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie ſehen, daß ich da

*) Im Mai 1823.

ihrer acht nehmen müßte, wo soll das hinführen?" Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals, noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden usw. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie an ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich, Uhland ausgenommen, für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen oder Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben,*) da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, die Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, zedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht, muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über

*) Im Anhange dieses Bandes sind die interessantesten Worte Grillparzers aus den Konversationsheften (in Berlin) mitgeteilt. Man sieht daraus, daß sich der Dichter hier in Kleinigkeiten irrt.

sein aufs Spiel gesetztes Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers 1823 besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen, möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor den seinen und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wild-naiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei zu trinken, wie viel mir beliebte*). Als ich ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag**) des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen

*) Zu Jahn äußerte Gr., daß Beethoven vier Flaschen auf sein Kuvert gestellt habe. Das Gespräch findet sich im Anhang dieses Bandes.

**) 5 Gulden (Grillparzer zu Jahn).

Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde*).

Später sah ich ihn, ich weiß nicht mehr wo, nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: „Ihre Oper ist fertig." Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen.

Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn auch nicht aufs leiseste daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, im schwarzen Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging**).

Grillparzer erzählte seinem Besucher Otto Jahn ferner: (In Jahns Nachlaß in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.)

Einmal ging Beethoven in seiner Gegenwart zum Flügel, machte ihn auf, als wenn er spielen wollte, brach in ein lautes Gelächter aus und schloß ihn wieder. —

Bei Sonnleithner waren Cherubini, Beethoven und Vogler zusammen, alle spielten, Vogler zuletzt und endlos, so daß die Gesellschaft darüber zu Tisch ging. Beethoven war voller Aufmerksamkeit und Verehrung gegen Cherubini. —

Schenk fand Beethoven im Generalbaß noch sehr unerfahren, wie er

---

*) Ein beliebter Scherz Beethovens.

**) Beethoven sah Schwierigkeiten für die Aufführung wegen der Ähnlichkeit des Stoffes mit dem Ballett „Undine". Auch beabsichtigte er eine italienische Oper, da die italienischen Sänger die deutschen weit übertrafen. Grillparzer hatte Beethoven eine zweite Oper „Drahomira" vorgeschlagen.

ſagte. — Beethoven ſagte ihm: „Ich beneide Sie, daß Sie ein Dichter ſind, was kann ſo ein armer Muſiker ausdrücken.“ —
Beethoven ließ in ſeinem Haus das Fenſter im Vorzimmer, wodurch allein die Treppe Licht erhielt, zumauern und ſchalt über die Tyrannei des Wirts, der das nicht dulden wollte.

Grillparzer teilte („Aus dem Schwarzſpanierhaus“ S. 37) Gerhard von Breuning mit:

Beethoven machte gern und oft Späße, die ſo ganz aus der Art des geſellſchaftlichen Lebens hinausſchlugen. Seine Launen arteten mitunter ſogar in Widerwärtigkeiten aus, und doch lag bei all dieſen Extravaganzen etwas ſo unausſprechlich Rührendes und Erhebendes in ihm, daß man ihn hochſchätzen mußte und ſich an ihn gezogen fühlte. Nur zum näheren Umgange war er eigentlich nur für Freunde geeignet, die ihn von der wahren Seite nahe kannten und Beweiſe der Achtbarkeit von ihm hatten. Dazu kam noch, daß die Konverſation mit ihm ſehr beſchwerlich war; denn abgeſehen davon, daß man ſtets ſchreiben mußte, ſprang er im Sprechen oft auf einen anderen Gegenſtand über, während man noch ſchrieb; da mußte man ihn dann, bis man fertig war, erſt an das vorhergegangene Geſpräch wieder erinnern, und da gab es leicht Verwirrung uſw. So kam es, daß er, da er bei ſeiner Unbehilflichkeit im geſelligen Leben doch immer Leute um ſich brauchte, nur wahre Freunde, die ihm ganz ergeben waren, oder ſolche Leute um ſich haben konnte, welche ſeinen Umgang um des Intereſſes wegen ſuchten.

Gerhard von Breuning erzählt folgende Erinnerung Katharina Fröhlichs, der Braut Grillparzers, in ſeinem Buche „Aus dem Schwarzſpanierhauſe“ S. 40:

Beethoven wohnte in unſerm väterlichen Hauſe in Döbling (links, ſchlöſſelähnliches Haus nach jenem Prof. v. Jägers, jenſeit des Baches, im Hoftrakte, erſter Stock). Wenn er eben mürriſcher Laune war und ſich niemand zu ihm getraute, wurde ich, damals war ich ein Kind, oftmals mit der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ — ſeiner bevor-

zugten Lektüre — zu ihm gesendet. Er lächelte alsdann meist mir zu, setzte sich wohl auch bisweilen an das Klavier und fantasierte. Er liebte es dabei, mit der linken Hand F-Akkorde zu greifen und mit der rechten auf und ab über die Tasten zu wischen, mit phantastischen Gebärden. Einmal ward er dabei so wilden Ausdrucks, daß ich mich zu fürchten anfing und fortgehen wollte. Er aber winkte mir dann zu bleiben gebieterisch mit dem Finger, mich gleichsam anweisend, mich wieder zu setzen und spielte dann gemäßigter. —

Friedrich Hebbel notiert in seinem Tagebuch 1843 zwei Mitteilungen über Beethoven, die er von Dr. Bamberg erhalten hat. Wahrscheinlich plante er eine dichterische Verwertung.

Beethoven, wie er sich mit dem Ochsen unterhält, ihn anbrüllend und dann, um sich gegen das gereizte Tier zu schützen, hinter einen Pfahl tretend.

Beethoven, wie er in seinem Zimmer mit dem Stiefelknecht gegen die Wand schlägt und dann lauscht, ob er einen so starken Ton nicht einmal mehr vernimmt; wie er sich schämt, als ein Fremder darüber ins Zimmer tritt.

Zu den beiden Notizen Hebbels finden wir zwei eingehendere Mitteilungen. Bezüglich der Episode mit dem Ochsen lesen wir Genaueres in der „Wiener Allgemeinen Musikzeitung" 1844, Nr. 59.

Auf einer solchen Wanderung, erzählt ein Musiker, der ihn beobachtete, stand der große Komponist, an einen Baumstamm gelehnt, und schien auf das Brüllen der Kühe, welche auf einer höher gelegenen Wiese weideten, aufmerksam zu horchen; plötzlich ließ der Gemeindestier im kräftigen Kontrabaß seine Stimme ertönen. Da nickte der Meister mit dem Kopfe, und ein zufriedenes Lächeln schien um seinen Mund zu spielen. Nach einer Weile zog er Papier und Bleifeder hervor und schickte sich zum Schreiben an.

Der Musiker, welches dieses von Beethoven erzählt, und der ihn selbst in diesem Augenblick beobachtet hatte, fügt die Bemerkung bei, daß

er nicht mit Unrecht glaube, daß die so berühmte Pastoral-Sinfonie diesem Vorfalle ihr Entstehen zu danken habe, da dieselbe bald darauf ans Licht trat.

Die Erzählung von dem Experiment mit dem Stiefelknecht stammt von Schuppanzigh, der den Meister dabei belauschte. Aloys Fuchs*) hatte sie in Dr. Frankls „Sonntagsblättern" veröffentlicht und etwas später in Nr. 32 des Jahrgangs 1845 folgende Erklärung dafür gebracht:

Die Veröffentlichung eines Ereignisses, welches ich Ihnen unlängst mitteilte, und das Sie unter der Aufschrift: „Unerklärtes aus Beethovens Leben" abdrucken ließen, hat die Zuschrift eines Freundes an mich hervorgerufen, deren Inhalt geeignet sein dürfte, jenes Unerklärte wenigstens einigermaßen zu beleuchten, daher ich nicht unterlasse, Ihnen das Wesentlichste daraus zu eröffnen. Der Schreiber jener Zeilen, ein ausgezeichneter, mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüsteter Musiker, teilt nämlich das traurige Geschick mit Beethoven, ebenfalls stocktaub zu sein.

Nur wenige dürften einen vollkommenen Begriff haben von den Leiden eines Künstlers, der jenes Sinnes beraubt ist, wodurch er allein seine Kunst zu üben vermag. So ein Unglücklicher, zumal ein Tonkünstler, der früher hören konnte, dann aber diesen Sinn gänzlich entbehrt, quält und müht sich unablässig ab, mit Experimenten an sich selbst, um nur einmal, wenn auch nur auf Augenblicke, wieder einen Ton zu hören. Dazu fühlt jeder Taube, daß sein Gebrechen ein prosaisches ist, welches oft zu den lächerlichsten Mißverständnissen Anlaß gibt, er ist daher scheu, mißtrauisch und sucht sein Elend, oder was er unternimmt, um es zu mildern, vor der Welt sorgfältig zu verheimlichen, weil er weiß, daß er oft das Absurdeste begeht, um etwas zu hören. Wie sehr war ich nicht überrascht, als ich in dem Briefe meines unglücklichen Freundes das Geständnis abgelegt fand, daß jenes Verfahren, welches ich von Beethoven erzählte, auch von ihm öfters angewendet worden sei, um sich für Augenblicke sein Gehör zu verschaffen.

---

*) Aloys Fuchs (1799—1853), bekannter Musikforscher und Sammler in Wien, der sich um die Beethovenforschung sehr verdient machte.

Er erzählt mir nämlich, wie er seit dem Jahre 1819 auf Anraten eines alten Italieners sich öfters eines sehr starken Reizmittels bedient habe, wozu als Vorbereitung eine heftige, schweißerregende Leibesbewegung erforderlich war. Diese herbeizuführen, gelang ihm immer am besten, wenn er mit einem harten Gegenstande auf einen andern Körper anhaltend losschlug. Bald lehrte ihn eigene Erfahrung, daß sich hierzu solche Gegenstände am besten eigneten, welche räsonierten, z. B. ein Stück Tannen-, Eichen- oder Lindenholz im ausgetrockneten Zustande, oder was aus diesem Material verfertigt ist. Beleg hierfür ist Gusikows Holz- und Strohinstrument. Er selbst gesteht, daß er sich zuletzt am liebsten seines Stiefelknechtes als Schlaginstrument bediente, weil dieser, infolge seiner einer Stimmgabel ähnlichen Gestalt, am besten räsoniert.

Durch dieses freimütige Geständnis eines Leidensgefährten unseres Beethoven dürfte der Schlüssel zu jener bisher unerklärten und seltsam scheinenden Handlung des gigantischen Komponisten gefunden sein, da nicht unwahrscheinlich ist, daß Beethoven von diesen Versuchen Kunde erhalten habe, weil mehrere in der musikalischen Litteratur hochberühmte Männer davon wußten, die damals mit Beethoven im Verkehre standen.

In den Konversationsbüchern des Meisters (siehe Anhang dieses Bandes), die in Berlin aufbewahrt werden, sind fast ausschließlich die Bemerkungen anderer enthalten, die für den tauben Meister niedergeschrieben wurden. Seine Äußerungen müssen wir also gleichsam zwischen den Zeilen lesen, wir können sie nur vermuten. Im folgenden sollen aber Bruchstücke mitgeteilt werden aus Unterhaltungen, die in der Musikhandlung Tobias Haslingers im Paternostergäßchen zu Wien stattfanden. Ritter von Seyfried, der die Bd. I, 75 behandelten Studien Beethovens s. Z. herausgab, hat in einem Anhang auch Bruchstücke von diesen Unterhaltungen mitgeteilt. Haslinger war ein kluger Verleger, der sich von Beethoven gern als Zielscheibe seines Spottes benutzen ließ in Anbetracht des großen Gewinnes, den er aus dem Verlage Beethovenscher Werke zog. Darin wird auch der berühmte Mälzel erwähnt, dessen Metronom heute noch gebraucht wird. Die Ohrmaschinen, die er für den Meister konstruierte, halfen leider dem Übel nicht ab. 1815 hat er einmal den Meister sehr häßlich übervorteilt. Die Unterredungen müssen nach 1818 stattgefunden haben, da Friedrich Rochlitz darin

vorkommt, der 1818 die Redaktion der „Leipziger Allg. Musikzeitung" niedergelegt hatte. Ferner wird der verdienstvolle Dionys Weber genannt, an dessen Konservatorium in Prag Friedrich Pixis als Geiger wirkte.

Frage: Raten Sie mir — in meiner Haushaltung — ich habe ein ganz weißes Zimmer (mit weißen Wänden), habe alte Tapeten, womit ich's behängen will — malen ist jetzt außer der Zeit und kostet zu viel; — wo findet man jemand, der einem solche alte Tapeten (in einem Zimmer) festmachen würde, und was kann's kosten?

Antw.: Diese Tapeten kommen höher, als wenn Sie malen lassen; und dann kommt leichter Ungeziefer darein.

Frage: Was kostet ein großer Schreibkasten, so wie man sie jetzt hat, mit großen Schubläden, von weichem oder hartem Holze?

Antw.: Es gibt schon fertige, von Nuß- oder Kirschbaumholze; der Preis dürfte 80—120 fl. sein.

Frage: Wann könnte der General-Adjutanterl mit mir gehen, zu sehen, zu kaufen?

Antw.: Morgen, nach Tische.

Frage: Nichts gehört von Mälzel?

Antw.: Nichts, als die Ankunft der zwei Kisten mit Metronomen.

Frage: So? Nun, da werden die Zeitungen bald wieder genug ausposaunen von der allgemeinen Anerkennung. (Ha! ha! ha! ha!)

Frage: Können Sie mir keinen Schneider rekommandieren? Der meinige ist ein Esel. Dieser Frack gleicht einem Sack, und ich sehe darin aus, als ob ich ihn gestohlen hätte!

Antw.: Ich werde Ihnen den Meister N. schicken, der mir arbeitet.

Frage: Nennt er sich Kleiderkünstler?

Antw.: Nein; er bleibt getreu seinem ehrlichen, deutschen Handwerksnamen.

Frage: Näht er gut und fest?

Antw.: Ich zweifle keineswegs.

Frage: Mein lumpiger Bügeleisenheld kann nicht einmal Knöpfe ordentlich befestigen. Ich trage diese Jacke kaum ein halbes Jahr, und schon sind deren fünf in perducas gegangen.

Antw.: Hoffentlich wird Sie mein Empfohlener befriedigen.

Frage: Ist es wahr, daß Weber, der Direktor des Prager Konservatoriums, hier mit dem Pixis angekommen ist?

Antw.: Ja; und beide wünschen, Sie besuchen zu dürfen.

Frage: Nicht notwendig. Möchte schwerlich zu treffen sein. — Die dortigen Eleven sollen ja recht brav sein?

Antw.: Das bestätigen wenigstens alle Ohrenzeugen.

Frage: Leicht möglich; der Böhme ist ja ein geborener Musiker. Daran sollten die Italiener sich spiegeln. Was haben die denn aufzuweisen aus allen ihren renommierten Konservatorien? Da, ihr Abgott, der Rossini, hätte ihm Fortuna nicht ein hübsches Talent und verliebte Melodien schockweise beschert, von dem, was er aus der Schule mitbrachte, würde er seinen Wanst höchstens mit Kartoffeln abfüttern können. (Ha! ha! ha! ha!)

Frage: Warum habe ich gestern die Korrektur des Trios nicht bekommen?

Antw.: Weil sie noch nicht fertig ist.

Frage: Warum ist sie noch nicht fertig?

Antw.: Weil der Stecher an der Vollendung verhindert wurde.

Frage: Warum wurde er daran verhindert?

Antw.: Weil wir ihm eine andere pressante Arbeit auftragen mußten.

Frage: Warum mußtet Ihr ihm etwas anderes auftragen?

Antw.: Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

Frage: Geld? Geld? Auch ich brauche Geld! Und wenn ich deswegen zu Euch komme, so habt Ihr immer keines für mich. — Geld? Verdient Ihr etwa keines bei meinen Arbeiten?

Antw.: O ja! Sonst würden wir gewiß nicht um den Besitz derselben geizen und das Verlagsrecht mit bedeutenden Aufopferungen erkaufen. Indessen, haben Sie nur wenige Tage noch Geduld; dann erhalten Sie den letzten Abzug, und wir lassen auch ein schönes Titelblatt dazu anfertigen.

Frage: Titelblatt? Schönes Titelblatt? Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das allerschönste Titelblatt keinen Pfifferling! — Sind keine neuen Leipziger Zeitungen für mich da?

Antw.: Keine, als jene, welche wir Ihnen bereits die vorige Woche in dem an Sie adreſſierten Päckchen zuſchickten.

Frage: So? Ich habe alſo ſchon welche erhalten? Sind mir noch nicht unter die Hände gekommen. N'importa niente. Seit der Rochlitz den Kommandoſtab niedergelegt, finde ich wenig Intereſſe daran. — Aber warum laſſen ſich denn heute gar keine Käufer ſehen?

Antw.: Weil die ſchöne Welt im Karneval die Vormittage lieber verſchläft, als Muſikalien kauft.

Frage: Muſikalien kauft? Darin liegt's. Warum verkauft Ihr auch nichts, als eitle Muſikalien? Warum befolgt Ihr nicht ſchon längſt meinen wohlgemeinten Rat? Werdet doch einmal klug und kommt zur Raiſon! Verſchreibt Euch, anſtatt den Zentnern von Papierballen, echtes, ungewäſſertes Regensburger, laßt dieſen beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterſchwimmen, verabfolgt ihn Maß-, Halbe- und Seidelweis zu billigen Preiſen, kredenzt abwechſelnd geſelchte Würſtel, Kipfel, Rettich, Butter und Käſe, ladet die Hungrigen und Durſtigen ein mit den ellenlangen Lettern Eures Aushängeſchildes: „Muſikaliſches Bierhaus!" und Ihr werdet zu allen Stunden des Tages ſo viele Gäſte haben, daß einer dem andern die Tür in die Hand gibt, und Euer Bureau nie leer wird. (Ha! ha! ha! ha!)

Lenz*) berichtet nach Schuppanzighs, des dicken, aber ſehr kunſtfertigen Geigers, Erinnerung folgendes:

Der von Beethoven ſehr geſchätzte Geiger Schuppanzigh beſuchte den Meiſter einſt auf deſſen Bitte und fand ihn mit Schreiben beſchäftigt. Da er zu einem Diner beim Grafen Raſumowski geladen war, erſchien Schuppanzigh in weißer Weſte mit Halsbinde. Die Stunde drängte. Sch. redete Beethoven an; als dieſer ihn gar nicht zu bemerken ſchien und emſig fortſchrieb, näherte er ſich ihm mit einer lauteren Frage nach

*) Wilhelm von Lenz, ruſſiſcher Staatsrat, veröffentlichte das fünfbändige Werk „Beethoven und ſeine drei Style" 1853 franzöſiſch, 1860 deutſch.

seinen Wünschen. Der in seiner Arbeit gestörte Meister tauchte eben die Feder bis auf den Grund seines Tintenfasses, und mit dieser dicken Feder strich Beethoven dem Sch. ein Kreuz über die weiße Weste, was ihn vollkommen Diner-unfähig machte. „Er kann warten, dies geht vor", sagte Beethoven und zeigte nach der Tür.

Der Dichter Nikolaus Lenau erzählt, wie Lenz in seinem Beethovenbuch berichtet, aus eigener Anschauung:

Wenn Beethoven beim Bierglas saß, da konnte er auf einmal schnell sein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir ist halt was eingefallen", sagte er und steckte es wieder ein. Die Gedanken, die er so einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktstriche, sind Hieroglyphen, die niemand entziffern kann. So hat er in diesen Schreibtäfelchen wohl einen Schatz von Gedanken verborgen.

Franz Liszt weilte als Knabe im Winter 1822/23 in Wien. Seine im folgenden wiedergegebene Erinnerung stimmt wohl nicht darin, daß er in des Meisters Wohnung so freundliche Aufnahme gefunden. Denn dem widerspricht der Ton in den Konversationsheften, wo Schindler die Abneigung des Meisters gegen das Wunderkind besiegen muß. Beethoven ist auf Schindlers Bitten am 13. April 1823 in Liszts Konzert gewesen, wo dieser dann den Weihekuß empfing. So wird auch in den ersten Liszbiographien berichtet. Folgende Erinnerung erzählte Liszt nach 1875 seiner Schülerin Ilka Horowitz-Barnay. Im späten Alter mag er sich leicht in den Nebenumständen geirrt haben.

„Ich war ungefähr elf Jahre alt," begann er, „als mein verehrter Lehrer Czerny mich zu Beethoven brachte. Schon lange vorher hatte er diesem von mir erzählt und ihn gebeten, mich einmal anzuhören. Allein Beethoven empfand solchen Widerwillen gegen Wunderkinder, daß er sich immer heftig dagegen sträubte, mich zu empfangen. Endlich ließ er sich doch von dem unermüdlichen Czerny überreden und sagte zum Schlusse ungeduldig: ‚Also bringen Sie mir in Gottes Namen den Racker!' Es war um zehn Uhr morgens, als wir die zwei kleinen Stuben im Schwarzspanierhause, wo Beethoven wohnte, betraten; ich etwas schüchtern, Czerny mich freundlich ermutigend. Beethoven saß

vor einem langen, schmalen Tisch am Fenster und arbeitete. Er blickte uns eine Weile finster an, sprach mit Czerny ein paar flüchtige Worte und blieb schweigsam, als mein guter Lehrer mich ans Klavier winkte. Ich spielte zuerst ein kurzes Stück von Ries. Als ich geendet hatte, fragte mich Beethoven, ob ich eine Bachsche Fuge spielen könne. Ich wählte die C-Moll-Fuge aus dem wohltemperierten Klavier. ‚Könntest du die Fuge auch gleich nach einer anderen Tonart transponieren?‘ fragte mich Beethoven. Zum Glück konnte ich es. Nach dem Schlußakkord blickte ich auf. Der dunkelglühende Blick des großen Meisters lag durchdringend auf mir. Doch plötzlich zog ein mildes Lächeln über die düsteren Züge, Beethoven kam ganz nahe heran, beugte sich zu mir, legte mir die Hand auf den Kopf und fuhr mir streichelnd mehrmals über das Haar. ‚Teufelskerl!‘ flüsterte er, ‚so ein Racker!‘ Ich gewann plötzlich Mut. ‚Darf ich jetzt etwas von Ihnen spielen?‘ fragte ich keck. Beethoven nickte lächelnd. Ich spielte den ersten Satz aus dem C-Dur-Konzerte. Als ich fertig war, faßte mich Beethoven an beiden Händen, küßte mich auf die Stirn und sagte weich: ‚Geh! Du bist ein Glücklicher! Denn Du wirst viele andere Menschen beglücken und erfreuen! Es gibt nichts Besseres, Schöneres!‘ Liszt erzählte das Vorstehende im Tone tiefster Ergriffenheit, Tränen waren in seiner Stimme, und ein warmes Glücksgefühl klang aus der einfachen Erzählung. Er blieb eine kurze Weile schweigsam. Endlich sagte er: „Dieses Ereignis aus meinem Leben ist mein größter Stolz geblieben — das Palladium für meine ganze Künstlerlaufbahn. Ich erzähle es nur äußerst selten und nur — guten Freunden.“

Der Engländer Edward Schulz lernte Beethoven auf einer Reise nach Deutschland im Sommer 1823 in Wien kennen und berichtete darüber in der Londoner Zeitschrift „Harmonicon“. Er unterzeichnete mit „S.“, wodurch lange J. A. Stumpff als Verfasser galt, der aber erst 1824 in Wien war. Die nachfolgende gute Übersetzung stammt aus den Chrysanderschen „Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft“, Jahrgang 1863, Seite 439ff.

Ihnen einen gedrängten Bericht bloß von dem gegenwärtigen Zustande der Musik in Wien zu geben, würde die Grenzen eines Briefes über-

schreiten, deshalb will ich lieber den noch übrigen Teil des jetzigen dem einen widmen, der noch immer der glänzendste Schmuck der Kaiserstadt ist — Beethoven. Indessen müssen Sie nun nicht etwas von mir erwarten, was einer Biographie ähnlich sieht; das werde ich mir für eine spätere Mitteilung aufsparen. Für jetzt wünsche ich Ihnen nur einen kurzen Bericht von einem eintägigen Besuche bei jenem großen Manne abzustatten, und wenn es Ihnen scheinen sollte, als verweile ich in meiner Erzählung bei Kleinigkeiten, so wollen Sie solches gütigst meiner Verehrung für Beethoven zuschreiben, die mich dahin führt, alles höchst anziehend zu finden, was nur im entferntesten mit einer so ausgezeichneten Persönlichkeit in Berührung steht.

Der 28. September 1823 wird mir immer als ein dies faustus (Glückstag) erinnerlich bleiben; in Wahrheit, ich wüßte nicht, daß ich jemals einen glücklicheren Tag verbracht hätte. Frühmorgens ging ich in Gesellschaft von zwei Wiener Herren — von denen der eine*), Herr H***, als sehr vertrauter Freund Beethovens bekannt ist — nach dem wunderschön gelegenen Orte Baden, etwa zwölf englische Meilen von Wien, wo Beethoven sich gewöhnlich während der Sommermonate aufhält. Da ich mit Herrn H. kam, hatte ich keinerlei Hindernisse zu übersteigen, um vor ihn gelassen zu werden. Er sah mich zuerst sehr ernsthaft an, gleich darauf aber schüttelte er mir herzlich die Hand, wie einem alten Bekannten; denn er erinnerte sich dann deutlich meines ersten Besuches bei ihm im Jahre 1816, obwohl dieser nur von sehr kurzer Dauer gewesen war — ein Beweis seines vorzüglichen Gedächtnisses.

Ich fand zu meinem aufrichtigen Bedauern eine beträchtliche Veränderung in seinem Äußern, und es fiel mir sogleich auf, daß er sehr unglücklich aussah. Seine späteren Klagen gegen Herrn H. bestätigten meine Besorgnisse. Ich fürchtete, er würde kein Wort von dem verstehen, was ich sagte; hierin jedoch freue ich mich sagen zu können, hatte ich mich sehr geirrt, denn er begriff alles sehr gut, was ich langsam und laut sprach. Aus seinen Antworten war es klar, daß ihm

---

*) Wahrscheinlich Tobias Haslinger, der wiederholt Fremde zu Beethoven führte. Der andere war vermutlich Andreas Streicher.

nichts von dem entging, was Herr H. äußerte, obwohl weder dieser noch ich eine Hörmaschine benutzte. Hieraus können Sie schließen, daß die über seine Taubheit kürzlich in London verbreiteten Geschichten sehr übertrieben sind. Erwähnen muß ich, daß, wenn er Klavier spielt, dies gewöhnlich auf Kosten von einigen zwanzig bis dreißig Saiten geschieht, so stark schlägt er drauf. Nichts kann lebhafter, munterer und — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der seine eigenen Sinfonien so passend charakterisiert — energischer sein als seine Unterhaltung, wenn es nur erst gelungen ist, ihn in eine gute Laune zu versetzen; aber eine ungeschickte Frage, ein übel angebrachter Ratschlag (z. B. hinsichtlich der Heilung seiner Taubheit) reicht völlig hin, ihn uns für immer zu entfremden.

Er wünschte für eine Komposition, mit der er gerade beschäftigt war, den höchstmöglichen Ton der Posaune zu wissen und fragte Herrn H. danach, dessen Antwort ihm dabei nicht zu genügen schien. Er sagte mir darauf, daß er in der Regel bemüht gewesen, sich durch die betreffenden Künstler selbst über den Bau, Charakter und Umfang aller Hauptinstrumente unterrichten zu lassen*). Er stellte mir seinen Neffen vor, einen schönen jungen Mann von etwa achtzehn Jahren, den einzigen Verwandten, mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße lebt, und sagte: „Sie können ihm, wenn Sie wollen, ein Rätsel auf Griechisch aufgeben!" — womit er nur, wie man mir bedeutete, die Kenntnis des jungen Mannes in jener Sprache andeuten wollte. Die Geschichte dieses Verwandten wirft das hellste Licht auf Beethovens Herzensgüte; der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer bringen können, als er getan.

Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, in dem romantischen und schönen Helenental, etwa zwei englische Meilen von Baden, um ein Uhr zusammen zu essen. Nachdem wir die Bäder und andere Merkwürdigkeiten des Ortes besehen hatten, gingen wir gegen zwölf Uhr wieder nach seinem Hause, und da er schon auf uns wartete, machten wir uns sofort auf den Weg nach

*) Hierzu ist zu vergleichen, was Starcke in seiner Erinnerung davon erzählt.

dem Tale. Beethoven ist ein tüchtiger Fußgänger und hat seine Freude an mehrstündigen Spaziergängen, besonders durch wilde und romantische Gegenden. Ja, man erzählte mir, daß er mitunter ganze Nächte mit solchen Ausflügen verbringe und oft mehrere Tage zu Hause vermißt werde*). Auf unserem Wege in das Tal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönsten Punkte oder machte Anmerkungen über die Mängel der neuen Gebäude. Dann wieder schien er ganz in sich selbst versunken und summte bloß auf unverständliche Weise vor sich hin; ich hörte jedoch, daß dies seine Art zu komponieren sei und auch, daß er niemals eine Note niederschriebe, bis er einen bestimmten Plan für das ganze Stück entworfen habe**).

Da der Tag ausnehmend schön war, speisten wir im Freien, und was Beethoven besonders zu gefallen schien, war dies, daß wir die einzigen Gäste im Hotel und den ganzen Tag für uns allein waren. Die Wiener Mahlzeiten sind in ganz Europa berühmt, und die für uns bestellte war so luxuriös, daß Beethoven nicht umhin konnte, über die Verschwendung Bemerkungen zu machen. „Wozu so viele verschiedene Gänge?" rief er aus, „Der Mensch steht wenig über anderen Tieren, wenn der Eßtisch sein Hauptvergnügen bildet." Solche und ähnliche Betrachtungen machte er während unserer Mahlzeit. Von Speisen liebt er bloß die Fische, von welchen die Forelle sein Liebling ist. Er ist ein großer Feind von allem Zwange, und ich glaube, es gibt niemand in Wien, der von allen, selbst von politischen Gegenständen, mit so wenig Zurückhaltung spricht als Beethoven. Er hört schlecht, aber spricht bemerkenswert gut, und seine Beobachtungen sind so charakteristisch und so originell wie seine Kompositionen.

Im ganzen Verlauf unseres Tischgespräches war nichts so anziehend, als was er über Händel sagte. Ich saß dicht neben ihm und hörte ihn ganz deutlich auf deutsch sagen: „Händel ist der größte Komponist, der je gelebt hat." Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welchem

---

*) „Von 1814 bis 1827 war dies nicht einmal der Fall." (Schindler, II. Auflage, 169.)

**) „Mit der Idee zu einem Werke war auch zugleich der Plan da. Ausnahme nur der vierte Satz der neunten Sinfonie." (Schindler, II. Auflage, 169.)

Ausdruck (pathos) und ich möchte sagen, in welcher Erhabenheit (sublimity of language) er von dem Messias dieses unsterblichen Genies sprach. Jeder von uns war ergriffen, als er sagte: „Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknien." H. und ich versuchten wiederholt das Gespräch auf Mozart zu lenken, aber umsonst; ich hörte ihn nur sagen: „In einer Monarchie weiß man, wer der Erste ist", was sich auf diesen Gegenstand beziehen mag, oder auch nicht. Herr K. Czerny, der, beiläufig gesagt, jede Note von Beethoven auswendig weiß, obgleich er von sich selbst nicht eine einzige Komposition spielt, ohne die Musik vor sich zu haben, sagte mir indessen, daß Beethoven bisweilen unerschöpflich sei im Lobe Mozarts. Bemerkenswert ist, daß dieser große Musiker es nicht ertragen kann, seine eigenen früheren Werke loben zu hören, und ich erfuhr, daß man ihn am sichersten ärgerlich machen kann, wenn man über sein Septett, die Trios und dergleichen Komplimente vorbringt. Seine letzten Erzeugnisse, an denen man in London so wenig Geschmack findet, die aber von den jungen Künstlern in Wien so sehr bewundert werden, sind seine Lieblinge. Seine zweite Messe, höre ich, sieht er als sein bestes Werk an.

Gegenwärtig ist er mit einer neuen Oper namens Melusine beschäftigt, deren Text von dem berühmten, aber unglücklichen Dichter Grillparzer ist. Er kümmert sich sehr wenig um die neuesten Arbeiten lebender Komponisten, so wenig, daß er, über den Freischütz befragt, zur Antwort gab: „Ich glaube, ein gewisser Weber hat ihn geschrieben*)."

Es wird Sie freuen, zu hören, daß er ein großer Bewunderer der Alten ist. Homer, besonders seine Odyssee, und Plutarch zieht er allen andern vor, und von den vaterländischen Dichtern studiert er vorzugsweise Schiller und Goethe. Der letztere ist sein persönlicher Freund. Von der britischen Nation scheint er unveränderlich die günstige Mei-

*) Unverständlich, da Beethoven Dionys Weber, den Lehrer von Moscheles, den schon verstorbenen B. A. Weber, ferner Gottfried Weber sehr wohl von Karl Maria von Weber zu unterscheiden wußte und damals schon die Musik zu „Freischütz" nach Schindler „hoch stellte". Vielleicht hat Schulz den Meister mißverstanden, wenn er sagt: „I believe one Weber has written it".

nung zu hegen; „ich liebe die edle Einfachheit der englischen Sitten", sagte er und fügte noch andere Lobsprüche hinzu. Es schien mir, als ob er noch einige Hoffnung habe, dieses Land mit seinem Neffen besuchen zu können. Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß ich ein Trio von ihm im Manuskript für Pianoforte, Violine und Violoncell gehört habe, welches mir sehr schön vorkam und, wie ich vernehme, nächstens in London erscheinen wird. Das Porträt, welches Sie von ihm in den Musikhandlungen sehen, gleicht ihm jetzt nicht, doch mag es dies vor acht bis zehn Jahren getan haben*).

Ich könnte Ihnen noch viel von diesem außerordentlichen Manne erzählen, der nach dem, was ich von ihm gesehen und erfahren habe, mir die tiefste Verehrung eingeflößt hat; aber ich fürchte, ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen. Die freundliche und herzliche Weise, mit welcher er mich behandelte und mir Lebewohl sagte, hat einen Eindruck in meinem Geiste gelassen, der für das Leben dauern wird.

Karl Maria von Weber kam 1823 zur Aufführung von „Euryanthe" nach Wien und besuchte in Begleitung seines Schülers Julius Benedict (1804—1885) Beethoven, was er 1822 unterlassen hatte. Benedict übermittelte an Thayer folgende, in seiner Biographie Band IV, Seite 462 ff., mitgeteilte Erinnerung:

Verehrter Herr! Ich versuche es, wie ich Ihnen versprochen habe, die Eindrücke bei mir zurückzurufen, welche ich von Beethoven empfangen habe, als ich zuerst mit ihm in Wien im Oktober 1823 zusammentraf. Er wohnte damals in Baden; doch kam er regelmäßig einmal in der Woche in die Stadt und verfehlte dann niemals bei seinen alten Freunden Steiner und Haslinger vorzusprechen, deren Musikladen damals in dem Paternostergäßchen war, eine kleinere Straße, welche nicht mehr existiert, zwischen dem Graben und dem Kohlmarkt.

Wenn ich nicht irre, so war es an dem Morgen, an welchem ich Beethoven zum erstenmal sah, als Blahetka, der Vater der Pianistin, meine Aufmerksamkeit auf einen kurzgedrungenen Mann richtete, mit sehr

---

*) Der Kupferstich von Letronne (Schindler).

rotem Gesichte, kleinen stechenden Augen, buschigen Augenbrauen, mit einem sehr langen Überrock bekleidet, der ihm fast bis an die Fußknöchel reichte, welcher etwa um zwölf Uhr den Laden betrat. Blahetka fragte mich: „Wer meinen Sie, daß dies ist?" Ich rief sofort: „Das muß Beethoven sein!" Denn trotz der hohen Röte seiner Wangen und seinem durchaus vernachlässigten Äußern war ein Ausdruck in diesen kleinen stechenden Augen, welchen kein Maler wiedergeben könnte. Es war eine Stimmung aus Erhabenheit und Melancholie gemischt. Ich achtete, wie Sie sich wohl vorstellen können, auf jedes Wort, welches er sprach, als er sein kleines Buch aus der Tasche zog und eine Unterhaltung begann, welche für mich natürlich fast unverständlich war, insofern er nur auf Fragen antwortete, welche die Herren Steiner und Haslinger ihm mit Bleistift aufschrieben.

Ich wurde ihm bei dieser Gelegenheit noch nicht vorgestellt; aber das zweitemal, etwa eine Woche später, stellte Herr Steiner mich dem großen Manne als einen Schüler von Weber vor. Die übrigen anwesenden Personen waren der alte Abbé Stadler und Seyfried. Beethoven sagte zu Steiner: „Ich freue mich, daß Sie wieder mal ein deutsches Werk verlegen. Ich habe viel Rühmenswertes von Webers Oper gehört und hoffe, daß sie ihm und Ihnen viel Ehre und Geld einbringen wird!" Steiner ergriff darauf die Gelegenheit, zu sagen: „Hier ist ein Schüler Webers", worauf Beethoven mir sehr freundlich die Hand bot und sagte: „Bitte, sagen Sie Herrn von Weber, wie glücklich ich sein würde, ihn in Baden zu sehen, da ich vor dem nächsten Monat nicht nach Wien kommen werde." Ich war so verwirrt, als der große Mann zu mir gesprochen hatte, daß ich nicht den Mut hatte, irgendwelche Fragen an ihn zu richten oder die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen.

Weniger Tage später hatte ich die Freude, Weber und Haslinger mit noch einem anderen Freunde (Piringer) nach Baden zu begleiten; sie gewährten mir das große Vorrecht, mit ihnen in Beethovens Wohnung zu gehen. Nichts konnte herzlicher sein als die Art, wie er meinen Lehrer aufnahm. Er wünschte uns in das Helenental und in die ganze Umgebung zu führen; das Wetter aber war ungünstig, und wir waren

genötigt, auf diesen Ausflug zu verzichten; alle aßen zu Mittag an einem Tische in einem Wirtshause; ich saß an dem anderen Ende von ihnen und hatte die Freude, ihrer Unterhaltung zuzuhören.

Als ich ihn zuerst in Baden sah, sein weißes Haar, welches über die mächtigen Schultern herabwallte — wie er zuweilen seine Augenbrauen zusammenzog, wenn ihn irgend etwas bewegte, zuweilen in ein gewaltsames Gelächter ausbrach, unbeschreiblich peinlich für die Zuhörer — da wurde ich berührt, als ob König Lear oder einer der alten gälischen Barden vor mir stände.

Ich darf hinzufügen, daß ich die erste öffentliche Aufführung eines seiner sogenannten „nachgelassenen Quartette" in seiner eigenen Gegenwart hörte. Schuppanzigh und seine Genossen, welche früher seine Interpreten gewesen waren, waren dieser Gelegenheit kaum gewachsen. Da sie selbst die Musik nicht zu verstehen schienen, waren sie gar nicht imstande, den Zuhörern ihre Auffassung mitzuteilen. Der allgemeine Eindruck war durchaus unbefriedigend. Erst als Ernst*) sich vollständig mit dem Geiste dieser Komposition erfüllt hatte, konnte die Welt ihre lange verborgenen Schönheiten entdecken.

Benedict erzählt weiter, er habe im Monat November, als Beethoven in die Stadt zurückkehrte und täglich seine Besuche im Paternostergäßchen machte, selten die Gelegenheit versäumt, sich dem Kreise junger Bewunderer anzuschließen, welche Beethoven ihre Ehrerbietung zeigen wollten und von ihm bemerkt zu werden hofften. Er nennt unter diesen Karl Maria von Bocklet, dessen Schüler Worzischek, Leon de St. Louvain, Mayseder, Holz, Böhm, Linke, Schuppanzigh, Franz Schubert und Kanne. Am Morgen nach der ersten Aufführung der „Euryanthe" [25. Oktober], als das Geschäft von allen musikalischen Autoritäten angefüllt war, sei Beethoven erschienen und habe Haslinger gefragt: „Nun, wie ging die Oper gestern abend?" Die Antwort war: „Ein großer Triumph." Da rief er aus: „Das freut mich, das freut mich!" und als er Benedict bemerkte, sagte er: „Ich wäre so gern ins Theater gegangen, aber" — und er zeigte auf seine Ohren — „ich gehe nicht mehr an diese Orte." Dann fragte er den Regisseur

*) Heinrich Wilh. Ernst (1814—1865), einer der berühmtesten Geigenvirtuosen.

Gottdank: „Was hat die kleine Sontag für Fortschritte gemacht? Ich nehme großes Interesse an ihr. Und wie ist das Buch? Gut oder schlecht?" G. beantwortete die erste Frage in günstigem Sinne, betreffend die andre zuckte er die Achseln und machte ein verneinendes Zeichen. Darauf sagte Beethoven: „Immer dieselbe Geschichte! Die Deutschen können kein gutes Libretto schreiben." Benedict nahm das Konversationsbuch und schrieb: „Und Fidelio?" — Worauf Beethoven antwortete: „Das ist ein französisches und italienisches Buch." Und als Benedict ihn fragte: „Welche halten Sie für die besten Librettos?" nannte er den „Wasserträger" und „die Vestalin".

Karl Maria von Weber schrieb am 5. Oktober 1833 an seine Gattin über den Besuch bei Beethoven:

— — — Ich war recht müde und mußte gestern um 6 Uhr wieder heraus, weil um $7\,^1/_2$ die Partie nach Baden verabredet worden war. Diese fand auch statt mit Haslinger, Piringer und Benedict; aber leider in dem schändlichsten Regenwetter. Die Hauptsache war, Beethoven zu sehen. Dieser empfing mich mit einer Liebe, die rührend war; gewiß 6—7 mal umarmte er mich aufs herzlichste und rief endlich in voller Begeisterung: „Ja, du bist ein Teufelskerl, ein braver Kerl!" Wir brachten den Mittag miteinander zu, sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch machte mir ordentlich die Cour, bediente mich bei Tisch mit einer Sorgfalt wie seine Dame usw. Kurz, dieser Tag wird mir immer höchst merkwürdig bleiben, sowie allen, die dabei waren. Es gewährte mir eine eigene Erhebung, mich von diesem großen Geiste mit solcher liebevollen Achtung überschüttet zu sehen. Wie betrübend ist seine Taubheit, man muß ihm alles aufschreiben. Wir besahen die Bäder, tranken aus der Quelle und fuhren nach 5 Uhr wieder nach Wien zurück.

Max Maria von Weber ergänzt die Erzählung nach Familienüberlieferung in der Biographie (1864) seines Vaters (Bd. II, S. 510) folgendermaßen:

Die drei Männer waren erregt, als sie in das öde, fast ärmliche Zimmer traten, das der große Ludwig bewohnte. Der Raum war in der größten Unordnung. Musik-, Geld-, Kleidungsstücke auf dem Fußboden, auf dem unsaubern Bette Wäsche gehäuft, der offenstehende

Flügel mit dickem Staub bedeckt, zerbrochenes Kaffeegeschirr auf dem Tische.

Beethoven trat ihnen entgegen.

Benedict sagt: so muß Lear oder müssen die ossianischen Barden ausgesehen haben. Das Haar dick, grau, in die Höhe stehend, hie und da ganz weiß, Stirn und Schädel wunderbar breit gewölbt und hoch, wie ein Tempel, die Nase viereckig, wie die eines Löwen, der Mund edel geformt und weich, das Kinn breit, mit jenen wunderbaren Muschelfalten, die alle seine Porträts zeigen, und aus zwei Kinnbackenknochen gebildet, die dafür geschaffen schienen, die härtesten Nüsse knacken zu können. Über das breite, blatternarbige Gesicht war dunkle Röte verbreitet; unter den finster zusammengezogenen, buschigen Brauen blickten kleine leuchtende Augen mild auf den Eintretenden, die zyklopisch viereckige Gestalt, welche die Webers nur wenig überragte, war in einen schäbigen, an den Ärmeln zerrissenen Hausrock gekleidet.

Beethoven erkannte Weber, ehe er ihm genannt war, schloß ihn in die Arme und rief: „Da bist du ja, du Kerl, du bist ein Teufelskerl! Grüß dich Gott!" Und nun reichte er ihm gleich jene berühmte Schreibtafel, und es entspann sich ein Gespräch, währenddessen Beethoven zunächst die Musikalien vom Sofa warf und dann sich ungeniert in Gegenwart seiner Gäste zum Ausgehen ankleidete.

Beethoven klagte bitter über seine Lage, schimpfte auf die Theaterverwaltung, die Konzertunternehmer, das Publikum, die Italiener, den Geschmack, besonders aber über die Undankbarkeit seines Neffen. Weber, der sehr bewegt war, riet ihm, sich diesen widerlichen, entmutigenden Verhältnissen zu entreißen und eine Kunstreise durch Deutschland zu machen, wo er sehen werde, was die Welt von ihm halte. — „Zu spät!" rief Beethoven, machte die Pantomime des Klavierspielens und schüttelte den Kopf. „So gehen Sie nach England, das Sie bewundert!" schrieb Weber. „Zu spät!" schrie Beethoven, nahm Weber demonstrierend unter die Arme und zog ihn mit nach dem Sauerhof, wo er speiste. Hier war Beethoven ganz Herzlichkeit und Wärme gegen Weber. — — —

Eine Erinnerung des Medailleurs Josef Daniel Böhm, der um 1823 ein Medaillon mit dem Kopfe Beethovens formte, hat Professor Radnitzky, ein Schüler Böhms, Theodor von Frimmel mitgeteilt, der sie in „Neue Beethoveniana" (Seite 286) veröffentlichte.

Einmal seien Beethoven und Böhm zusammen raschen Schrittes in des ersteren Wohnung gekommen. Es handelte sich um eine weitere Sitzung. Als sie eintraten, war die Aufwärterin eben mit dem Kehrbesen beschäftigt. Der aufwirbelnde Staub verdroß den ungeduldigen Tonmeister; mit raschem Griffe erfaßt er einen in der Nähe stehenden Wasserkübel und schüttet ihn ohne viele Umstände durch das Zimmer hin, um den Staub zu löschen.

Johann Sporschil (1800—63) war ein junger Historiker und Dichter, der bis 1827 in Wien (später in Leipzig, Braunschweig und zuletzt wieder in Wien) lebte und Beethoven den Text zu einer Oper „Die Apotheose im Tempel des Jupiter Ammon" anbot, wozu die Musik aus „Ruinen von Athen" benutzt werden sollte. Der Plan wurde nicht ausgeführt. Sporschil schrieb im November 1823 (Nr. 265) folgenden Aufsatz im Stuttgarter „Morgenblatt", als dessen Verfasser er sich in dem Nekrolog in der „Dresdener Abendzeitung" (Nr. 165, 166 vom 11. und 12. Juli 1827) bezeichnet. Die Aufschlüsse über das Verhältnis Sporschils zu Beethoven sind dem Buche Hans Volkmanns „Neues über Beethoven" (1905) zu verdanken.

Ludwig van Beethoven gehört zu jenen Männern, welche nicht nur Wien und Deutschland, sondern Europa und unser ganzes Zeitalter verherrlichen. Mit Mozart und Haydn bildet er das unerreichte Triumvirat neuerer Tonkunst. Die geniale Tiefe, die beständige Originalität, das einem großen Gemüte entquollene Ideale in seinen Kompositionen sichert ihnen trotz italienischem Klingklang und moderner Scharlatanerie die Anerkennung jedes wahren Verehrers der göttlichen Polyhymnia. Hier nicht von seinen Werken, nur von seiner Persönlichkeit!

Beethovens Leben ist, wie er sich auch selbst ausdrückt, mehr ein Intensionsleben. Die Ereignisse der Außenwelt berühren ihn nur wenig, er ist ganz der Kunst eigen. Die späte Nacht findet ihn an seinem Pulte, und der früheste Morgen ruft ihn wieder zu demselben. Unausgesetzt tätig, affizieren ihn daher Mahnbriefe auf eine höchst unangenehme

Weise, denn nur freie Erzeugnisse des Geistes, keine abgezwungenen, will er liefern. Ihm gilt die Kunst als Göttliches, nicht als Mittel, sich Ruhm oder Geld zu erwerben. Ein Verächter alles Scheines, dringt er auf Wahrheit und Charakter, so im Leben wie in der Kunst. Als man das erstemal seinen Fidelio gab, konnte die dazugehörige Ouvertüre nicht aufgeführt werden, man mußte eine andere, von ihm verfaßte, vorausschicken. „Die Leute klatschten", erzählte er, „ich aber stand beschämt; es gehörte nicht zum Ganzen".

Er ist unfähig, sich zu verstellen. Wer ihn über Kompositionen um seine Meinung fragt, ist, wenn er sich sie zu geben würdigt, sicher, die wahre zu erfahren. Verhältnisse, die seiner geraden Männlichkeit, seinen hohen Begriffen von Ehre zuwiderlaufen, bricht er. Was er will, will er gewaltig, denn er will nur das Rechte. Er ist ganz der Mann, der nicht nur nichts Unbilliges tut, sondern was selten ist in unserer Zeit, auch nichts Unbilliges leidet. Gegen Frauen hegt er eine zarte Achtung, und seine Gefühle für dieselben sind jungfräulich rein. Gegen Freunde ist er mild, jeder derselben hat gewiß auf irgendeine Art seine gütige Gemütsart erfahren.

Eine reiche Quelle des Witzes steht ihm zu Gebote; gegen das, was er verachtet, schleudert er beißende Sarkasmen. Leider ist die Konversation mit ihm nur von seiner Seite mündlich. Ihn entschädigt Kunst, Wissenschaft und Natur. Er ist ein großer Verehrer der Werke Goethes; gern erinnert er sich an die Zeit, welche er mit diesem berühmten Dichter in Karlsbad [Teplitz] verlebte. „Damals hörte ich noch besser", setzte er, von Goethe erzählend, mit jenem leisen Ton hinzu, der ihm in gemütlichen Augenblicken auf eine ergreifende Weise eigen ist.

Vorzüglich aber liebt er die freie Natur. Nicht leicht bringt er selbst bei dem übelsten Wetter des Winters einen ganzen Tag im Zimmer zu, und wenn er sich im Sommer auf dem Lande befindet, ist er gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang in dem blühenden Garten Gottes; kein Wunder, daß seine Werke herrlich sind wie die heilige Natur, die Zeit, in ihrer Beschauung verlebt, ist ja diejenige, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst". Fast täglich erhält er aus allen Teilen Europas, ja selbst aus dem fernen Amerika Beweise der Anerkennung seines

Talents. Sehr schmerzlich fiel es ihm, daß im verflossenen Jahr bei Gelegenheit seiner Übersiedlung vom Lande in die Stadt, vielleicht durch Nachlässigkeit, vielleicht durch Treulosigkeit der mit dem Fortschaffen der Effekten Beauftragte — denn häufig ward der nur mit seiner Kunst Beschäftigte hintergangen — seine ganze Korrespondenz in Verlust geriet.

Einst nahm er in einem Gastzimmer das Vesperbrot ein, der Aufwärter nennt seinen Namen; dadurch aufmerksam gemacht, naht sich ihm ein englischer Schiffskapitän, bezeugt die außerordentlichste Freude, den Mann zu sehen, dessen herrliche Sinfonien er selbst in Ostindien bewundernd hörte. Des Briten reine ungekünstelte Ausbrüche der Verehrung freuten ihn innig. Besuche aber, ihn zu sehen, liebt er nicht, seine Zeit ist ihm zu kostbar. Außer an seiner Kunst hängt er mit ganzer Seele an seinem Neffen Karl. Er vertritt dem Waisen Vaterstelle im vollen Sinne des Wortes.

Beethovens Äußeres verkündet markige Kraft, sein Kopf erinnert an Ossians grey heared bards of Ullin. Das Bildnis, welches die Kunsthandlungen von diesem Fürsten der Gesänge verkaufen, hat Ähnlichkeit. Seine Bewegungen sind schnell, Langsamkeit ist ihm vor allem verhaßt*). Sein Tisch ist einfach, aber gut bestellt; Wildbret liebt er besonders, er hält es für die gesündeste Nahrung. Wein trinkt er mäßig, gewöhnlich nur roten österreichischen, der ungarische wirkt nachteilig auf seine Gesundheit. Er liebt es, wenn er im Winter zu Wien wohnt, nach Tische, bevor er seinen Spaziergang antritt, im Cafehaus bei einem Schälchen Kaffee die Zeitungen zu durchschauen, ein Pfeifchen zu schmauchen, wohl auch mit Freunden zu konversieren. Da er bis tief in die Nacht zu arbeiten und doch wieder sehr früh aufzustehen pflegt, geschieht es häufig, daß er nach vollbrachtem Spaziergang eine Stunde schläft. Wohnungen, gegen Norden oder die dem Luftzuge ausgesetzt sind, äußern einen nachteiligen Einfluß auf seine Gesundheit, welche gegen rheumatische Zufälle, denen Beethoven den Verlust seines Gehörs zuschreibt, höchst empfindlich ist. Daher war ihm auch der

*) Ähnlich sagt Rochlitz: „Keine oder hastige Bewegungen."

heurige nasse Sommer, den er in Hetzendorf zubrachte, außerordentlich zuwider, durch zwei Monate litt er an heftigen Augenschmerzen*). Bewunderungswert ist, daß, obschon des Sinnes beraubt, durch den er so meisterhaft auf die Geister wirkt, er dennoch, wenn er sich zum Klavier setzt und sich seinen Fantasien überläßt, auch das leiseste Piano ausdrückt. Er genießt vom kaiserlichen österreichischen Hofe eine Pension, und wiewohl diese seine Bedürfnisse lange nicht deckt, verschmähte er zur Zeit, als die Franzosen ihren Beherrscher Kaiser nannten, eine reizende Einladung**).

Aus Sporschils oben erwähntem Nekrolog teilen wir folgende Erinnerung mit:

Es ist den Bewohnern des freundlichen Wien nun nicht mehr gegönnt, wenn sie einen Mann von gedrungenem Körperbau, sorglos gekleidet, einen Hut von schwer zu bestimmender Form auf dem Haupte, dieses selbst halb nach oben gerichtet, tiefste Abgezogenheit im grau umschatteten Antlitze, mit kurzen, die Erde fest, aber nur flüchtig schlagenden Tritten durch die Straßen eilen sahen, der wohlbekannten Gestalt, bis sie blitzschnell um eine Ecke verschwand, lachend nachzuschauen, um sich dann mit gutmütig freudigem Selbstgefühle: „Haben Sie gesehen? Beethoven!" zuzuflüstern. Auch wird fürder kein Fremder, der die romantisch liebliche Umgegend von Baden oder Mödling durchwandert, wenn er sich zu den einsamsten Stellen des schattigen Bergwaldes verloren, denselben Mann an einem Baumstamme lehnen oder auf einem Felsblock sitzen sehen, das Papierheft in der einen, den Stift in der anderen Hand, bald lange durch das grüne Laubdach zum blauen Himmel emporstarrend, bald mit eiliger Hast Hieroglyphen auf das Blatt punktierend; nicht mehr wird der Wanderer aus der Ferne, wenn es ihm gelungen, die seltsame, aber anziehende Erscheinung unbemerkt zu betrachten, oder wenn diese, die Gegenwart des Fremden gewahrend, plötzlich in die noch tiefere Einsamkeit verschwunden ist, sinnend seinen Weg fortsetzen und, unter frohe Menschen zurückgekehrt, auf die Be-

*) An der 9. Sinfonie arbeitete Beethoven 1823 oft bis in die Nacht hinein.
**) Wahrscheinlich diejenige von Jérôme nach Kassel 1809.

schreibung des Gesehenen und auf die Frage: „War das nicht etwa—?" — „Ja, es war Beethoven!" — zur Antwort erhalten. — —

Beethoven war einer der tätigsten Menschen, die je gelebt haben; mit seinem staunenswerten Talente verband er einen eisernen Fleiß; die tiefe Mitternacht fand ihn noch arbeitend, und wenn er die schöne Jahreszeit auf dem Lande verlebte, war er lange, bevor die letzten Sterne erblaßt waren, schon im Freien, sich an der Natur erlabend und auf Töne sinnend. Nicht selten vergaß er, zum großen Verdruß seiner betagten Haushälterin, zur Mahlzeit heimzukehren, und manchen Freund lud er dazu ein, der dann vergebens seiner wartete. Oft begegnete es ihm, daß er, wenn er im Grünen saß, aufstand und weitereilte, ohne zu bemerken, daß er seinen Hut hatte liegen lassen, so daß er nicht selten, zum großen Schaden seiner Gesundheit, im schrecklichsten Unwetter, mit bloßem Haupte, die grauen Haare vom Regen triefend, erstarrt und erkältet nach langem Ausbleiben in seine Wohnung zurückkam; so sehr hatte ihn die Tonwelt, in die er versunken war, der wirklichen entrückt! — —

Zarte Achtung der Frauen, wenn sie dieselbe verdienten, verband er mit Verehrung männlicher Geisteskraft; stets waren die Stunden, in welchen er in einem berühmten böhmischen Bade Goethes Umgang genossen, ihm in lebhafter Erinnerung; das Medaillon dieses großen Mannes und ein aufgeschlagener Band von dessen Werken lag stets auf seinem Pulte. — —

Beethoven, der mit vollen Händen schenkte, pflegte, um seine Verachtung gegen das Geld, als ihn zur Arbeit bewegendes Element, auszudrücken, die fünf Finger der rechten Hand zusammengehalten zum Munde zu führen, sie dann, den Arm ausstreckend, auseinanderzuschnellen und auszurufen: „Geld ist nichts!" Leicht hätte er alljährlich zwei oder drei Akademien geben können, die ihm, bei der Vorliebe der Wiener für ihn, viel eingetragen haben würden; er vermied es aber, sagend: „Es kommt mir vor wie Bettelei." — —

Des Abends trank er zuweilen an einem öffentlichen Orte Bier und rauchte dazu. Wer Lust hat, auf derselben Stelle, die Beethoven einzunehmen pflegte, seinen Krug Bier auszuschlürfen und seine Pfeife zu verblasen, darf nur zu Wien in der Stadt auf die Brandstatt in Wanners Bierhaus in den ersten Stock steigen, und er wird in einer niedrigen, aber netten Rauchstube, rechts an der Türwand, nächst dem Fenster das Tischchen in der Ecke finden, wo Beethoven manchen Abend einsam saß. Wer sein Andenken lieber im Freien feiert, durchstreife die Umgegenden Wiens, sie alle sind, von Mödling bis Klosterneuburg, Beethoven heilig.

Josef Böhm (1795—1876), bedeutender Geiger und später Lehrer Josef Joachims, erzählt von der ersten Aufführung der neunten Sinfonie 1824, was von Thayer aufgeschrieben und in seiner Biographie (Bd. V, 93) von Prof. Riemann mitgeteilt wurde.

Man studierte mit dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit, die ein so riesiges und schwieriges Tonstück [die neunte Sinfonie] erheischte. Es kam zur Produktion. Ein glänzendes, äußerst zahlreiches Auditorium lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit und spendete enthusiastischen, rauschenden Beifall. Beethoven dirigierte selbst, d. h. er stand vor einem Dirigentenpult und fuhr wie ein Wahnsinniger hin und her. Bald streckte er sich hoch empor, bald kauerte er bis zur Erde, er schlug mit Händen und Füßen herum, als wollte er alle die sämtlichen Instrumente spielen, den ganzen Chor singen. — Die eigentliche Leitung war in Duports Hand, wir Musiker sahen nur auf dessen Taktstock. — Beethoven war so aufgeregt, daß er nichts sah, was um ihn vorging, daß er auf den Beifallssturm, den er freilich bei seiner Gehörschwäche kaum hören konnte, auch nicht einmal achtete. — Man mußte es ihm immer sagen, wenn es an der Zeit war, dem Publikum für den gespendeten Beifall zu danken, was Beethoven in linkischster Weise tat. — Beethoven feierte einen großartigen Triumph, doch konnte auch dieser ihn nur vorübergehend genügen und erheitern! Seine Taubheit machte ihn höchst unglücklich, der Trübsinn, der ihn gefangen hielt, wich nicht mehr von ihm. — Es war ein trauriges, herzerreißendes

Bild, diesen großen Geist so der Welt abgekehrt, verschlossen, mißtrauisch und in seiner Häuslichkeit vernachlässigt zu sehen.

In der „Brünner Zeitung" wurde 1863 folgende Erinnerung Böhms nach seiner Erzählung mitgeteilt:

So erging es mir einmal mit einem seiner letzten Quartette. Beethoven sah es — und mit Recht — für eine seiner größten Kompositionen an und versprach sich von der Aufführung desselben große Erfolge. Aber das Ding wollte nicht recht gehen. Schuppanzigh, der die erste Violine spielte, war der vielen Proben überdrüssig, es war keine Rundung in der Leistung herauszubringen, das Quartett sprach ihn nicht an, er ging nicht disponiert zur Produktion, und das Quartett mißfiel. Es rührten sich wenige Hände, es war ein schwacher succès d'estime.
Beethoven ward, als er dies vernahm, wütend, Publikum und Darsteller wurden mit harten Worten hergenommen.
Beethoven hatte keine Ruhe, bis die Scharte ausgewetzt wurde. Er sandte in aller Frühe an mich. — In seiner gewohnten kurzen Weise sagte er mir: „Sie müssen mein Quartett spielen" — und die Sache war abgetan. — Einstreuungen, Bedenken halfen nichts; was Beethoven wollte, mußte geschehen. So übernahm ich denn die schwierige Aufgabe. — Es wurde fleißig studiert, unter Beethovens eignen Augen häufig probiert. Ich sage nicht umsonst unter Beethovens Augen, denn der Unglückliche war damals schon so taub, daß er die himmlischen Klänge seiner Kompositionen nicht mehr vernahm. Und doch war eine Probe in seiner Anwesenheit nichts Leichtes. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten seine Augen dem Bogen, und danach wußte er die kleinsten Schwankungen im Tempo oder Rhythmus zu beurteilen und selbe auch gleich abzustellen. Eben in diesem Quartette war im letzten Satze ein „meno vivace" zum Schlusse, welches mir die Wirkung des Ganzen abzuschwächen schien. Ich riet daher bei der Probe, das gleiche Tempo einzuschalten, was auch geschah und wirklich bessern Eindruck machte.
Beethoven kauerte in einer Ecke, hörte nichts davon, sah aber mit gespannter Aufmerksamkeit zu. — Nach dem letzten Bogenstrich sagte er

lakoniſch: „Kann ſo bleiben" — ging zu den Pulten und ſtrich das „meno vivace" in den vier Stimmen aus. — —
Das Quartett wurde endlich aufgeführt und mit einem wahren Beifallsſturm aufgenommen. Beethoven war nun befriedigt.

Während dieſer Zeit lud mich Beethoven einmal zum Eſſen ein. Seine Menage war ebenſo en déroute als ſein Kopfhaar. Seine Taubheit, ſein Mißtrauen machten ihn eben zu keinem angenehmen Dienſtherrn, und er war daher von ſeiner alten Haushälterin ſchlecht gepflegt und beſorgt.
Man aß bei ihm ſehr ſchlecht, ja vieles war ganz ungenießbar; die Suppe wie Waſſer, das Fleiſch zäh, das Fett ranzig. Man mußte natürlich von alledem nichts merken laſſen, um den ohnehin ſehr reizbaren Hausherrn nicht aufzuregen.
Als ich damals bei ihm dinierte, wurden Eier ſerviert, von denen das erſte, das ich nahm, gleich ſo übel roch, daß ich es möglichſt unaufſichtlich auf die Seite des Tellers ſchob. Beethoven merkte das, ſchielte auf meinen Teller und ſchwieg. Als er ſein Ei aufgemacht und ihm ein nicht minder übelriechendes zuteil ward, ging er einfach zum Fenſter und warf es auf die Gaſſe hinaus. Ein zweites, ebenſowenig friſches hatte dasſelbe Schickſal. Mir wurde angſt und bange, ob nicht jemand auf der Gaſſe damit getroffen wurde und der Meiſter polizeiliche Anſtände hätte. Und in der Tat! Nach dem Wurfe vernahm man ein fürchterliches Spektakel, ein Geſchrei und Geſchimpfe, derbe Flüche, wie ſie der Wiener, ſobald ihm jemand in ſeine Freiheitspläne tritt, wie aus einem Füllhorn auszuſchütten vermag, und es war jeden Augenblick zu gegenwärtigen, daß die Beleidigten die Fenſter einſchlugen oder die Polizei herbeiriefen. Ich ſaß wie auf Kohlen und durfte mit keinem Worte die Angſt vor ſolch einem Konflikt verraten, von welchem der taube Meiſter, den ſein Quartett ſo beſchäftigte, daß er an die Folgen ſeiner Handlung nicht dachte, keine Ahnung hatte. Zum Glück beſchwichtigte ſich der Sturm, und ich kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Schindler erzählt von dem Eindruck, den die Huldigungsadreſſe ſeiner Freunde auf den Meiſter machte, die ihm im Februar 1824 überreicht wurde. Begeiſtert wurde ſeine Kunſt darin geprieſen und er aufgefordert, mit einem neuen Werke der welſchen Kunſt (Roſſini) entgegenzutreten. Die beſten Wiener Namen ſtanden unter dem Schriftſtück.

Ich fand ihn mit der Schrift in der Hand. Nachdem er mir mitgeteilt, was ſich ſoeben zugetragen, überreichte er mir das Blatt mit Gelaſſenheit, die ſein Ergriffenſein von deſſen Inhalt ſo deutlich bezeugte. Während ich las, was mir ſchon bekannt, trat er ans Fenſter und verfolgte mit den Blicken den Zug der Wolken. Schweigend legte ich das Blatt zur Seite, abwartend, bis ſeine Konverſation beginnen werde. Er verharrte jedoch in der bezeichneten Stellung. Endlich wandte er ſich zu mir und ſprach in nicht [recht?] eigentümlich hohem Tone: „Es iſt doch recht ſchön! Es freut mich!“ — Dies war das Stichwort, um ihm auch meine Freude — leider ſchriftlich — auszudrücken. Er las es und ſagte dann haſtig: „Gehen wir ins Freie!“ — Draußen verblieb er gegen ſeine Gewohnheit einſilbig, wiederum ein untrügliches Merkzeichen, was in ſeiner Seele eben vorging.

Über einen etwa ins Jahr 1823 gehörenden intereſſanten, allerdings nicht ausgeführten Opernplan berichtet der betreffende Textdichter, nämlich Ferd. Leopold von Biedenfeld in ſeinem Buche „Die Komiſche Oper der Italiener, Franzoſen und Deutſchen“ (1848). Er war von dem Wiener Theaterdirektor Barbaja aufgefordert worden, für Beethoven aus Schillers „Bürgſchaft“ eine dreiaktige Oper zu dichten. Sofort nach der Vollendung des Textes erhielt er ſein um die Hälfte erhöhtes Honorar mit der Bitte, das Buch perſönlich Beethoven zu übergeben.

Glücklicherweiſe traf ich den Meiſter zu Hauſe bei ſehr guter Laune. Er ließ ſich den Plan erklären, den erſten Akt vorleſen [wie mag das bei dem tauben Meiſter ermöglicht worden ſein?], bezeigte ſeine Freude darüber, nahm mir das Buch aus der Hand, blätterte darin, ſtieß auf das „Hör' ich das Pförtchen nicht gehen“, nickte, lächelte, ſaß am Klavier und improviſierte einen köſtlichen Anfang dazu, ſprang wieder auf, erbat ſich das Buch und einen baldigen Beſuch. Ich kam, er war wieder ſehr freundlich, ſogar geſprächig, erklärte ſich zur Kompoſition

bereit, jedoch nur zu Akt I und III, weil der II. Akt sich lediglich um die Hochzeitsfeier drehte und solche selige Heiterkeit seiner ganzen Natur nicht zusagen konnte. Weigl solle den II. Akt schreiben, dann würde ein ganz gutes Werk daraus werden. —

Die berühmte Sängerin Karoline Unger, die im Mai 1824 bei der ersten Aufführung der neunten Sinfonie mitwirkte und damals bei ihren Besuchen in Beethovens Wohnung auch einmal zu Tisch geladen war, erzählte 1873 in einem Briefe an Ludwig Nohl von ihren Begegnungen mit dem Meister, dessen Wein ihrer Begleiterin Henriette Sontag sehr schlecht bekam. [Aus „Mosaik" (1881) von Nohl, S. 282]. Siehe die Konversation im Anhang.

Ich habe Ihren Artikel gelesen, er hat mich in meine schönste Jugendzeit zurückgezaubert und das Mittagessen bei Beethoven noch lebhafter vor die Augen der Seele gebracht. Sie muten mir zuviel Ehre zu, wenn Sie glauben, Beethoven hätte ein Faible für mich gehabt. Seine große Güte für mich war das Erbteil seiner Freundschaft für meinen Vater. Solange ich denken kann, sehe ich in Dornbach oder sonst auf einsamen Spaziergängen den größten Meister aller Zeiten uns begegnen, freundlich mich aufmunternd, in der Musik fortzuschreiten, bis zu dem Augenblicke, wo ich so glücklich war, mitwirken zu dürfen bei dem großen Werke, welches damals noch nicht so ganz erkannt wurde wie jetzt.

Ich sehe die einfache Stube auf der Landstraße noch vor mir, wo der Strick als Klingelzug diente, ein großer Tisch in der Mitte stand, auf welchem uns der gute Rostbraten mit dem famosen süßen Wein serviert wurde. Ich sehe die zweite Stube nebenan, ganz gefüllt bis an die Decke mit Orchesterstimmen. In Mitte derselben stand der Flügel, den Field (wenn ich nicht irre)*) aus London an Beethoven gesandt hatte.

Jette Sontag und ich traten in diese Stube wie in eine Kirche, und wir versuchten (leider vergebens), dem teuren Meister vorzusingen.

Ich erinnere mich meiner übermütigen Bemerkung, daß er nicht für

---

*) Der Flügel war von Broadwood, dem Fabrikanten geschenkt.

Singstimmen zu schreiben verstehe, weil mir eine Note in meiner Partie der Sinfonie zu hoch lag. Darauf antwortete er: „Lern's nur! Wird schon kommen die Note." Dies Wort hat mich von diesem Tage an zur Arbeit angespornt.

Leopold Sonnleithner erzählte in der „Allgemeinen Musikzeitung" 1864, Nr. 14, seine Erinnerung an die Aufführung der neunten Sinfonie am 7. Mai 1824 und an die merkwürdigen, auch von Schindler berichteten Worte Beethovens über das Werk.

Sie fordern mich auf, Ihnen über das Zeitmaß, in welchem Beethoven die Kontrabaßrezitative im Schlußsatze seiner neunten Sinfonie vortragen ließ, nach meiner persönlichen Erinnerung eine Mitteilung zu machen. Ich säume nicht, diesem Wunsche zu entsprechen, und bemerke vor allem, daß ich im Frühjahr 1824 allen (oder doch den meisten) Orchesterproben der am 7. Mai 1824 zum ersten Male aufgeführten neunten Sinfonie beiwohnte, wobei Beethoven persönlich an der Spitze stand, die eigentliche Leitung des Orchesters aber von Umlauf als Taktgeber und von Schuppanzigh an der ersten Violine besorgt wurde. — Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung bestätigen, daß Beethoven die erwähnten Rezitative rasch, d. h. nicht etwa presto, aber auch nicht andante vortragen ließ. Die ganze Sinfonie, insbesondere der letzte Satz, wurde in der ersten Zeit vom Orchester sehr schwer aufgefaßt, obschon die ersten Künstler (wie Mayseder, Böhm, Jansa, Linke) mitwirkten. Die Kontrabässe wußten gar nicht, was sie aus den Rezitativen machen sollten. Man hörte nichts als ein rauhes Gerumpel der Bässe, gleichsam als wollte der Tonsetzer den praktischen Beweis liefern, daß die Instrumentalmusik schlechterdings unfähig sei zu sprechen. Je öfter in der Folge dieses Riesenwerk aufgeführt wurde, desto mehr lebten sich die Musiker wie die Zuhörer hinein. —

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines Umstandes zu erwähnen, welchen mein verstorbener Freund Karl Czerny (ein Lieblingsschüler Beethovens) mir wiederholt erzählt und als zuverlässig richtig bestätigt hat. Einige Zeit nach der ersten Aufführung der neunten Sinfonie soll nämlich Beethoven in einem kleinen Kreise seiner ver-

trauteſten Freunde, worunter auch Czerny war, ſich beſtimmt ausgeſprochen haben, er ſehe ein, mit dem letzten Satze dieſer Sinfonie einen Mißgriff begangen zu haben; er wolle denſelben daher verwerfen und dafür einen Inſtrumentalſatz ohne Singſtimmen ſchreiben, wozu er auch ſchon eine Idee im Kopfe habe.

Wenngleich die minder günſtige Aufnahme des Schlußſatzes mit Chor nicht ganz ohne Einfluß auf dieſe Äußerung Beethovens geweſen ſein mag, ſo war er doch gewiß nicht der Mann, der ſich durch Tageskritiken oder durch minderes Beifallklatſchen in ſeinen Anſichten beirren ließ. Es ſcheint daher in der Tat, daß er ſich auf dem betretenen neuen Wege nicht ganz ſicher fühlte. Jedenfalls iſt es ſehr zu bedauern, daß der ausgeſprochene Vorſatz nicht zur Ausführung kam.

Joſef Hüttenbrenner berichtet von dem Eindruck, den das klägliche Ergebnis von 40 Talern auf den Meiſter machte, das jenes große Konzert vom 7. Mai 1824 ergab, von dem er ſich ſo großen materiellen Gewinn verſprochen. Ich überreichte ihm den Kaſſenrapport. Bei deſſen Anblick brach er in ſich zuſammen. Wir rafften ihn auf und legten ihn auf das Sofa. Bis ſpät in die Nacht hinein verweilten wir an ſeiner Seite: kein Verlangen nach Speiſe oder anderes, kein lautes Wort war mehr hörbar. Endlich, nachdem wir merkten, daß Morpheus ihm ſanft die Augen zugedrückt, haben wir uns entfernt. Schlafend, noch in der Konzerttoilette, fanden ihn am andern Morgen auf derſelben Stelle ſeine Dienſtleute.

Beethoven glaubte ſich verraten und verkauft, als er von dem geringen pekuniären Erfolg des Konzerts hörte. Schindler erzählt (Band II, Seite 88 ff.) mit welch beleidigendem Mißtrauen der Meiſter ſeinen treuen Freunden begegnete. Beethoven glaubte, Umlauf, Schuppanzigh und mir für die gehabten Mühen einigen Dank ſchuldig zu ſein. Er beſtellte daher wenige Tage nach der zweiten Akademie ein Mahl beim „wilden Mann" im Prater. Mit einer von düſtern Wolken umhangenen Stirne erſchien er in Begleitung ſeines Neffen unter uns, benahm ſich kalt, biſſig und krittlich in allen ſeinen Worten. Eine Exploſion war zu gegenwärtigen. Kaum hatten wir an der Tafel Platz genommen, als er auch ſchon das Ge-

spräch auf den pekuniären Erfolg der der ersten Aufführung im Theater lenkte, ohne Umschweife herausfahrend, daß er hierbei vom Administrator Duport in Gemeinschaft mit mir betrogen worden sei. Umlauf und Schuppanzigh bemühten sich, ihm die Unmöglichkeit irgendeines Betrugs damit zu beweisen, daß jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theaterkassierer gegangen, die Rapporte genau übereinstimmten, überdies noch sein Neffe zufolge Auftrags des Bruder-Apothekers den Kassierern gegen alle Sitte als Kontrolleur zur Seite bleiben mußte. Beethoven verblieb jedoch bei seiner Beschuldigung, mit dem Zusatze, er sei von dem stattgefundenen Betrug von zuverlässiger Seite benachrichtigt. Nun war es Zeit, für diese Kränkung sich Genugtuung zu geben. Eiligst entfernte ich mich mit Umlauf, Schuppanzigh aber, nachdem er auch einige Salven auf seine umfangreiche Person ausgehalten, folgte bald nach. Im „Gasthause zum goldenen Lamm" in der Leopoldstadt fanden wir uns zu ungestörten Fortsetzung des unterbrochenen Mahles zusammen. Der furiose Meister aber konnte seinen Zorn an den Kellnern und Bäumen austoben, zur Strafe noch das opulente Mahl mit dem Neffen allein verzehren.

Schindler bemerkt dazu, daß Beethoven oft in solcher Weise seine besten Freunde gekränkt und beleidigt habe, fast immer infolge der Einflüsterungen „elender Menschen", denen der mißtrauische Meister allzu gern glaubte. Jedesmal aber suchte er sein Unrecht rührend gut zu machen, wenn er es einsah.

Felix von Weingartner erzählt in seinem anregenden Buche „Akkorde" (Breitkopf & Härtel 1912) auf Seite 1 ff. eine hübsche Erinnerung an die erste Aufführung der neunten Sinfonie. Die wesentlichen Abschnitte teilen wir hier mit. Die alte Dame erzählte Herrn von Weingartner ihre Erinnerung bei einem Gespräch vor dem Beginn eines Konzerts in Brüssel.

Frau Grebner erzählte mir und einigen andern andachtsvoll Zuhörenden, daß sie die erste Aufführung der neunten Sinfonie im Sopran mitgesungen habe. Beethoven befand sich, um hören zu können, so gut es sein Leiden erlaubte, schon bei allen Proben mitten unter den Ausführenden. Er hatte ein Pult vor sich, auf dem sein Manuskript lag.

Das damalige junge Mädchen, das jetzt als ehrwürdige Greisin vor mir saß, stand wenige Schritte von diesem Pult entfernt, hatte also Beethoven fortwährend vor Augen. Sie schilderte ihn, wie es uns überliefert ist, als untersetzten, sehr robusten, etwas beleibten Mann mit gerötetem, pockennarbigem Gesicht und dunklen, stechenden Augen. Die ergrauten Haare fielen ihm oft in dichten Strähnen in die Stirn. Seine Stimme sei ein sonorer Baß gewesen, gesprochen habe er aber nur wenig, meist sinnend in seiner Partitur gelesen. Man habe den tragischen Eindruck empfangen, daß er nicht imstande war, der Musik zu folgen. Trotzdem es den Anschein hatte, als lese er mit, blätterte er weiter, wenn die einzelnen Sätze schon zu Ende gespielt waren. Bei der Aufführung trat nach Beendigung eines jeden Satzes ein Herr zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und wies ihn auf das Publikum. Die Bewegung der applaudierenden Hände, das Winken der Tücher veranlaßte ihn zu einer Verneigung, was stets großartigen Jubel entfesselte. Überhaupt sei der Eindruck, den das Werk bei seiner ersten Aufführung hervorgebracht habe, ein ganz gewaltiger gewesen. Mitunter sei der Beifall während des Spiels losgebrochen. Als eines solchen Moments erinnerte sich Frau Grebner des unvermuteten Eintritts der Pauke im Scherzo.

Das hätte wie ein Blitz gewirkt und eine spontane Äußerung des Enthusiasmus erzeugt. Wer das Wiener Publikum kennt, wird sich darüber nicht wundern. Noch heute besitzt der Wiener, wie übrigens auch der Pariser, ein merkwürdiges Feingefühl im schnellen Erfassen besonders gelungener Einzelheiten. — —

Einer weiteren Begegnung mit Beethoven erinnerte sich Frau Grebner. Als sie mit einer Schar von Freundinnen über den Graben ging, rief eine von ihnen plötzlich: „Da kommt der Beethóven!“ — in dieser Betonung sprechen die Wiener den Namen aus —, worauf sie alle stehengeblieben seien und den Meister ehrfurchtsvoll angestarrt hätten. Dieser habe die Schar jugendlicher Bewunderinnen bemerkt, sei ebenfalls stehengeblieben, habe sie mit der Lorgnette betrachtet, ihnen freundlich zugenickt und hierauf seinen Weg fortgesetzt. Es war tief rührend, diese einfache Erzählung aus dem Munde der Greisin zu ver-

nehmen und dabei in ihr Auge zu blicken, das den größten Tondichter noch leibhaftig erschaut hatte. Wie ein heiliger Schauer überlief es uns, als sie plötzlich ausrief: „Ja, den Beethóven hat man gar nicht viel auf der Straßen g'seh'n, aber den Schubert, den hab'n mer oft begegnet, am Glacis, in den Gärten, im Theater, da war er überall z'finden. Der hat alleweil gar so lieb dreing'schaut." — —
Als bei einer dritten Begegnung Weingartner ihr sagte, daß die Beethovenschen Sinfonien das Evangelium des Musikers seien, lachte Frau Grebner und meinte: „Ja, wer das seinerzeit denkt hätt', wo so viele übern Beethóven g'sagt haben, er sei verruckt. Er is' aber auch gar so eigen g'wesen. Im Wirtshaus soll er a mal auf 'n Tisch Noten g'schrieb'n haben. Und wie der Wirt kommen is und g'sagt hat, sein Tisch sei zum Essen da, aber nit für die Schmierage, da is' er grob g'worden. So ähnliche Stückeln hat er halt öfter g'macht, und da hab'n die Leute g'meint, er sei närrisch. Aber bei sein'm Leichenbegängnis," schloß sie feierlich, „hab'n doch die ersten Musiker 's Bahrtuch getragen."

Anton Wilhelm von Zuccalmaglio (1803—1869) arbeitete unter den Namen Wilhelm von Waldbrühl und Dorfküster Gottschalk Wedel an Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik" mit und veröffentlichte dort (1842) Band 8, Nr. 3 und 4, die Erzählung von seinem Besuch bei Beethoven, den er 1824 in Baden aufsuchte.

Er bewohnte dazumal ein zur Badeanstalt gehöriges Gebäude, hinter dem sich ein niedlicher Garten hinzog. Mit pochendem Herzen klingelte ich und ward von einer alten Haushälterin eingelassen, der ich nun mein Anliegen recht dringend eröffnete. Die Alte, die durch und durch den Ausdruck wienerischer Gutmütigkeit hatte und durch die Verehrung, die in meinem ganzen Wesen für ihren Herrn überall durchblickte, geschmeichelt wurde, da ein Widerschein derselben sich auch auf sie erstreckte, betrachtete mich aufmerksam eine Zeitlang, schüttelte dann bedenklich den Kopf und sagte, daß es wohl nicht nach meinen Wünschen sich fügen werde. Ich war aber so leicht nicht abzufertigen, bat sie, ihrem Herrn mein Brieflein zu übergeben, ich könne einmal nicht wegreisen, ohne ihn gesehen zu haben.

„Da es Ihnen so von Herzen geht, so will ich einmal wider Gebot handeln, und den Brief hineintragen.“ So sprach die gute Alte und ließ mich in ihrer Küche allein. Zehn Minuten mocht ich wohl so in drückender Ungewißheit gestanden haben und durch die halbgeöffnete Küchentür nach der gegenüberstehenden Pforte, die mir meinen König des Tonhortes barg, geblickt haben, als die Tritte der Alten wieder auf dem Flur ertönten und meine Brust zum entscheidenden Augenblicke spannten. Sie trat herein! Wie ich aber ihr Schmunzeln bemerkte, war mir auch gleich klar, daß ich gewonnenes Spiel habe, und richtig sagte sie mir freundlich nickend: „Diesmal, junger Herr, ist das Ungewöhnliche eingetroffen, mein Herr hat Ihren Brief gelesen und wünscht, Sie zu sehen; wenn Sie überall mit Ihren Bitten so durchzudringen vermögen, sind Sie ein wahres Glückskind!“ Hier hatte ich an keinen Erfolg gedacht! Somit führte sie mich aus der Küche zur gegenüberstehenden Tür und schloß mir auf.

Ich stand in Beethovens Zimmer, allein mit den dienstbaren Geistern des gefeierten Meisters in einem Heiligtum der Tonkunst, und von heiligen Schauern fühlte ich mich durchwallt. Das Zimmer war geräumig und hoch, seine Fenster gingen auf den Garten zu und hatten dessen blühende Bäume zu Zierblumen. Der Hausrat bekundete den Mittelstand, nichts war prächtig, aber auch nichts ärmlich, alles schien zueinander zu passen und Reinlichkeit und Ordnung vorzuwalten, durch die doch hier und da ein hingeworfenes Notenblatt wieder etwas Künstlerunordnung verriet. Wahrhaftig prächtig inmitten dieser Geräte stand der Flügel des Künstlers, ein Geschenk seiner hochherzigen Verehrer in England, mit Goldschrift schaute ich die Namen der größten Künstler auf seinen Wänden eingegraben, die diesem Tonzeuge neben der gewöhnlichen Bedeutung eine geschichtliche gaben, es leuchtete mir entgegen wie ein tonlicher Achillesschild. Auf dem Flügel lagen große Päcke gedruckter Musikhefte. Auf dem Pult aufgeschlagene Handschriften, vielleicht die letzten Tondichtungen des Meisters. Auf einem Gestelle standen noch größere Päcke von Notenheften, wie mehrere Bücher auf einem andern Gestell in leidlicher Ordnung aneinanderlehnten. Ich würde mich gewiß stundenlang, in diesem Zimmer allein

gelassen, mit mir selber gut unterhalten, an jedes Stäubchen meine Gedanken angeknüpft und fortgesponnen haben, allein ich hörte bald die Tür des Nebenzimmers sich in ihren Angeln drehen, und so wurden durch die Ankunft des Meisters alle meine Träume verscheucht.

Mit einem sicheren Schritte kam er auf mich zu. Ich kannte ihn gleich nach den Abbildungen, die ich von ihm gesehen hatte, unter denen mir die Kriehuberſche damals am ähnlichsten schien, und doch mußte ich wieder finden, daß alle nur etwas von seinem Wesen ausdrückten, daß sie dem Urbild gegenüber sich nicht zu einem Ganzen abrundeten. Besonders schien mir die gedankenschwere Stirn von keinem der Zeichner recht gewürdigt und die Glut des Auges, die mich zu durchblicken schien, nicht im entferntesten angedeutet. Die Locken des Meisters hatten sich schon bedeutend weiß gefärbt und umwallten den Kopf in einer nicht unfreundlichen Verwirrung. Trotz der weißen Haare aber, trotz der hohen Stirn und des blitzenden Auges hatte der Meister nicht den Ausdruck der Einsamkeit, Abgeschlossenheit und trüben Zurückgezogenheit, in dem ich mir ihn gedacht hatte, im Gegenteil schwebte über das ganze Antlitz ein Zug ungemeiner Gutmütigkeit, und Freundlichkeit sprach sich in all seinen Gebärden und Reden aus. Was seine leibliche Größe anbelangt, so schien mir diese fast unter dem Mittelmaße zu stehen, dabei war er von untersetztem, gedrungenem Bau, der, obschon in vorgerücktem, in beschleunigtem Alter, noch Kraft und Festigkeit verkündigte. Was seine Kleidung betrifft, so erinnere ich mich nur, daß er einen langen grauen Überrock trug, der ebenso reinlich als anspruchslos sein Hauskleid sein mochte, da er eben von einer Arbeit aufgestanden war, mir Gehör zu geben; daß er ein Halstuch schlicht umgelegt, kurz, daß nichts in seiner Tracht weder schmutzig noch nachlässig, wie man sich gewöhnlich geistreiche Künstler gekleidet denkt, noch so geleckt und gesucht war, wie ich viele kenne, die im Saale der feinen Welt als überschwenglich geistreiche Künstler sich geltend machen. Seine Tracht gab den ehrlichen deutschen Bürger kund.

Die Ankunft des heiß Erwarteten versetzte mich in solche Wallung, in eine solche Verlegenheit, daß ich keine Worte finden konnte, ihn zu begrüßen, und es bei einer unwillkürlichen Verbeugung bewenden lassen

mußte. Beethoven schritt jedoch freundlich lächelnd auf mich zu, bewillkommnete mich herzlich und scherzte harmlos über mein von ihm begeistertes Schreiben. Unter diesem Empfange kam ich auch wieder völlig zur Besinnung, zur Sprache und sagte ihm, wie ich mich glücklich schätze, endlich einmal den Mann vor mir zu sehen, der von frühester Jugend an als Held mir vorgeschwebt, der in mein ganzes Sein mächtig eingegriffen und mich zu meiner Laufbahn, zur Kunst bestimmt habe. Wie ich aber zu ihm sprach, sah ich nur zu deutlich, daß er meine Worte nicht verstand, daß er taub geworden sei, daß der, welcher zu einer ganzen Welt zu allen Zeiten durch seine Töne rede, daß der keinen Erwiderungston vernehmen könne und einsam, abgeschlossen unter dem fröhlichen Leben der Sprache stehe. Dieses Gefühl durchdrang mich so gewaltig, brachte mich so wieder aus aller Fassung, daß ich meine Tränen nicht länger verbergen konnte und vor dem Meister in lautes Schluchzen und Weinen ausbrach. Beethoven begriff gleich meinen Schmerz; die Festigkeit seines Gemütes war über ihn erhaben, und während ich in Leid zerfloß, wurden seine Züge durch keine Wolke des Kummers verfinstert, im Gegenteil schien er mir viel heiterer; und er versuchte, mich zu trösten und zu beruhigen. Wie ein Vater sein Kind hätschelt, fuhr er über meine Wange und umarmte mich. „So ganz bin ich doch nicht von der Welt und denen, die mich lieben, abgetrennt," begann er wieder, „hier hab' ich mein Buch, und hier ist mein Schreibzeug, so können Sie mir schriftlich jede Frage beantworten." Hiermit legte mir der Meister ein Papierheft vor, das schon über halb von Antworten gefüllt war, welche die Besucher auf seine Fragen gegeben. Ein Heft, welches gewiß durch die verschiedenen Schriftsteller, wie durch den Mann, an welchen diese sich richteten, äußerst wichtig und inhaltreich werden mußte, obschon ich gewiß der schwächsten Mitarbeiter einer damals gewesen bin, und das wohl mit seinen vorangegangenen und folgenden eher der Veröffentlichung wert als mancher andere Waschzettel großer Männer, die heutigentags ans Licht tauchen, wenn anders nicht die Fragen zu den Antworten fehlen würden. — Einmal vor dem Hefte stehend, wußte er mich bald von dem erschütternden Auftritt zu zerstreuen und meinen Geist durch lachendere Ge-

filde ſich nachzuziehen. Er erkundigte ſich nach meinen Jugendarbeiten, nach dem Leben in meiner Vaterſtadt, nach den bekannten Meiſtern, die ich auf meinen Reiſen geſehen und von deren einem ich ihm eine ſchriftliche Empfehlung gebracht. Er billigte meine Urteile, teils berichtigte er ſie und webte die ſonderbare Unterhaltung mit ſolcher Leichtigkeit, mit ſolcher aufheiternden Laune fort, daß ich zuletzt den Mangel des Gehörs ganz bei ihm überſah und bezaubert wurde, den Mann, der durch ſeine tiefernſten Meiſterwerke die ganze Welt in Erſtaunen geſetzt hatte, in ſeinem häuslichen Kreiſe ſo ſanft und zugänglich, ſo mitteilend zu finden. Ja, jetzt muß ich noch den Scharfſinn bewundern, mit dem er die Unterhaltung immer auf einen Punkt, auf ein Wort zuſammendrängte, meine Antworten vorausſah und einleitete, ſo daß ich gewöhnlich nur ein einziges Wort ihm hinzuſchreiben hatte, um mich ihm vollkommen klarzumachen. Weil ich aber wußte, daß ich ihn über ſeinen Arbeiten geſtört, ſo trachtete ich, ihm ſo wenig von der teuren Zeit als möglich zu rauben, und nahm, nachdem ich mein Entzücken über ſeine gütige Aufnahme ihm zu wiſſen getan, Abſchied. Indem er mich entließ, erſuchte er mich noch dringend, ihm zu ſagen, wo und wie er mir etwa dienlich ſein könne, bat mich, in ſolchen Fällen mich an ihn zu wenden und ihn in Wien, ſobald er die Stadt wieder bezogen, ferner zu beſuchen, dann reichte er mir freundlich die Hand und ließ mich ziehen.

Der Londoner Harfenfabrikant Johann Andreas Stumpff, ein geborener Thüringer, „wallfahrtete“ 1824 zu Beethoven, dem er auch noch auf dem Sterbebette eine große Freude durch Schenkung von Händels Werken machte. Seine Erinnerungen, handſchriftlich bei Lonsdale und Martin in London aufbewahrt, ſind in Thayers Biographie V. Band, S. 123 ff., durch Prof. Riemann veröffentlicht worden. Folgendes iſt daraus entnommen. Verſchiedentlich wird man an die Bemerkungen von Rochlitz und Schulz erinnert, die Stumpff wohl gekannt hat. Handſchriftlich ſind die Erinnerungen, ſtellenweiſe gekürzt, auch in Jahns Nachlaß in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Als man die Tür öffnete, durchlief mich ein Schauer, als wenn ich einem überirdiſchen Weſen nahen ſollte. Ich ſandte meine Viſitenkarte

zu ihm hinauf, als wir ersucht wurden, einzutreten. Hier nun kam uns Beethoven entgegen mit einer Karte in der Hand; er reichte mir mit einer heiteren Miene seine Hand, meinen Namen repetierend: „Stumpff, Herr Stumpff aus London? Von dem ich durch Herrn S. [Streicher] schon manches Gute vernommen, und ich besitze einen Brief, den Sie an ihn geschrieben und in welchem [Sie] auch meiner gedacht haben" — nun ging er zum Schreibtisch — „ha! Hier ist er, ein Lied zum Komponieren enthaltend". — Es war derselbe Brief, den ich Herrn S. in London vor zwei Jahren zugestellt.

Das Angesicht von Beethoven, das nur stoßweise sich erheitert, schien als wenn die Sonne von hinter einem Gebirg von schwarzen Wolken sich hervordrängt und die letzteren mit ihren Feuer strahlenden [Blicken] durchlöcherte; also erheiterte ihn alles, was er von uns vernahm, welches Haslinger durch seine Gebärden zu ihm bemerkte. „Ja, ich bin heute froh und heiter: — Na, wie gefällt's im alten Wien? Wo man ißt und trinkt, schläft und . . . . Ah, jeder lebt hier auf seine Weise, spielt und singt, was er selbst gemacht."

Also stand ich endlich vor Beethoven, der mich in seinem täglichen Anzug, nicht in einem sauberen, beblümten Schlafrock, mit offenem Herzen empfing.

Beethovens Person war unter mittlerer Größe, von starken Knochenbau, so wie Napoleon, gestaucht, von kurzem Nacken und breiten Schultern, aus welchen ein großer runder Kopf mit starkem Haarwuchs, verwirrt, emporstrebte. Sein großes tiefliegendes Stechauge, das zu blitzen schien und in der Seele des vor ihm stehenden Individuums sich Eingang zu versichern wußte, welches nachher aus seinen Worten deutlich zu vernehmen war.

Beethoven sprach sehr gern und viel und hatte eine übertriebene Meinung von London und dessen hochgebildetem Einwohner: — „England steht hoch in der Kultur. In London weiß jeder Mensch etwas und weiß es gut, aber der Wiener, der weiß von Essen und Trinken zu sprechen und singt und klimpert Musik von wenig Bedeutung anitzo, oder die er selbst fabrizierte."

„Ich wünsche aus meinem Neffen Karl einen Menschen zu machen, den

ich seiner nichtswürdigen Mutter abgekauft habe, und wünsche ihn nach einer hohen Schule nach Sachsen zu schicken, und jeder Gulden, den ich durch die Anstrengung meiner Kräfte gewinnen kann, ist für seine Erziehung bestimmt. Karl soll auch englisch lernen und zu Ihnen nach London kommen, um auch etwas zu werden, aber unsere klugen Obern wollen es nicht zugeben, er soll in Wien ein Alltagsmensch werden und bleiben."

Beethoven fragte nun ängstlich, was wohl die Unterhaltung eines jungen Menschen, wie sein Karl, in London ein Jahr zu verweilen kosten möchte. Um meine Meinung deutlich zu vernehmen, legte er mir seine Not- und Hilfsblätter nebst einem Bleistift vor, worinnen ich ihm eine Antwort schreiben sollte. Sein Auge folgte den Zügen meines Bleistiftes, und [er] sprach das kaum vollendete Wort laut aus, und nachdem er vernommen hatte, was er zu wissen wünschte, schüttelte er mißmutig den Kopf und beklagte sich bitter über die Musikverleger, die ihm fast nichts für seine großen Kompositionen, die ihm so viel Zeit und Kopfzerbrechen gekostet, geben wollten.

„Bleiben Sie in Baden," fuhr Beethoven fort, „und besuchen Sie mich, soviel Sie wollen, ich habe gar manches mit Ihnen zu reden," — und ich versprach's zu tun. — Als nun die gewünschte und gefürchtete Audienza so gut abgelaufen war, sagte ich im Weggehen zu meinem Begleiter: „Da Sie, mein verehrter Freund, so viel über den von seinen Phantasien gequälten Geist vermögen, könnten Sie ihn wohl bewegen, in Ihrer Gesellschaft mit mir zu speisen, nämlich in meinem Gasthofe, welcher einen so schönen beschatteten Garten hinter den neu erbauten Gasthofsgebäuden hat?" — „Ich will's versuchen," war seine Antwort, „und es Ihnen sobald wie möglich wissen lassen."

Beethoven genehmigte die Einladung unter der Bedingung, daß man im Garten speisen würde. — Oh, wie dankte ich meinem guten Genius, der mich bis hierher so glücklich geleitet!

Und nun hatte ich nichts Angelegeneres, als mich mit dem Gastwirt zu beratschlagen wegen der Speisen, die der Tisch enthalten sollte. Ich fragte ihn, ob er vielleicht wisse, was der wunderliche Mann wohl gern genieße, und ich bat ihn darauf, bei der Wahl der Speisen be-

sonders Rücksicht zu nehmen. — „Ja, ja, mein verehrter Herr, das weiß ich, Fische, ja Fische, die liebt er sehr, wunderlich ist Beethoven, aber gut ist er! das ist aller Welt bekannt, mein Herr."

Nun stand der Tisch rauchend in einem schattenreichen Garten bereit, die Gäste mit einfachen, doch guten Speisen zu bedienen. Herr H. und einige Freunde von ihm nur harrten des großen Künstlers, der uns mit seinem Neffen Karl soeben entgegentrat; mit heiterer Miene beäugelte er, und seine Nase verspürte den Geruch der Fische. — Nach einem kurzen Gruß packte er den Tisch mit beiden Händen an und bedeutete uns, solches auf der entgegengesetzten Seite zu tun, um den Tisch so zu stellen, daß die Sonne den für ihn bestimmten großen Stuhl beschien, welche ihre erquickenden Strahlen heute unserm verehrten Gast zuliebe vom blauen Himmel, durch laubvolle Bäume, unsern Tisch mit lebender Goldfarbe bemalte. Beethoven nun setzte sich nieder in den von uns für ihn bestimmten großen Stuhl und hub lachend den Deckel von der Fischschüssel ab: „Brav, brav, hier seh' ich Fische! Ja, Fische esse ich gern, nur sind sie in diesem Lande nicht gut. Die Fische, die aus der See kommen, das wäre eine Speise für mich, wie die, die man in London auf den Tisch bringt!" — Nun sprach er in einem fort und schalt auf die Wiener Köche und Weinhändler, die alles verfälschen („vergiften" war das Wort): „Ja, ja, so ist's." — Nun ging's auf's Lob der Engländer, die alles zu schätzen wissen, was kräftig, gut und schön ist.

Die Franzosen, denen er nicht günstig war, bekamen manche Hiebe, die er für schlechte Kenner des Wahren, Guten und Schönen in der Musik hielt, sowie auch in der Politik, welches sie hinlänglich bewiesen und noch beweisen!

Nun ging's über die Wiener, über den Geschmack, der sich so sehr verändert, ja, verschlimmert. „Für das Gute, das Kräftige, kurz für die wahre Musik hat man keinen Sinn mehr! Ja, ja, so ist's, ihr Wiener! Rossini und Konsorten, die sind eure Helden. Von mir wollen sie nichts mehr! Manchmal holt Schuppanzigh ein Quartett von mir hervor: zu den Sinfonien haben sie nicht Zeit, und den „Fidelio" wollen sie nicht, Rossini, Rossini geht euch über alles. — Vielleicht euer seelen-

loſes Geklimper und Singen, eure eigenen Machwerke, womit ihr euch für die wahre Kunſt zugrunde richtet — das euer Geſchmack, oh, ihr Wiener!" — Und ſo ging's in einem gutmütigen Tone fort, das nicht im geringſten weder Liebloſigkeit noch Eiferſucht verriet, welche Jeremiaden wir gutmütig mit [dem] Kopf [nickend] oder ſchüttelnd und auflachend bejahten und verneinten. — Als nun die untergehende Sonne uns zum Aufbruch mahnte, ſo ergriff Beethoven ſeinen Hut und Stock und mit ſeinem Neffen am Arm faßte er meine Hand und lud mich am dritten Tag mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen ein, welches ich mit Freuden annahm.

Ich erſchien alſo an dem von ihm beſtimmten Mittag in ſeiner Wohnung. Einen Umſtand zu erörtern, muß ich mir erlauben, welches eine etwas raſche Handlung während des Mittagmahls wo nicht rechtfertigen, doch entſchuldigen ließe! —

Beethoven hatte ſeiner Haushalterin wiederholtemal befohlen, daß [ſie] alles, was jedesmal zum Mittageſſen beordert ſei, ſoll auf den Tiſch ſtellen und durchaus nichts, wenn er Platz daran genommen, nachgebracht werden ſollte. Ob ſolcher Befehl gewöhnlich, billig oder unbillig war, iſt hier nicht die Rede, kurz, es war befohlen!

Alſo ward mir der ſonderbarſte Wunſch, den ich ſo lange im Leben gehegt, erfüllt. Nun war ich innerhalb der Mauern, die den Rieſen der Tonkunſt einſchloſſen. Ich war in der Stube, wo er ſeine Geiſteswerke zu Papier brachte, ich ſaß neben ihm, von ihm eingeladen, an ſeinem Tiſch, um ein Mittageſſen, das er, mich zu bewirten, hatte bereiten laſſen, mit ihm zu genießen. Wunderbar! Ja! —! Das Andenken an ein ſo gewünſchtes, ſo gefürchtetes Ereignis ſetzt mein Blut noch (indem ich dieſes ſchreibe) in Wallung! — — —

Nun ſaß ich ganz allein mit Beethoven an ſeinem wohlbeſetzten Tiſch. Zwei hohe, altväteriſche Flaſchen voll von rötlichem Wein ſtanden ihm zu beiden Seiten, und eine kleinere Flaſche auch glänzte zu ſeiner Linken, den Nachtiſch zu verherrlichen!

„Was Sie hier finden werden, ſind einfache Speiſen, nicht vergiftet vom Koch; ſo iſt auch der Wein unverfälſcht und natürlich. — Jetzt zugreifen und gegeſſen und getrunken, was Gott beſcheret!"

Ich folgte seinem Exempel und ließ mich nicht saumselig finden. Der Wein, der rein und gut war, erweckte die Lebensgeister bei meinem Wirt, der immer die beiden Gläser so recht behaglich füllte und leerte und seinem Gast immer das erste zuschob, und da er ununterbrochen in einem fort sprach, so kamen witzige und drollige Einfälle ans Licht, worüber er oft selber laut auflachte, und ich mit klatschenden Händen dieselben bejubelte. In einem solchen Erguß schlich sich seine mürrische Haushälterin zur Tür herein und setzte eine Schüssel mit Nudeln auf den Tisch, glaubend, sie würde nicht bemerkt werden, als Beethoven plötzlich laut aufschreiend zu ihr sagte: „Du widerspenstiges Weib, wer hat dir geheißen, das Verbotene zu tun?" — Er schob ihr die Schüssel mit den rauchenden Nudeln entgegen, die sie mit der Schürze auffing — die Alte, die ihren Herrn kannte, entfernte sich so geschwind wie möglich und laut aufbrummend verschwand sie.

Nun langte Beethoven die kleine Flasche her. Sie war mit dem köstlichen Tokaierwein angefüllt, und er füllte die beiden Gläser bis an den Rand. „Nun, mein guter deutscher Engländer, auf Ihre werte Gesundheit!" Wir leeren erst die Gläser, [dann] mir die Hand reichend — „Gut Glück auf die Reise und aufs Wiedersehen in London!" — Nun bedeutete ich ihm, die Gläser noch einmal zu füllen, und schrieb eiligst auf seine Blätter — „Nun gilt's aufs Wohl des größten lebenden Tondichters, Beethoven" — ich erhob mich vom Sitz, er folgte meinem Exempel, er leerte sein Glas und sagte, meine Hand ergreifend: „Und wie bin ich heute so ganz, was ich bin und sein sollte, ganz aufgeknöpft!" Nun ergoß er sich über Musik und wie man solche gegenwärtig herabwürdige und sie ein Spiel niedriger und frecher Leidenschaften mache. — Wahre Musik — sagte er, fände nur wenig Eingang in diesem Rossinischen und Konsorten-Zeitalter. — Alsdann ergriff ich die Bleifeder und schrieb mit sehr deutlichen Buchstaben:

„Wen halten Sie für den größten Komponisten, der je gelebt?"

„Händel," war seine augenblickliche Antwort, „für den beuge ich meine Knie" — und berührte mit dem einen den Boden. —

„Mozart" schrieb ich nun hin.

„Mozart", fuhr er fort, „ist gut und vortrefflich."

„Ja," schrieb ich, „der selbst Händel durch eine neuere Begleitung im Messias verherrlichen konnte."

„Der hätte sich auch ohne das erhalten", war seine Antwort.

Nun schrieb ich: „Seb. Bach?"

„Warum ist er tot?"

Ich schrieb augenblicklich „er wird wieder aufleben".

„Ja, wenn man ihn studieren wird, und dazu hat man nicht Zeit!"

Weiter erlaubte ich mir zu schreiben. „Da Sie die Verdienste eines Händel, selbst ein unerreichbarer Künstler in der göttlichen Kunst, so hoch und über alles erheben, so werden Sie gewißlich die Partituren seiner Hauptwerke besitzen?"

„Ich, ich armer Teufel, wie sollte ich dazu gekommen sein! Ja, die Partituren von seinem „Messias" und „Alexanderfest" sind mir durch die Hände gegangen." —

Die Rede war nun von Klavierinstrumenten und Kompositionen für dasselbe. Beethoven beklagte sich über die Unvollkommenheit des Flügels, worauf in dem gegenwärtigen Zustand man nichts mit Kraft und Effekt vortragen könne!

„Ich besitze selbst ein Londoner Instrument, welches aber nicht das leistet, was man von dorther erwarten sollte. Kommen Sie, hier steht es im Nebenzimmer, in einem höchst elenden Zustand."

Als ich solches eröffnete, welch ein Anblick trat mir entgegen! Der obere Teil war tonlos, und die zerrissenen Saiten waren ineinander verwirrt, wie ein Dornstrauch vom Sturmwind gegeißelt!

Beethoven bat mich, ihm doch zu raten, was mit dem Klavier anzufangen sei. „Könnte wohl der Klaviermacher Stein, wenn Sie sich mit ihm beraten, solches wieder in einen guten Zustand zu setzen vermögend sein?"

Ich versprach, seinen Wünschen willfährig zu sein. — Soeben trat sein Bruder, ein Landgutsbesitzer, herein, welcher von mir gehört und froh schien, mich hier zu treffen, weil er gar manches mit mir zu sprechen hätte; er bat mich sehr schmeichelnd, ihn doch zu besuchen. Da es nun Abend war, so nahm ich Abschied von Beethoven, und er begleitete mich bis an die Haustür; er schien nun ganz verstimmt; er sagte mit

umwölktem Gesicht: „Dieses ist mein Bruder — haben Sie nichts mit ihm zu tun — es ist kein redlicher Mensch. Sie werden von mir manche schlechte Handlung, deren er sich schuldig gemacht, vernehmen. Leben Sie wohl!"

Das war der Bruder, welchem Beethoven seine Kompositionen verpfänden mußte, wenn er in der größten Geldnot war! Und der sich einmal in einem Briefe stolz unterzeichnete „Gutsbesitzer", worauf sich der Tonpoet in seiner Antwort „Hirnbesitzer" unterschrieb.

Ein unbefriedigter Wunsch wurde immer reger in meiner Seele, nämlich Beethoven spielen zu hören, und in dem Zustand, [in welchem] sein Klavier sich befand, war es unmöglich. Ich begab mich unverzüglich zu Herrn Stein, Klaviermacher, und entdeckte ihm meinen Wunsch und bat ihn, mir beizustehen, um das Klavier in spielbaren Zustand zu setzen. Er versprach's und hielt Wort, und mit einigen von seinen Arbeitern und mit Hilfe meinerseits war das Piano bald wieder in einem spielbaren Zustand. Beethoven war mit seinem Bruder vor [für] einige Tage verreist [wegen] Familienangelegenheiten, und das war uns erwünscht, wir konnten daher ungehindert unsere Absicht erreichen. —

Nach seiner Zurückkunft kam sein Neffe, der seinen Onkel begleitet hatte, mich zu ihm zu führen; unterwegs entdeckte ich ihm, daß das Klavier nun seine Sprache wiedergefunden, und bat ihn, ganz unbemerkt den bewußten Aufsatz darauf zu setzen und dann den Onkel mit dem Geschehenen zu überraschen.

Also nach Abrede führte Karl seinen Onkel hin, wo das Klavier stand, und hob den Aufsatz weg; da erblickte Beethoven mit Verwunderung die neue Gestalt seines Klaviers, ausrufend, „das hat kein Feind getan!" — und ergriff meine Hand, die er herzlich umfaßte mit einem Blick. — Nun setzte er sich unter den Schirm vor die Klaves, und ein Tongewebe mit überraschenden Übergängen machte die armen Saiten, sowie das ganze Instrument erbeben, und ein Chaos von Tönen entwickelte sich in die herzergreifendsten Melodien, kurz, wer könnte mit Worten malen, was die Phantasie eines solches Geistes vermag! Also ward auch dieser Wunsch, den größten lebenden Künstler in der gött-

lichen Kunſt, Muſik, auf dem Klavier ſpielen zu hören — erfüllt! Den Tag darauf kam Beethoven zu mir mit umwölkter Stirn, ganz in der Frühe, und beklagte ſich ganz bitter in abgeriſſenen Wörtern über die Behandlung ſeines von ſchmutzigem Geiz beſeſſenen Bruders und wie die Seuche [sic!] des Geizes immer mehr um ſich greife, daß es für einen ehrlichen Kerl immer ſchwerer würde, ſeinen Magen zu füllen! „Ja, ja, ſo iſt's!! — Oh, ihr Geizhälſe! wann werdet ihr ſatt werden!" Er nannte mir zwei mit Namen, die die göttliche Kunſt Muſik ſelbſt durch dieſe Seuche verunehren — „ſchmutzige Geizhälſe!"

„Ich muß mich in der unverdorbenen Natur wieder erholen und mein Gemüt wieder rein waſchen. — Wie ſteht's heute mit Ihnen? — Wollen Sie heute mit mir gehen, meine unwandelbaren Freunde zu beſuchen — die grünen Gebüſche und die hochſtrebenden Bäume, die grünen Hecken und Schlupfwinkel, von Bächen rauſchend? Ja, die Weinſtöcke, die von ihren Hügeln der Sonne, die ſie befruchtete, nun ihre Trauben zu reifen ihr hinhalten, zu ſchauen? Ja, mein Freund? Dort iſt kein Brotneid, noch Betrug. Kommen Sie — kommen Sie! — Welch ein herrlicher Morgen, verſpricht einen ſchönen Tag." —

Beethoven war heute ſehr ſauber gekleidet, wie, wenn er in den Konzertſaal eintreten ſollte: in einem neuen blauen Frack, blauen Pantalons, gelber Weſte und ſehr weißer Halskrauſe und einem Hut mit einer hohen Krone, wie es damals in Wien Gebrauch war, und glänzende Stiefel waren das Finis ſeiner Kleidung! Nun ging's in raſchem Schritt dem ſehr beliebten und von allen Klaſſen beſuchten Helenental entgegen, wo der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem hohen Hauſe luſtwandelte, und wo die ſich Begegnenden durch einen engen Pfad ſich drängen müſſen. Unterwegs war von ſeinen großen Werken die Rede, die ich, um ihn zu erheitern, vorſätzlich zum Gegenſtande machte. Ich bemerkte zu ihm, welchen großen Effekt ſeine Sinfonien in unſerm Konzertſaal ſtets bewirken, und ſeine Paſtoral-Sinfonie, die Lieblingsſinfonie unſerer Damen in London, deren Augen von Genuß funkelnd meinen Genuß verdoppelten. Aber wie ein Beethoven die Naturereigniſſe mit Tönen vorſtellen konnte, iſt allen ein Wunder, hinzufügend, „daß die von ſolchen Schöpfungen begeiſterten Kunſtfreunde ſich nach einer zehnten Sinfonie ſehnten".

„Ja, in England, wo man noch Sinn fürs Große hat, werden auch Kompositionen von Gehalt, wie ich vernommen, würdig aufgeführt. Ich muß auch nach London und werde bei Ihnen absteigen."
Wir kamen nun bei einem neu erbauten Schlosse vorbei, welches, wie er sagte, der Herzog C. hat bauen lassen. „Sehen Sie hier unsern großen Geschmack in der Wahl des Ortes, wo man moderne Schlösser hinbauen soll! Nicht wahr, da, wo man die Rudera der Schlösser der Vorwelt erblickt, da gehören sie hin! Oh, wäre mein Arm vermögend genug, solches Gebäude, wohin es gehört, zu verschieben!"
Jetzt nahten wir uns einem sehr romantischen Orte. Hohe alte, prachtvolle Bäume erhoben ihre Wipfel dem blauen Himmel entgegen, dunkle Gebüsche tranken die Sonnenstrahlen und warfen sie wieder auf einen grünen Rasenteppich hin, auf welchem die Bewohner der Büsche umherhüpften, die für sie bestimmte Nahrung zu erhaschen. Ein rinnendes Wasser hörte man rauschen, hier ungesehen, das von einer Höhe herabschoß. Hier setzte sich Beethoven auf eine Rasenbank hin.

Abschied von Beethoven.

Beethoven zuletzt begleitete mich bis an den Wagen, der mich nun von ihm diesseit des Grabens trennen soll! — Nach einigen stummen Minuten in der Landstraße an dem Wagen, der sich fertig machte, abzufahren, zog er eine kleine Rolle Papier aus dem Busen: — „Nehmen Sie dies Bild, das mein Gesicht vorstellen soll, von mir als ein Andenken; zwar ist es nicht gut und von einem Freunde, der kein Künstler von Profession, auf Stein gezeichnet." —
Nun blickte er mich starr an, indem er meine Hand ergriff, welche ich zurückzog und solche zu einem Trichter formierte und solchen an sein linkes Ohr preßte (welches er mir im Freien schon erlaubt hatte) — ich rief nun folgende Worte scharf artikulierend ins Ohr: „Sollte ich in London einen Künstler treffen, dem ich das, das einen so tiefen Eindruck in meine Seele geprägt, mitzuteilen vermag, so werde ich von dem besten Gemälde von Ihnen das, was noch fehlt, Ihren Gönnern zu Liebe ans Licht befördern."
Nun umschlang er mich in einer Art von Ekstase, während ein Leichen-

zug uns entgegenkam, den er aus dem Wege trat, und verschwand. Welche Ahndungen durchdrangen meine Seele, als ich im Wagen saß, und helle Tränen träufelten mir vom Angesicht in den Wagen*)!

In Jahns Nachlaß in Berlin findet sich eine vielfach gekürzte Abschrift der Stumpffschen Erinnerungen, wahrscheinlich nach dem Originaltext, da nur die Londoner Quelle genannt ist. Interessant ist darin eine umfangreichere Äußerung Beethovens, die oben nicht mitgeteilt ist. Ihr kosmischer und mystischer Charakter entspricht ganz dem Ideenkreis des Meisters, wie auch die Unzufriedenheit mit der Tonkunst als Ausdrucksmittel oft von ihm betont wurde. —
Beim Spaziergang sprach Beethoven begeistert:

„Hier sitze ich oft stundenlang, und meine Sinne schwelgen in dem Anblick der empfangenden und gebärenden Kinder der Natur. Hier verhüllt mir die majestätische Sonne kein von Menschenhänden gemachtes Dreckdach, der blaue Himmel ist mein sublimes Dach. Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese soviel Millionen Meilen entfernten Gestirne hin zum Urquell, aus welchem alles Erschaffene strömt, und aus welchem ewig neue Schöpfungen entströmen werden. Wenn ich dann und wann versuche, meinen aufgeregten Gefühlen in Tönen eine Form zu geben — ach, dann finde ich mich schrecklich getäuscht, ich werfe mein besudeltes Blatt auf die Erde und fühle mich fest überzeugt, daß kein Erdgeborener je die himmlischen Bilder, die seiner aufgeregten Phantasie in glücklicher Stunde vorschwebten, weder durch Töne, Worte, Farbe oder Meißel darzustellen imstande sein wird. Ja, von oben muß es kommen, was das Herz treffen soll, sonst sind es nur Notenkörper ohne Geist, nicht wahr? Was ist Körper ohne Geist? Dreck oder Erde, nicht wahr? Der Geist soll sich aus der Erde erheben, worin auf eine gewisse Zeit der Götterfunken gebannt ist, und ähnlich dem Acker, dem der Landmann köstlichen Samen an-

*) Stumpff schreibt am 15. November 1839 an Schindler: „Die lebhafte Erinnerung der letzten gegenseitigen seelenvollen Umarmung auf der Landstraße von Baden nach Wien, noch am Wagen, durchbebt mich stets noch mit neuen Gefühlen, die ich zu schildern nicht vermag."

vertraut, soll es aufblühen und viele Früchte tragen, und also vervielfältigt hinauf zur Quelle emporstreben, woraus er geflossen ist. Denn nur durch beharrliches Wirken mit den verliehenen Kräften verehrt das Geschöpf den Schöpfer der unendlichen Natur." —

Friedrich Wähner, der „jahrelang zum Freundeskreise Beethovens gehörte", schrieb im Todesjahre des Meisters seine Erinnerungen an ihn nieder, die schon 1837 in der „Zeitschrift für Kunst, Literatur usw." Nr. 120—123 erschienen und von Hofrat Dr. Wilh. Ruland in München am 13. Februar 1907 in der Wiener „Freien Presse" veröffentlicht wurden, sodann in der „Neuen Musikzeitung", Jahrgang 29, Nr. 21 (1908), ferner gekürzt im Februar 1907 in der „Nationalzeitung", „Mannheimer Generalanzeiger", „Dresdener Zeitung" u.a. Wähner schreibt manchmal schwülstig, phrasenhaft und kann eigene Gefühlsergüsse nicht unterdrücken, die den Lesern hier erspart sind. Aber seine Schilderung ist im Grunde interessant, bestätigt anderweitige Erinnerungen und bringt auch einiges Neue.

Häufig steht das Äußere seltener Naturen mit ihrem Innern in einer wunderbaren Übereinstimmung; das war bei Beethoven der Fall. Nicht ganz von mittler Größe, eilte er in kurzen, stets gleichen Schritten dahin, als sei er unabänderlich gezwungen, selbst mit den Füßen eine Art Takt zu halten. Sein Gang hatte etwas Flughaftes, gleich dem Ansatz eines Reisenden, der rüstig ein bestimmtes Ziel verfolgt. Die Richtung des Hutes wich von der gewöhnlichen Ordnung ab und war das einzige Schiefe, das sich an dem sonst höchst geraden Mann vorfand. Man sah ihr das Ungesuchte, Natürliche an, und konnte eben deshalb nicht umhin, sie mit dem Ganzen seiner Erscheinungen ins Einverständnis zu setzen. Von seiner Kleidung ließ sich sagen, daß er vernünftigerweise weder zu viel noch zu wenig dafür tat. Sein Kopf geht in mannigfaltigen Kupferstichen durch die Welt, sie sind aber alle, verglichen mit der unerschöpflichen, wandelbaren Bedeutung seiner Züge, ungenügend.

Eine neue, durchgängige Verwandlung ging mit ihm vor, sobald er, was er zur Zeit gern tat, von ganzem Herzen hell auflachte. Seine Züge traten dann gleichsam aus allen ihren gewohnten Ufern hervor und überströmten ihn bis zum Unmaße, ja bis zum Unschönen mit der

kindlichen Naivität. Er sah dann in der Tat nicht mehr wie ein bedeutender Mann aus, sondern wie ein liebenswürdiger Knabe, der in der vollen Unschuld seiner Freude Gesichter schneidet und dabei eine unendliche Gutmütigkeit zum Durchbruch kommen läßt. Wieder ein ganz andrer war er, wenn der Genius mit der Fülle seiner Hingebungen ihn plötzlich zu beseligen schien und ihn zu den lichten Höhen der Begeisterung emportrug. Was die alten Dichter von dem Anhauche der Musen und Götter aussagen, was wir von den Propheten hören, daß der Geist des Herrn sie ergriffen habe, das wiederholte sich an Beethoven oft visionenartig. Sein aufgeschlagenes Auge glich dann einem Himmel, in welchem die Funken des Gefühls wie Sterne auf und nieder sprühten. Es war, als ob in solchen vorübergehenden Momenten der Erhöhung auch das Haar mit seinen Silbertönen kräftiger aufblinkte und an den Akkorden der Bewegung teilnähme. Von Natur aufwärts strebend, war es in seiner lyrischen Unordnung wohl dazu geeignet, der stillen Betrachtung einen optisch-magischen Betrug zu spielen. Über seine Stirne mag das Urteil einer Dame entscheiden, welches hier von besonderem Gewicht sein muß, da sie die Musikstücke Beethovens mit entschiedener Vorliebe und ausgezeichnetester Virtuosität vortrug, was dieser verdientermaßen mit dankbarer Ergebenheit anerkannte. „Beethoven", so rief sie ihm einst mit angenehmer Laune zu, „was haben Sie für eine schöne Stirn!" Der Belobte erwiderte herzhaft: „So küssen Sie denn die schöne Stirn!" Er hatte dabei vielleicht scherzend an jene Königin gedacht, die sich bereit erklärte, einen häßlichen Dichter zu küssen, weil er ihr so schöne Sachen sagte.

Die Weichheit der Inkarnation erinnerte an jene Eigentümlichkeit seiner musikalischen Meisterschaft, die in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit der tiefen Gemütlichkeit Jean Pauls hat. In dem Maße, als der Ausdruck des Gesichts sich änderte, gerieten doch die festeren Teile in eine leise Bewegung, als folgten sie den Wellenschlägen des Gemütes heimlich nach. Sonst war Beethovens Physiognomie, solange ich ihn gekannt habe, von lebhafter Färbung und grunddeutsch.

Von der Natur, wie wenige ihrer Günstlinge darauf angewiesen, in sich selbst ein Leben voller Genüge zu führen und dessen Früchte der

Mit- und Nachwelt zuzuwenden, war er in keinem Sinne ein Mann der Gesellschaft. In früheren Jahren soll er verschiedentlich in höhere Zirkel gezogen worden sein. Da aber seine Stärke nicht in dem Glanze eines vollendeten Spieles lag, worauf er je länger, je mehr freiwillig verzichtete; da er außerdem kein Talent für die leichten Formen des vornehmen Umgangs besaß, so ist das Verhältnis zwar fortwährend auf beiden Seiten ein gutes geblieben, jedoch so, daß die nähere Berührung allmählich, wie im Wege eines freundschaftlichen Abkommens, aufgehört haben mag. Sooft er bei den Aufführungen seiner Werke die Direktion übernommen hat, ist er jedesmal mit den herzlichsten Huldigungen ausgezeichnet worden, von seinen erklärten Anhängern und Bewunderern mit begeistertem Jubel. Im übrigen ehrte man seine Freiheit, ohne ihm durch Zudrang lästig zu werden, freute sich seiner, wie eines hochwillkommenen Gastes und erteilte ihm in der Stille das Ehrenbürgerrecht, wie es vor ihm schwerlich ein Fremder empfangen hat. So lebte er unter den Wienern, alles und jedes Zwanges ledig, beschränkt auf einen kleinen Kreis von Bekannten, mit welchen er sich von Zeit zu Zeit freundlich und wohlwollend unterhielt, bis der Verlust des Gehörs in der Folge ihn nötigte, auch dieser flüchtigen Geselligkeit mehr und mehr ein Ziel zu setzen. Zwar führte er zur Vermittlung des Gespräches ein Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten bei sich, worin er kurzgefaßte Eröffnungen aufnahm und dann darüber, so gut es gehen wollte, den Faden einer zerstückten Unterredung anknüpfte; aber auf die Länge wurde dieses Auskunftsmittel für beide Teile schwierig und ermüdend; gegen das Ende seines Lebens hat er sich nur in dringenden Fällen dazu verstanden. Es erregte ein eigenes, wehmütiges Gefühl, den Musageten vor sich zu sehen, der das Jahrhundert mit dem Zauber seiner Töne verherrlichte und nicht ein armes Wort von menschlicher Lippe vernehmen konnte.

Er streifte viel im Freien herum, wechselweise geteilt zwischen Stadt und Land, wie denn die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes sich bis auf einen gewissen Grad auch seiner Lebensweise mitteilte. Im allgemeinen war er nicht leicht zugänglich, wozu er in seiner Art guten Grund hatte, doch spielte er weder den Sonderling noch den Spröden

nach der Manier so vieler Aftergenies. Im Besitze eines festgegründeten Ruhmes sah er über die kleinen Schwankungen der Tagesmeinung ruhig hinweg, wogegen er auf der anderen Seite für jede ehrlich gefühlte Beifallsäußerung empfänglich war, selbst wenn ihr das Wahrzeichen der Kennerschaft fehlte. Ebensowenig als er die Menschen suchte, entzog er sich scheu und einsiedlerisch ihrer Nähe. Einige öffentliche Orte besuchte er nicht gerade regelmäßig, doch häufig; das waren die Sammelplätze, wo eine liebevolle Beobachtung sich von mehreren Seiten her an seiner Gegenwart unbemerkt erfreute. So ernst er daselbst in seiner Abgeschlossenheit war, so leicht ging er zur Jovialität über, wenn ihm eine gelegene Mitteilung unter seinen Bekannten vorkam. Einen heiteren Gedanken pflegte er lächelnd, auch wohl lachend einzuführen und ihm das Geleite bis ans Ende des Weges zu geben; ebenso verhielt er sich gegen seine Umgebung, wenn die Würfe der Unterhaltung ihm behagten.

Oft überraschte er durch schlagende Wendungen. Einst fragte ich ihn, was er von Sebastian Bach halte. Die Antwort war: „Kein Bach, sondern ein Meer!" Ein andermal fand ich ihn aufgeregt, glühend vor Zorn, unruhig auf seinem Sitz sich hin und her wendend. Es handelte sich in diesem kritischen Augenblick um eine Kränkung seiner Autorrechte. Für eine Wiener Zeitschrift hatte er aus besonderer Gefälligkeit für den damaligen Herausgeber des Blattes eine kleine musikalische Komposition geschrieben, worin ihm von fremder Hand etwas korrigiert worden war. Nachdem er sich seines Unmutes entladen hatte, brach er nach kurzer Pause in die Worte aus: „Es gibt in der Kunst keine Regel, die nicht durch eine höhere aufgehoben werden könnte." —

Er trank gern ein Glas Wein, hielt sich aber dabei an eine unverbrüchliche Norm; die Zahlen, die er sich festgesetzt hatte, waren ihm geheiligte Zahlen. Was darüber hinausging, erschien ihm wie ein Fehler gegen den reinen Satz, wie ein Verstoß gegen die Kraft der richtigen Instrumentalbegleitung. Die Preise mußten einen anständigen Rang behaupten, er schien den Wert des Weines im Grunde mehr nach dem Tarif als nach der Zunge zu beurteilen. Er, ein geborener Rheinländer, zog die ungarischen Gattungen allen anderen vor.

In seinem Urteil über Menschen und Dinge verriet er einen scharfen Blick. Es gibt eine Erfahrung, die sich leicht aus dem Schutt zusammenklauben läßt; diese war nicht sein Teil, noch weniger nach seinem Sinn. Schönen Seelen ist dagegen eine gewisse Weihe angeboren, welche sie der Mühe überhebt, weitläufige Versuche anzustellen; sie sind gegen die Erbärmlichkeiten des Lebens von innen heraus verwahrt. Diesen Takt des Urteils hatte Beethoven. Mißbilligungen sprach er nicht stark aus, deutete sie nur leise an; man konnte aber bald merken, wo er hinauswollte.

In Ansehung seines sittlichen Charakters darf man von ihm sagen, daß er zuweilen Affekten unterlag, aber keinen Leidenschaften. Rasch auflodernd, wie er war, überaus empfindlich im Punkt der Ehre, ein Feind jeder lästigen Zögerung, ist er späterhin durch den Verlust des Gehörs mitunter in Situationen geraten, die einen unschätzbaren Beitrag zur Theorie der komischen Kontraste liefern.

Wie er den Verführungen des Weines männlich widerstand, so scheint auch die Macht der Liebe ihn nie beherrscht zu haben. Die Liebe ist der dunkle, geheimnisvolle Punkt in seiner Laufbahn, worüber schwerlich jemand mit voller Sicherheit Auskunft geben wird. Denn, wie menschlich schön er sich auch gegen seine Bekannten gehen ließ, so glich er doch zugleich dem Mädchen aus der Fremde, deren Würde und Höhe die Vertraulichkeit verscheuchte.

Er war ein Freund der vernünftigen Freiheit; sie war bei ihm, ungebunden von einem politischen Glaubensbekenntnis, der Spiegel seiner wohlgeordneten Seele, in dessen Licht er auch die Welt zu sehen wünschte. Er äußerte sich darüber nicht in Tiraden; wer aber die unauslöschliche Handschrift der Natur zu lesen verstand, die an ausgezeichneten Individuen mit eigentümlicher Klarheit ausgeprägt ist, der mußte bald einsehen, in welchem exemplarischen Sinne Beethoven die Lebensfrage der Zeit beantwortete. Seine Freiheitsliebe, die zunächst natürlich eine künstlerische war, hat ihn zuweilen in wunderliche Kollisionen verwickelt, wie er denn für gut aufgelegte Augenzeugen überhaupt dasjenige in hohem Grade besaß, was man den unfreiwilligen Humor nennen könnte, jenen, der mehr für andere als für sich selbst da ist.

Die Wiener haben ihm jederzeit mit guter Laune die konventionellen Forderungen erlassen, welche das gewöhnliche Leben mit sich führt. Er war kein geschickter Wirtschafter, hielt aber in seiner Art gut Haus. Ob er wohlhabend oder dürftig gestorben sei, das sollen die Mäkler ausmachen, uns geht es hier nichts an. — Der tugendhafte Mensch war in ihm eins mit dem tugendhaften Künstler.

Der Liebe gegen seinen Neffen sei noch gedacht als eines augenscheinlichen Beweises seiner Herzensgüte. Wie eine Löwin um den Besitz ihrer Jungen kämpft, so hat er sich um das Glück bemüht, auf die Erziehung des Jünglings, der einige Zeit nicht in den besten Händen gewesen sein soll, Einfluß zu gewinnen. Sein Auge glänzte vor Freude, wenn er ihn ansah; alle Liebe, die in seinem reichen und tiefen Gemüte war, schien sich in diesem einzigen Gegenstande zu vereinigen. Der zärtlichste Vater kann nicht mehr an der Entwicklung seines Sohnes teilnehmen, als Beethoven an den Fortschritten seines Neffen.

In Schindlers Nachlaß in der Kgl. Bibliothek zu Berlin findet sich ein in Hamburg gedruckter Aufsatz, betitelt „Beethoven", der von Schindler der Aufbewahrung wert geachtet wurde und jedenfalls von einem persönlichen Freunde des Meisters herrührt. Das Wichtigste folgt hier:

Saß er einmal am Klavier, wozu ihn jedoch nie eine Aufforderung, von welcher und der feinsten Art sie auch immer sein mochte, sondern nur der eigene, innere, unwiderstehliche Trieb bringen konnte, so nahm sein Wesen beinahe etwas Überirdisches an. Sein Auge flammte, alle Muskeln des Gesichts zuckten fieberhaft, und man sah den Meister der Töne im gigantischen Kampfe mit seinen eigenen Schöpfungen und nicht selten von ihnen und ihrer unheimlichen Macht völlig übermannt werden. Ein solcher Anblick hatte etwas Großes, aber auch zugleich etwas Schauerliches an sich. — —

Beethoven war im stolzesten Begriffe des Worts: ein Mann. — — Strenge Redlichkeit, Geradsinn, Offenherzigkeit und wahrer, echter Künstler- und Mannesstolz waren seine Tugenden, wozu sich noch der entschiedenste Haß gegen alles gesellte, was irgend nach Kriecherei, Falschheit, Eitelkeit, gemeiner Gewinnsucht usw. schmeckte. — Er liebte

die Kunst; aber seine Ehre noch mehr, und dieses machte ihn erst zum wahren Künstler. —

Engherzige Narren und besternte Hohlköpfe aller Art, die gar zu gern den Krämermaßstab ihrer Alltagsweisheit bei der Beurteilung von Männern anlegen mögen, haben auch ihm, lächerlich genug, Mangel an Bildung vorgeworfen, und zwar aus dem ihrer Ansicht nach höchst richtigen Grunde: weil Beethoven sich einfach und schlicht kleidete und nicht gehörig zu antichambrieren verstand. Solchen Urteilen kann auch der größte Mann nicht entgehen. Hörte Beethoven dergleichen Urteile, so pflegte er gewöhnlich zu lächeln, oder höchstens leise die Achseln zu zucken und blieb eben darum auch nach wie vor: Beethoven. —

Was sein Äußeres anbetraf, so war solches von mehr als gewöhnlichem, beinahe imponierendem Ausdruck. Besonders sein durch die schärfsten Züge tiefmarkiertes Gesicht, welches in der majestätischen Stirn, dem fest und energisch geschlossenen Munde, dem männlich-kräftigen Kinne und dem, in die tiefste Nacht der Melancholie und Schwärmerei getränkten Auge den großen, mannhaften Geist verriet, der seine Schöpfungen aus dem tiefsten Schacht der Seele hervorzurufen gewohnt war. Mit einem Wort: in Beethovens Gesichtszügen lag der ganze Genius seiner Musik.

Ignaz von Mosel (1772—1844), schrieb 1840 einen längeren Aufsatz „Die Tonkunst in Wien während der letzten fünf Dezennien" nieder, der in der „Allgemeinen Wiener Musikzeitung" 1843, Nr. 124ff., veröffentlicht wurde. Darin erinnert er natürlich auch an das Wirken seines Freundes Beethoven, mit dem er z. B. auch in der Verdeutschung der italienischen musikalischen Ausdrücke sympathisierte.

Für Klavier- und Violinspieler begann aber nun eine neue Epoche durch Louis van Beethoven. Seine ersten Sonaten, seine ersten Quartette wurden mit wohlbegründetem Jubel aufgenommen. Form und Stil, Einheit und Klarheit bei geistvoller Originalität ließen eine Fortsetzung des größten der Meister, Mozarts, erwarten. Ein Geschenk des Himmels, dessen Wiederkehr man kaum in einem Jahrhunderte zu hoffen wagte, sollte den Kunstfreunden so bald wieder zuteil werden! Man wußte sich

vor Freude nicht zu fassen. — Schuppanzigh, der Haydns und Mozarts Ideen so trefflich wiederzugeben verstand, eignete sich fast in noch höherem Grade für den Vortrag Beethovenscher Kompositionen. Der geniale Tonsetzer erkannte dies bald und wählte ihn zu seinem Lieblingsdolmetscher. Kaum seiner Phantasie entquollen, kaum kopiert, übergab er ihm seine Werke zur Aufführung, anfangs im Hause des musikliebenden Fürsten Lichnowsky, später bei dem königl. ungarischen Hofsekretär von Zmeskall, einem allgemein geachteten Kunstkenner und Beethovens vertrauten Freunde, wo in höchst interessanten Morgenkonzerten, zu denen sich die Elite der Kunstfreunde drängte, neben Beethovens Quartetten auch seine Klavierwerke von einer geistreichen, noch lebenden Dame in in einer Vollendung vorgetragen wurden, in welcher man sie seitdem nicht mehr gehört hat. Auch Mayseders damals erst aufblühendes Talent fand in jenen Kreisen die erste Anerkennung und bildete sich dort zu jener Vereinigung von Geschmack und Grazie aus, welche sein Spiel charakterisieren. Daß er sich in der Folge nicht minder ausgezeichnet hat, ist jedermann bekannt. —

Einem bekannten Dichter und Kunstfreunde aus Berlin, welcher sich vor ungefähr 15 Jahren gegen Beethoven beklagte, daß er während seines Hierseins so wenig von seinen Instrumental-Kompositionen und seinen „Fidelio" gar nicht zu hören bekam, antwortete der Meister: „Seit die Welschen sich hier eingenistet haben, sind die guten Sachen verschwunden. Aber mich bekümmert dies ganz und gar nicht. Ich möchte nur noch das schreiben können, was ich im Kopfe habe. Wäre ich nur gesund, so wäre mir alles übrige gleich." — Man sieht hieraus, daß auch Beethoven der Meinung gewesen, die neuitalienische Oper trage die Schuld an dem Verfalle des Geschmacks, nicht bloß in der dramatischen, sondern in der Musik überhaupt. —

Indessen dürfte doch die Frage sein, ob nicht Beethoven selbst, wenigstens zum Teil, mit Ursache war, wenn die größere Zahl der Kunstfreunde sich allmählich von seinen Kompositionen abgewendet hat. Wer erinnert sich nicht des Enthusiasmus, welchen seine ersten Sinfonien, seine Sonaten, seine Quartette erregt haben. Alle Musikfreunde waren entzückt, so bald nach Mozarts Tode einen Mann sich erheben

zu sehen, der jenen so schwer Vermißten zu ersetzen versprach. Obschon ein völlig eigener Geist und Geschmack in seinen Werken atmete, waren doch — wie schon früher erwähnt — Stil und Form denen des geliebten Verklärten ähnlich. Wären sie es geblieben, so hätten wir in der Tat Mozarten wiedererlangt; denn wenn auch dessen Zartgefühl nicht aus den Werken seines Nachfolgers sprach, so war in diesen vielleicht ein kühnerer Aufschwung, der das Gleichgewicht des Wertes wiederherstellte. Aber siehe da, zwar allmählich, aber immer mehr entfernte er sich von der anfänglich eingeschlagenen Bahn, wollte sich eine durchaus neue brechen und geriet endlich auf Abwege. Hatte sein Genius etwa in jenen, auf Ebenmaß und Symmetrie, auf Natur und Schönheitsgefühl, kurz auf die Gesetze einer richtigen Ästhetik begründeten Formen sich beengt gefühlt, welche Haydn und Mozart zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hatten? Hat dieser Genius in den dem Kaiser Alexander, dem Veteranen Salieri gewidmeten großartigen Sonaten, in der Sonate pathétique, in dem Klavierquintette mit den Blasinstrumenten, in dem himmlischen Septett und so vielen andern Werken, in welchen er sich innerhalb jener schönen Formen bewegte, sich etwa nicht in seiner vollen Glorie entfaltet? — Warum hat er sie verlassen? — Er fing damit an, die Länge der Tonstücke immer mehr auszudehnen. Niemand wird glauben, daß Haydn oder Mozart — diese beiden Vorbilder in der Kunst, Ideen auszuführen — jedes ihrer Tonstücke nicht hätten noch einmal so lang ausspinnen können, als sie getan haben; allein sie wußten ihren Reichtum zu beherrschen; ihr Schönheitssinn, ihr feiner Geschmack sagte ihnen, wo sie schließen sollten, und daß es dem Komponisten mehr zur Ehre gereiche, wenn man sich vor dem Ende seines Tonstückes fürchtet, als wenn man es herbeisehnt. — Die Überschreitung des rechten Längenmaßes hatte dann notwendigerweise auch die Zerstörung des Ebenmaßes, sowohl der Teile unter sich selbst, als derselben zu dem Ganzen, zur Folge; ein schönes Ebenmaß aber ist eine Grundbedingung der Schönheit jeglichen Kunstwerkes. — Und hat ihn die immer weitergetriebene Abweichung von den früher beobachteten Formen nicht endlich ins Formlose geführt? — Ich berufe mich auf sein Quartett op. 127. Nur jene un-

bedingten Enthusiasten, die alles preisen, was seinen Namen trägt, haben auch diese Komposition, und zwar in gesteigertem Grade des berühmten Autors würdig gefunden. Im Streit darüber mit der bei weitem größeren Zahl von Freunden und Veteranen der Kunst, welche sie für eine Verirrung des Geistes hielten, veranlaßte im Frühjahr 1825 jene merkwürdige Aufführung derselben, bei welcher entschieden werden sollte, welche Partei richtig geurteilt habe. Wir jungen, lebensvollen, ausgezeichneten Künstler waren Verehrer des genialen Tonsetzers, übten dieses Werk mit unermüdlichem Fleiße ein; gegen zwanzig Proben wurden gehalten, damit dem Vortrage weder in ästhetischer noch in mechanischer Hinsicht das geringste ermangeln möge, und nach so gewissenhafter Vorbereitung wurde es vor einer Versammlung ausgeführt, die aus allem bestand, was Wien an Meistern, Kunstkennern und urteilsfähigen Musikfreunden einschließt. Das Quartett wurde in größter Vollkommenheit gegeben. Da man sich nach der ersten Aufführung über den Wert desselben nicht einigen konnte, wurde sogleich mit demselben Eifer eine zweite vorgenommen und mit gleicher Aufmerksamkeit angehört. — Vergebens! — Während die Enthusiasten ihres Entzückens kein Ende finden konnten, blieben alle übrigen Mitglieder des auserlesenen Auditoriums dabei, daß ihnen diese vagen, unzusammenhängenden, gedehnten Fantasien unverständlich seien und ein Chaos scheinen, aus welchem von Zeit zu Zeit Genieflammen hervorbrechen wie Blitze aus einer dunklen Gewitterwolke. — Jene, die, wahrscheinlich, nur um konsequent zu bleiben, an ihrer Bewunderung festhielten, suchten ihre Meinung vorzüglich mit dem Satze zu begründen, daß dieses Werk der Zeit vorgreife und erst in späteren Jahren verstanden, dann aber auch desto höher geschätzt werden würde. Sie führten als Beispiel Mozarts sechs große Quartette an, die ja auch nicht gleich bei ihrem Erscheinen, sondern erst spät Eingang gefunden hätten. —

Ich bin übrigens weit entfernt, die Verirrungen Beethovens durch einen ungezähmten Trieb zum Überschwenglichen, durch ein maßlos ehrgeiziges Streben, seine großen Vorgänger zu überfliegen, erklären zu wollen. Beobachtet man die Zeit, wann er begann, von seinem früher ein-

geschlagenen, ruhmvollen Pfade abzuweichen, so findet man, daß sie genau mit jener zusammenfällt, in welcher sein unglücklicher, körperlicher Zustand anfing, den Geist niederzudrücken. —

Doch nicht Taubheit allein war es, was den edlen Meister quälte; er war auch sonst leidend, wie sein Tod und lange vorher manche seltsame Äußerung bewies; denn der Wunsch, daß er alle seine früheren Werke, namentlich aber sein Septett — worin Melodie und Harmonie, durch das strahlendste Genie belebt, sich zu einer so hinreißenden Wirkung verbunden — nicht geschrieben haben möchte, konnte doch nur aus einem kranken Gemüt kommen. Beides zusammen, seine Taubheit und seine Krankheit mußten den Mann dergestalt verstimmen, daß er, bei seinem heftigen Charakter, gleichsam aus Trotz gegen sein trauriges Schicksal, am Ende aus Ironie absichtlich schrieb, wie keiner vor ihm noch geschrieben hatte, wie aber wohl auch keiner geschrieben zu haben wünschen dürfte. Als Beispiel hiervon dient unter anderem das groteske Rezitativ der Bässe in der Sinfonie D-Moll, op. 125. Es fällt demnach in die Augen, in welchem Irrtum diejenigen Komponisten befangen sind, die in der Meinung, auf diesem Wege unfehlbar lauter Beethovens zu werden, dort anfangen wollen, wo er aufgehört hat.

In der „Niederrheinischen Musikzeitung“ 1858 findet sich in Nr. 31, Seite 246 ff., folgende Erinnerung, deren Verfasser nicht unterzeichnet hat. Der Vorgang entspricht ganz dem Wesen Beethovens.

Im Jahre 1825 gab ein bekannter Künstler, auch Dilettant im Kompositionsfache der Musik, ein Heft Walzer heraus. Jeder derselben war von einem anderen der damals beliebtesten und renommiertesten Tonsetzer eigens dazu komponiert worden; denn keiner versagte dem Herausgeber, welchem der Ertrag zu einer Karlsbader Kur dienen sollte, diese musikalische Beisteuer. Das Heft fand bekanntlich ungewöhnlichen Anklang und Abgang. Da kam es dem Herausgeber in den Sinn, den großen Ludwig van Beethoven, mit dem er schon durch seinen Großvater und Vater in früherer Zeit bekannt war, auch um einen Beitrag anzugehen. Mit der edelsten und liebevollsten Bereitwilligkeit versprach der große Tonsetzer, die Wünsche des Bittenden

zu erfüllen, und lieferte nicht nur einen Walzer, sondern (er, der Einzige) auch ein Trio dazu. Er ersuchte den Herausgeber, in zirka vier Wochen um die fertige Arbeit zu schicken. Da dieser inzwischen erkrankte, so vermochte er nicht, das Werk persönlich abzuholen, sondern mußte auf eine so interessante Visite verzichten. Er ersuchte daher seine Mutter, den Walzer abzuholen und seinen Dank auszudrücken.

Doch die Haushälterin, der sie ihren Namen und Stand bekannt gab, ließ sie nicht vor, indem, wie sie sagte, es bei dem Herrn heute wieder rappele. Da in diesem Augenblick Beethoven den Kopf zur Tür herausstreckte, so schob sie die Frau mit den Worten: „Verstecken Sie sich, denn heute ist mit ihm gar nicht zu sprechen," in eine dunkle Kammer, von wo sich dieselbe dann unverrichteter Sache entfernte.

Ein paar Tage danach sandte Beethoven den Walzer in die Wohnung des fraglichen Tonsetzers mit folgendem Brief, dessen Authentizität bewiesen ist, da das fragliche Original vor uns liegt:

Euer Wohlgeboren!

Ihre Mutter ist unlängst durch die Dummheit meiner Haushälterin abgewiesen worden, ohne daß man mir ein Wort von ihrem Dasein gemeldet hat.

Ich habe dieses unanständige Betragen, indem sie selbe noch dazu nicht in mein Zimmer geführt, gerügt; die Ungeschlachtheit und Roheit dieser Menschen, die ich so unglücklich bin, um mich zu haben, ist jedem bekannt; ich bitte daher um Verzeihung.

Ihr ergebenster Diener

Louis van Beethoven.

Graf Franz von Pocci (1807—76) erzählt in den „Deutschen Blättern für Literatur und Leben" 1840 unter dem Titel „Musikalischer Sonnenaufgang" eine amüsante Erinnerung an eine Begegnung mit Beethoven. Dr. Leopold Hirschberg teilte die Erzählung erneut in der „Neuen Musikzeitung", Jahrg. 32, Nr. 6, mit. In dieser Erinnerung ist einiges in den äußeren Umständen unerklärlich.

Das großartige Fest, welches Fürst S . . . auf seinem Landsitze unweit Wien gegeben und wozu nicht nur die vornehme, sondern auch ein Teil

der Künstler- und Gelehrtenwelt geladen war, ging zu Ende. Die Blumen, welche die Festsäle schmückten, waren dem Verwelken — die Tausende von Kerzen, die sie erhellt hatten, dem Erlöschen nahe. Ein Teil der Gesellschaft fuhr in die Kaiserstadt zurück, ein anderer war im Schlosse selbst beherbergt, und ein dritter suchte in den nahegelegenen Land- und Gasthäusern sein Unterkommen. Durch den Gesandten unsres Hofes vorgestellt und eingeführt, war es mir, der erst vor kurzem in Wien angelangt, um so interessanter, hier an einem Abende den Glanz der Wiener Gesellschaft vereinigt zu sehen. Halb betäubt, ganz ermüdet, suchte ich vergebens einen Fiaker, um in die Stadt zurückzufahren; es blieb mir nichts zu tun übrig, als mich denjenigen anzuschließen, welche in den Gasthöfen Ruhe und Nachtlager aufschlugen. Als ich in den nächstgelegenen eintrat, war eben der Kellner mit einem Herrn in lebhaftem Gespräche begriffen, der, gleiche Absichten hegend, über die Stätte seiner Nachtruhe verhandelte. Die Worte des Kellners: „Ich kann Ihnen nur noch ein Zimmer mit zwei Betten anbieten, und Sie sind nicht sicher, ob nicht ein Schlafgenosse" — unterbrach ich (den Faden des Gespräches erfassend), indem ich sprach: „Daß nicht ein Schlafgenosse Ihnen zugeteilt wird", und erbat mir das zweite Bett des erwähnten Zimmers. „Wir wollen nicht viel Federlesens machen, mein Herr; wir sind beide müde und werden uns in einem Zimmer wohl vertragen", war die rasch erfolgende Antwort des Fremden, die dem Kellner jede weitere Erklärung ersparte und mir die gewünschte Ruhe verschaffte. — Unser Gemach ward uns angewiesen; wir betraten es stillschweigend, und es schien, als ob ein jeder von uns beiden zu müde gewesen sei, mit seinem Zeltgenossen nähere Bekanntschaft zu machen. Ich entkleidete mich schnell, legte mich zu Bett und wünschte meinem Unbekannten „Gute Nacht" mit der Bitte, das Licht auszulöschen. Ein ziemlich trockenes „Wird geschehen" war die kurze Erwiderung. Eben diese ziemlich barsch gesprochenen Worte waren es aber, die mich aufmerksam machten und veranlaßten, meinen Mann mehr ins Auge zu fassen. Es war eine Gestalt mittlerer Größe, gedrungenen Körperbaues, ein wahres Bild männlicher Kraft und edlen Selbstbewußtseins. Langsam und gedankenvoll legte er seine Kleider

ab, zog ein Täfelchen aus der Rocktasche und notierte sich einiges emsig und mit rasch bewegter Hand unter leisem Brummen, löschte endlich das Licht und warf sich aufs Bett. Dieses originelle Benehmen hatte mich kaum aus meiner Schlaftrunkenheit erweckt, als mein Erstaunen um so mehr gesteigert ward, da der Unbekannte plötzlich aus dem Bette sprang, sich allmählich in der Dämmerung des anbrechenden Morgens wieder ankleidete, seinen Hut nahm und im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen. — „Was tun Sie denn, mein Herr?" rief ich erstaunt. — „Lassen Sie sich nicht stören, schon graut der Morgen, sehen Sie nicht den rötlichen Streifen am Horizonte?" — „Allerdings, aber wir wollten ja beide ruhen!" — „Was Ruhe, wenn die Sonne aufgehen will!" — „Lassen wir sie aufgehen und schlafen wir!" — „Hören Sie die Akkorde im Osten? Ich muß Ideen schöpfen!" — Mit diesen Worten war mein Freund schon zur Tür hinaus, ich aber schlief in dem Gedanken ein, daß er nicht ganz bei Trost sei. — Spät war ich erwacht. Als ich in der Gaststube das Frühstück verzehrte, erkundigte ich mich bei meinem Wirte, wer denn mein sonderbarer Stubengenosse gewesen? „Ei, Sie kennen den Herrn van Beethoven nicht?" war die überraschende Antwort.

Karl Gottlieb Freudenberg (1797—1869) nahm als Freiwilliger an den Kriegen 1814/15 teil, widmete sich der Musik, studierte in Berlin bei Zelter, wurde nach einer Reise nach Italien, die ihn auch über Wien und zu Beethoven führte, Organist in Breslau. Nach seinen Aufzeichnungen gab 1870 Dr. Viol „Aus dem Leben eines alten Organisten" heraus, in dem wir folgenden Abschnitt über die Begegnung mit Beethoven finden:

Im Juni 1825 fuhr ich mit 150 Talern in der Tasche mit meinem Reisegefährten Drescher, einem mit historischen Studien und Vorkenntnissen der Kunstgeschichte ausgerüsteten stud. juris, per Journaliere über Neiße, Ratibor, Olmütz nach Wien. Meine langen Beine befähigten mich zu einem rüstigen Fußgänger; in Betracht der Geldersparnis und der goldnen Unabhängigkeit hätte ich unbedingt die Reise per pedes angetreten, aber das dringende Zureden meines Gefährten ließ mich den Wagen besteigen. Wegen der damals überall herum-

spukenden Demagogenriecherei sollte ich auch mein blondlockiges, langwallendes Haar abscheren lassen und meinen deutschen Rock mit einem erbärmlichen französischen Frack vertauschen, um nicht den Schikanen der Polizei ausgesetzt zu sein. Dazu aber konnte ich mich durchaus nicht verstehen; ich blieb meiner einfachen bequemen Kleidung getreu, wie dem Grundsatze, je weniger Bedürfnisse, desto mehr Zufriedenheit im Menschen. Nichts weiter als ein kleiner Tornister mit der nötigen Wäsche belästigte mein fröhliches, reisemutiges Herz. Und das war gut, sonst wäre ich durch die Last ärmlicher Verhältnisse erdrückt und auf der langen Reise zu Brei zermalmt worden.

In Wien angelangt, überließ ich mich ganz den augenblicklichen Eindrücken der großen, volkreichen, gemütlichen, lebensfrohen Kaiserstadt. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten waren für mich natürlich die Kirchen vom höchsten Interesse. In den meisten fand ich schlechte Orgeln mit kurzoktavigen Pedalen. Selbst die Stephanskirche, mit ihren lichtverhüllenden, ein mystisches Dunkel verbreitenden buntfarbigen Glasfenstern, hat keine Orgel, welche auch nur im entferntesten einen Vergleich mit den schönen Orgeln der Breslauer Kirchen auszuhalten vermöchte. Auch die Kirchenmusik befriedigte mich wenig; die Musik in der Hofburgkirche sogar klang nicht göttlich, nicht einmal kaiserlich, sondern sehr spießbürgerlich. Ja, ja, du alter guter frommer Schnabel*) mit deinen erbaulichen kindlichfrommen Messen und deiner wunderbaren Naturbegabung, immer das Richtige zu treffen, du hattest mich verwöhnt; ich machte in Wien gleiche oder noch höhere Anforderung an eine gute Kirchenmusik wie hier in Breslau. Je weiter man aber nach dem frivolen Süden kommt, desto leichtfertiger, sinnlicher wird die hehre Kirchenmusik. Kein Wunder, daß die seichte italienische Theatermusik, das sprühende, prasselnde Tonfeuerwerk Rossinis auf die gute deutsche tiefsinnige Musik, selbst in der Kirche, einen nachteiligen Einfluß ausgeübt hat. In den Theatern der Leopoldstadt und Josephstadt haben mich die lustigen Wiener Volks- und Zauberpossen sehr

*) Josef Ignaz Schnabel (1767—1831) war nacheinander Operndirigent, Domkapellmeister, Universitätsmusikdirektor in Breslau. Von seinen acht Messen ist am beachtenswertesten die Missa in D-Dur.

erheitert. Wer kennt nicht Ignaz Schuster, Wenzel Müller, Raymund, die Melancholietöter, die Hervorzauberer lebensfroher, mit Lokalwitzen durchwebter Bilder des Wiener Volkslebens? In der Hofburg bewunderte ich die vortreffliche italienische Oper mit Lablache, der Fodor, Unger usw.

Holtei beneidete ich um seine Mitgliedschaft in der Ludlamshöhle, einer Gesellschaft von Schriftstellern, Dichtern, Komponisten, Künstlern, in welcher der Geist präsidierte und philiströse Dummheit nicht das zweite Mal an der Pforte anklopfte. In dem kleinen Raume schlugen große Herzen; Humor, Witz, Laune, Sarkasmus sprühten ihre glühenden, versengenden Funken. In Breslau hatten wir ein Diminutivum hiervon in der „Zweckloſen Gesellschaft", in welcher sich Maler, Dichter, Sänger harmlos bewegten, aber auch zuweilen die satirische Geißel schwangen. Auch die sogenannte Bärenhöhle, in welcher vorzugsweise Schau-, nicht Sauspieler ihr tolles Wesen trieben, ist in diese Kategorie zu zählen. Unter den musikalischen Größen Wiens hatte ich nur für einen einzigen Augen und Ohren. Achtung! Präsentiert das Gewehr! Der Kaiser kommt! Etwa Franzl? Joseph? — Nein, der Musikkaiser Beethoven!

Der Sonnenstrahlende, Licht- und Freudebringende, der Fröhliche unter den Fröhlichen, der Trauernde unter den Traurigen, der durch seinen tönenden Kuß Millionen Herzen Verbrüderte, auch ein von Gottes Gnaden gekröntes und mit dem heiligsten Kunstöl gesalbtes Haupt! Meine Beethoven-Sehnsucht, mein Beethoven-Kultus konnte in Wien nicht gestillt werden, da der Musikkaiser bereits seine Sommerresidenz in Baden bezogen hatte. Dahin, dahin muß ich, Geliebter, ziehen; ohne Rast und Ruh dem Helenental zu! — — —

Hier in dem stillen romantischen Zauberort, durchkreuzt von einsamen Berg- und Waldwegen, wo man fern von Menschen und näher bei Gott sein inneres Ich sammeln und von dem Weltgetümmel fernhalten kann, hatte sich Beethoven häuslich und gemütlich niedergelassen. Es war gegen zwei Uhr nachmittags, an einem heißen Julitage, als ich mich seiner Wohnung mit beschleunigtem Schritte näherte. Vom Balkon seiner ländlichen Wohnung aus hatte mich Beethoven bereits bemerkt; er zog sich alsbald bei meiner Annäherung zurück, vielleicht

eines der vielen zureisenden sogenannten Musikgenies vorausahnend, von denen er im Sommer, wie ein von Fliegen geplagtes edles Roß, überlaufen und belästigt wurde. In meinem abenteuerlichen Turneranzuge, ungestriegelt, ungebügelt, wollte mich beim ersten Anblick die alte Wirtin in seine Wohnung nicht einlassen. Auf meine Anrede: „Ich wünsche Beethoven zu sprechen", antwortete sie ganz zornig, mit am Leibe untergestemmten Armen: „Was, Sie Fußlatscher, wollen meinen lieben Herrn, den Beethoven, sprechen, da könnte jeder kommen. Barone, Grafen, selbst Prinzen werden oft nicht vorgelassen. Einen schönen Gruß — und es ist nichts!" — „Aber, liebes Goldmadamchen, ich komme weit von Breslau aus Schlesien zu Fuß als ein armer Musiker hierher, der, ohne Beethoven, seinen irdischen Abgott, gesehen zu haben, Tag und Nacht keine Ruhe hätte. Mir geht es wie dem greisen Simeon, der, als er vor seinem Ende noch einmal das liebe Christuskindlein sehen wollte, nach gestillter Sehnsucht ausrief: ‚Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!'" — „Schaun's, Ew. Gnaden, Sie sind nicht so schlimm, wie Sie aussehen, jetzt habe ich Respekt vor Ihnen; eine so weite Reise zu Fuße, es sind wohl 20 bis 30 Meilen!" — „Nein, mein liebes Mütterchen, beinahe 100!" — „Ei, du lieber Gott, Jesus Maria, das wäre die größte Unbarmherzigkeit von meinem lieben Herrn, Sie ohne die gestillte Sehnsucht weiterziehen zu lassen." —

Schnell trippelte sie fort, meldete mich an und brachte mir eine Pergamenttafel mit Bleistift. Auf die Frage: „Was soll ich damit?" antwortete sie: „Nun, Sie wissen doch, daß Beethoven gar nicht hört, deshalb muß der Besuchende seine Fragen und Antworten ihm schriftlich mitteilen." Diese hochgradige Harthörigkeit Beethovens war mir unbekannt. Wie sollte ich die erste Begrüßung beginnen? Ich schrieb: „Der Musiklehrer Freudenberg aus Breslau wünscht des großen genialen Beethovens Bekanntschaft zu machen." — Bald darauf trat eine gedrungene Gestalt in Mittelgröße mit freundlicher Gebärde und liebevollem Blick heraus und nötigte mich in sein Zimmer. Hier wurde mir dann ein Platz auf dem Sofa angewiesen und bei einer Tasse schwarzem Kaffee ein Stündchen gemütlich geplaudert. Daß diese Unterhal-

tung eine Stunde der höchsten Weihe, der heißesten Kunstandacht und Herzensseligkeit für mich war — wird wohl jeder glauben, auch wenn mir die Worte fehlen, es auszusprechen. Den Gegenstand unseres Gespräches bildete natürlich die musikalische Kunst und ihre Jünger. Den damals vergötterten Rossini, glaubte ich, würde Beethoven verspotten; mitnichten, er räumte ein, Rossini sei ein talent- und melodienvoller Komponist, seine Musik passe für den frivolen sinnlichen Zeitgeist, und seine Produktivität brauche zur Komposition einer Oper so viel Wochen, wie die Deutschen Jahre. Spontini habe viel Gutes, den Theatereffekt und musikalischen Kriegslärm verstände er prächtig. Spohr sei so dissonanzenreich, und durch seine chromatische Melodik würde das Wohlgefallen an seiner Musik beeinträchtigt. Seb. Bach hielt Beethoven sehr in Ehren; nicht Bach, sondern Meer sollte er heißen wegen seines unendlichen unausschöpfbaren Reichtums von Tonkombinationen und Harmonien. Bach sei das Ideal der Organisten; „auch ich", erzählte Beethoven, „spielte in meiner Jugend viel die Orgel, aber meine Nerven vertrugen die Gewalt dieses Rieseninstruments nicht. Einen Organisten stelle ich, wenn er Meister seines Instruments ist, unter den Virtuosen obenan." Beethoven schimpfte sehr auf die Wiener Organisten: die Besetzung der Stellen ginge nach Gunst oder nach alten observanzmäßigen Gebräuchen. Wer am längsten dient, erhält solch ein Amt, und so kämen die Leiermänner obenan. Er tadelte die Orgeln mit mangelhaftem Pedal und zuletzt auch die Großen und Reichen der der Erde, die für die Kunst und das Gute nichts tun wollen, weil sie nichts davon verstehen.

Meine Fragen über einige seiner Werke, z. B. Fidelio, warum diese Oper nicht überall Beifall finde, beantwortete er: „Wir Deutsche haben zuwenig dramatisch gebildete Sängerinnen für die Leonore; sie sind zu kalt und gefühllos, die Italiener singen und spielen mit Leib und Seele." Über Kirchenmusik äußerte Beethoven viel Wahres. Reine Kirchenmusik müßte nur von Singstimmen vorgetragen werden, ausgenommen ein Gloria oder ein anderer dem ähnlicher Text. Deswegen bevorzugte er Palestrina, doch sei es Unsinn, ihn nachzuahmen, ohne seinen Geist und religiöse Anschauung zu besitzen, auch dürfte es den

jetzigen Sängern unmöglich sein, die langgehaltenen Noten tragend und rein zu singen. Über das berühmte Miserere des Allegri sprach er kein Urteil, weil er es nicht gehört habe: „Viele Hörer sind entzückt davon, manche auch kalt geblieben." Die Komponisten, die in ihren Werken Natur und Kunst vereinigen, stellte er als Muster hin.

Meine wiederholte Bitte, mir auf dem Flügel etwas zu fantasieren, gewährte er mir nicht; er sei immer kränklich und spiele zu wenig, um mich befriedigen zu können, obgleich ich ihm entgegnete, daß nicht die Fingerfertigkeit, sondern sein Ideengang mich zu dieser Bitte bestimmte. An seinem Mienenspiel und zerstreuten Wesen merkte ich wohl, daß er in seiner erhabenen Tonwelt lebte und mir durch Gebärden zu verstehen gab, ihn nicht weiter seiner kostbaren Zeit zu berauben. Sonst war er freundlich und mild; einmal aber schnitt er ein gewaltig grimmiges Gesicht, als ich seine letzten Sinfonien für unverständlich und barock erklärte. Sein Augen- und Mienenspiel antwortete mir: Was verstehst du, Tölpel, und alle ihr Klügler davon, die ihr meine Werke tadelt? Euch fehlt der Schwung, die kühnen Adlerflügel, um mir nachfolgen zu können. — Geistlosen Rezensenten oder musikalisch-sinnlich blumenbukettwindenden Dilettanten mag wohl Beethoven auch damals eine X-Größe gewesen sein. Dieser große Beethoven, von ziemlich kleiner Figur, mit wildem und etwas verstörtem Aussehen, grauem, struppigem Haare, borstenmäßig in die Höhe stehend, entließ mich mit den Worten: „Grüßen Sie mir den alten Joseph Schnabel, der sich meiner annimmt!"

Ludwig Rellstab (1799—1860) war zuerst Offizier, dann Schriftsteller (sein Roman „1812" wurde jüngst neu aufgelegt), der hauptsächlich durch seine Musikkritik in Berlin tonangebend wurde. 1825 (am 21. März) trat er eine Reise nach Wien an, über welche er in seinen Büchern „Garten und Wald" (1854) und „Aus meinem Leben" (1861) berichtet. Im großen und ganzen darf man sich auf seine Mitteilungen verlassen; in Kleinigkeiten kommen Irrtümer vor. Die folgenden Erinnerungen finden sich in „Aus meinem Leben" Bd. II, Seite 224 ff.

Die Reise nach Wien war beschlossen. Mit welchen Hoffnungen, mit welcher Zuversicht auf Genuß und mit welcher gesunden Freude daran

geht ein Jüngling, zumal ein Schriftsteller, der eben die ersten Schritte in die Öffentlichkeit getan, in kleinem Kreise die Genugtuung einiger Anerkennung gefunden, einem solchen Ziele entgegen! Was sind Vergangenheit und ferne Zukunft einer so nahen und einer solchen Gegenwart gegenüber! — — Von allem, was ich in und von der Kaiserstadt erwartete, war es eins, das der begeisterten Seele des Jünglings als das Höchste vorschwebte: die Hoffnung, Beethoven zu sehen! Wahrlich nur mit dem Anblick des im tiefsten verehrten Mannes wäre ein unendlicher Wunsch meines Herzens erfüllt gewesen, doch im stillen träumte ich noch viel Größeres, das allerdings ein wenig den luftigen Feenschlössern glich. Ich nährte die freilich nur schwach dämmernde Hoffnung, seinen Anteil für eine Oper, die ich ihm dichten möchte, zu gewinnen. So unerreichbar, so unglaublich mir, wenn ich es als etwas Festes, Wirkliches ins Auge faßte, dieses Ziel auch schien, so wollte ich doch das „magna voluisse“ auf meiner Seite behalten. Deshalb hatte ich alle die Schritte getan, die mir in meiner Stellung nützlich und geeignet schienen, um das Vorhaben einzuleiten. Einige Kraft und Berechtigung durfte ich wohl dazu fühlen; denn hochverdiente Männer hatten dieser Gattung meiner Dichtungen einen Anteil geschenkt, der bis zur Tat ging. Bernhard Klein hatte eine Oper von mir vollendet, eine zweite in der Arbeit. Karl Maria von Weber hatte schon vor Jahren, auf eine gleiche Unternehmung ernstlich eingehend, Briefe darüber mit mir gewechselt, gründete sein Zutrauen zu mir sowohl auf die bereits fertigen Versuche, die ich ihm gezeigt, wie auf die Ansichten, die ich ihm gesprächsweise über diese Gattung der Dichtung entwickelt. — Endlich hatte Ludwig Berger*), dessen schöpferischen Genius ich noch heute unter diesen Dreien am höchsten stelle, wiewohl er nie zur Anerkennung der Welt gekommen, unter allen den jüngern Dichtern, die sich zu ihm drängten, sich vorzugsweise mit mir beschäftigt, um den Plan, eine Oper zu schreiben, zur Ausführung zu bringen. Er blieb leider wie fast alle dieses von hypochondrischer Unschlüssigkeit zerrissenen, großen Talents und Charakters unausgeführt!

---

*) Lebte von 1777 bis 1839 und schrieb hauptsächlich Klavierwerke.

Dies waren meine Berechtigungen. Nicht, daß ich in dem eitlen Wahn gestanden, mich zu Beethovens Größe gesellen zu dürfen; aber ich fühlte die Kraft, mich zu denen in die Schranken zu stellen, unter welchen er die Wahl haben konnte.

Wie aber sollte ich sein Zutrauen gewinnen? Ein Gespräch war mit dem, von dem schwersten Unheil Betroffenen, welches die Schickung gerade über ihn verhängen konnte, nur sehr schwer zu führen. Ihm zuvor zu schreiben? Wie viele Briefe mußte er nicht erhalten haben, die nur von törichter Hand ausgingen! Und überhaupt, das Lesen war nicht die Sache des Musikers, nicht die Weise Beethovens! Ein Name von Gewicht mußte eine Bahn brechen. In Berlin war es allein Zelter, der in musikalischer Beziehung durch seinen Ruf als Theoretiker und anderweitig sowohl durch seine frühere Bekanntschaft mit Beethoven selbst, den Standpunkt einnahm, von dem aus er mir einen einführenden Brief an den großen Meister mitgeben konnte. Und hier habe ich eine große heilige Schuld der Dankbarkeit gegen Zelter abzutragen, dem ich in andern Beziehungen späterhin oft gegenübertreten mußte, weil sein häufig nicht zu rechtfertigendes Tun, sein geistig musikalischer Absolutismus im Namen der Wahrheit und des Rechts mich in meiner kritischen Stellung dazu herausforderten. Nicht, daß er mir den Brief an Beethoven gab, sondern wie er ihn gab, wie er ihn in Beziehung auf Beethoven gab, verpflichtet mich zum Dank und noch mehr zum Ausdruck der Verehrung. Denn er tat es, als wenn er an einen Heiligen des Himmels schriebe. Er, der im Gespräch oft die Weise anzunehmen pflegte, als habe er vor allen Größen der Kunst, Mozart, Haydn, Beethoven, eben gar keine sonderliche Ehrfurcht und dürfe mit ihnen nur so ganz wie mit aller Welt obenhin umspringen, er nahm jetzt, da er zu einer Tat schreiten sollte, nicht aus irgendeiner gemachten Empfindung oder Scheinheiligkeit, sondern aus wahrhaftigster Kunstwärme eine, ich kann es kaum anders nennen, anbetende Stellung an; er fühlte, daß er zu einem Hohenpriester sprach, und seine Demut wurde wahre Größe seines Sinnes.

Genial, wie sooft in einzeln aufblitzenden Lebensmomenten, war er auch bei diesem Briefe, schon in der Aufschrift. Denn er schrieb nicht, wie

jeder getan, an Herrn Ludwig van Beethoven, sondern: „An den edlen, berühmten, großen Ludwig van Beethoven." — Unverzeihlich muß ich es nennen, daß ich mir den Brief, den ich späterhin bei Beethoven las, nicht sofort abgeschrieben, denn er war in vier oder fünf Zeilen ein wahres Kunstwerk, schöpferisch hervorgegangen aus der Glut der Verehrung. Keine fade Schmeichelei, keine unangenehm berührende Unterwürfigkeit (wie oft in den Briefen an Goethe), sondern nur edle, großherzige Worte, und doch dabei treu, schlicht, deutsch, Worte der Freundschaft, aber einer begeisterten, endlich der dringende Wunsch meines Herzens, der Hauptzweck meines Besuchs klar und warm ausgesprochen, dem hohen Meister ans Herz gelegt.

Dieser Brief war des Aufbewahrens wert! Er hätte als ein Juwel geprangt in der starken Bändezahl des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter! Er würde vieles Dunkle darin (nämlich, was im Dunklen hätte bleiben sollen) durch seinen Glanz überschimmert haben!*) — Genug, ich war im Besitz des Briefes, wenigstens in dem der Aufschrift, die mir so warm aus der Seele genommen, daß ich sie mit immer erneutem Staunen und Herzklopfen betrachtete. —

Am 21. März des Jahres 1825, also am Tage des Äquinoktiums, wo die Wohltat der rückkehrenden Sonne beginnt, an Jeans Pauls Geburtstag (damals überging ich so wichtige Festtage im Jahre niemals) traten wir die Reise an. Noch waren die Felder rings mit Schnee bedeckt, die Luft eisig rauh! Dennoch, wie erquickend schien es dem jugendlichen Sinn, die öden Fluren und grauen Dörfer vorüberfliegen zu sehen, sich von dem rauhen winterlichen Hauch anwehen zu lassen. Heiter rollten wir miteinander dahin; Meilen und Stunden entflohen pfeilschnell; ehe wir's dachten, waren wir in Dresden, dem ersten Zielpunkt.

Mein Reisegefährte, dem die Überlast der Geschäftsverbindungen in Berlin die Arbeit überaus erschwerte, hatte sich Dresden ersehen, nur um dort zwei Tage ungestört im Gasthof arbeiten zu können. Völlig mir selbst überlassen, hatte ich desto mehr Muße, die Gaben der schönen

*) Der Brief ist verloren.

Stadt, die auch im Winter und Vorfrühling hold und reich sind, zu genießen. Ich übergehe alles und hebe nur das, was die Musik angeht, heraus. Schon vierzehn Tage zuvor hatte ich an Karl Maria von Weber die schriftliche Bitte gerichtet, uns während unserer Anwesenheit, wenn es möglich sei, mit einer Aufführung der „Euryanthe" zu erfreuen, die damals außer in Wien noch nirgend gegeben war, da Spontini die Darstellung derselben in Berlin nach Kräften hinderte, gewiß aus der reinsten künstlerischen Überzeugung, daß das Werk nicht würdig genug sei, um in die Welt geführt zu werden! Weber hatte auf meine Bitte mit der Übersendung einer Karte geantwortet, auf der ihm die einige Tage zuvor erfolgte Entbindung der Schröder-Devrient (der Euryanthe Dresdens) angezeigt war. Durch dieses glücklich-unglückliche Ereignis lag die Oper überhaupt ziemlich untätig danieder. Dies verschaffte mir aber den Vorteil, daß Weber weniger beschäftigt war, und ich ihn in diesen zwei Tagen öfter sehen konnte, als ich sonst irgend hoffen durfte. Er bereitete sich gerade vor, nach England zu gehen, um den „Oberon" zu komponieren. Dies gab uns viel Anlaß zu Gesprächen; doch ließ ich die Gelegenheit nicht vorübergehen, um auch für meine Zwecke seine Mithilfe zu gewinnen. Auf meine Bitte um einen Brief antwortete er: „Beethoven liebt die vielen Briefe nicht. Sie zu lesen und zu schreiben ist ihm eine lästige Sache. Aber grüßen Sie ihn mündlich aufs herzlichste und ehrfurchtsvollste von mir. Nach der Art und Weise, wie er mich bei meiner vorjährigen Anwesenheit in Wien aufgenommen, darf ich voraussetzen, daß er sich meiner mit Freundlichkeit und Liebe erinnern wird." — Jetzt machte mir Weber eine Schilderung von seinem letzten Besuch bei Beethoven, der ich natürlich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. „Wir waren," erzählte er, „mehrmals bei ihm gewesen, doch er hatte sich immer nicht sprechen lassen. Er war unwohl, menschenscheu, trübsinnig. Endlich gelang es uns, eine günstige Stunde zu treffen. Wir traten ein; er saß am Arbeitstisch; nicht eben freundlich stand er auf. Er hatte mich vor Jahren schon gut gekannt, und so kamen wir bald in trauliches Gespräch. Da trat er plötzlich dicht vor mich hin, legte beide Hände auf meine Schultern, schüttelte mich kräftig und herzlich und rief: ‚Du bist ein braver

Kerl geworden!' und dann küßte er mich mit wahrer Freundschaft und Liebe. Von allem, was mir an Beifall, Glanz und Ehre in Wien zuteil geworden, hat mich nichts so im Tiefsten ergriffen, als dieser brüderliche Kuß Beethovens*)."

Solche Erzählungen aus dem Munde eines selbst so hoch in dem Ruhme der Welt gestellten Mannes wie Weber mußten begreiflicherweise meine Verehrung Beethovens und die beklommene Spannung, mit der ich dem Augenblick entgegenging, wo ich ihm unter die Augen treten sollte, noch immer steigern. — Ganz durchglüht von dem Gedanken an das, was mir bevorstand, nahm ich Abschied von Weber, und am andern Tage verließen wir Dresden im schönsten Sonnenschein.

— — Spät am Abend erreichten wir Iglau; am folgenden Tage mußten wir Wien sehen. Unvergeßlich wird mir das Gefühl bleiben, mit dem ich zuerst den grauen riesigen Stephansturm hinter dem Gebirgsrücken, den wir umfuhren, hervortreten und mächtig den Horizont beherrschen sah, während die Stadt noch unter demselben verborgen bleibt. Er schien uns zuzurufen: „Wanderer, hier liegt Wien!" Und was knüpfte sich an diesen Ruf? Für mich in diesem ersten Augenblick nur der Klang des eines hohen Namens: „Beethoven". Ich rief es laut und begeistert aus trotz meines lächelnden kopfschüttelnden Reisegefährten. Alles, was die berühmte Kaiserstadt an Schätzen der Kunst und des Wissens, an großen Männern, Denkmälern, Anstalten in sich birgt, wiegt mir diesen einen Namen nicht auf. Und hätte ich die Wahl, auf der einen Seite alles, auf der andern nur ihn aufzugeben, freudig ließe ich alles, um zu ihm zu wallfahrten, der vielleicht vergessen, als finsterer Sonderling gemieden, in einer düstern abgelegenen Straße, mitten im Glanz dieser taumelnd genießenden Welt einsam und verlassen sitzt, aber von erhabenen Geistern umgeben und von Wundern, die er selbst erschafft!

Obgleich mir, nachdem wir in Wien angekommen, nichts näher an

*) Rellstab macht hier die Anmerkung, daß er diese Mitteilung Webers in lebendigster Erinnerung behalten. Er veröffentlichte sie schon im Juli 1827 in Heft 25 der „Cäcilia"; er hatte sie aber, wie die Redaktion dazu bemerkt, „schon lange vor Beethovens Tode eingesendet".

Herzen lag, als Beethoven aufzusuchen, so glaubte ich doch zuvor einige Erkundigungen über die Art und Weise, wie es geschehen könne, einziehen zu müssen. Bei dem unschätzbaren Wert, den ein Besuch dieser Art für mich hatte, war es begreiflich, daß ich eine ähnliche Gesinnung bei vielen Tausenden in Wien voraussetzte und darauf die Meinung gründete, daß der Zutritt zu dem großen Manne mit Schwierigkeiten aller Art umgeben sein würde, wie der zu Goethe. Ich suchte daher zuerst einige Personen auf, von denen ich wußte, daß sie in Beziehungen zu ihm standen oder gestanden hatten, z. B. Grillparzer. Wo ich auch anfragte, erhielt ich den Rat, nur geraden Weges zu ihm zu gehen. „Wenn Sie ihn gerade in der schlimmen Stunde treffen," sagte mir einer seiner Freunde, „so möchten Sie der Kaiser sein, er würde Sie nicht vorlassen; Vorbereitungen helfen nichts. Redlich, geradezu und frei heraus sind die besten Empfehlungen ihm gegenüber. Lassen Sie sich durch einen mürrischen Empfang nicht abschrecken; gehen Sie zum zweiten Male, und er macht vielleicht doppelt gut, was er beim ersten Male gegen Sie versehen." — So faßte ich denn eines Morgens unter Herzklopfen den Entschluß, den Weg nach der Krugerstraße Nr. 767 im vierten Stockwerk, wo Beethoven damals wohnte, anzutreten.

Diese Straße ist keine abgelegene, sondern nur eine der minder geräuschvollen Seitenstraßen, die die belebteren Hauptstraßen der innern Stadt durchschneiden. Daß ein Künstler eine solche Wohnung, muß er einmal in der Stadt selbst sein, eher sucht als meidet, begreift sich leicht. Das vierte Stockwerk möge auch niemand durch den Gedanken der Ärmlichkeit erschrecken. Es ist in Wien bei den sechs, sieben, acht Stock hohen Häusern ein so gewöhnliches Höhenmaß, daß der Mittelstand selten darunter bleibt. Im zweiten Stockwerk wohnt man der engen dunkeln Gassen halber sogar lieber als im ersten. Als ich die ansehnliche Zahl steinerner Stufen emporgestiegen war, fand ich zur Linken einen Glockenzug mit einem halb verwischten Namen; doch glaubte ich Beethoven herauslesen zu können. Ich schellte; Tritte ließen sich hören; man öffnete; meine Pulse flogen, ich weiß wahrlich nicht mehr zu sagen, ob es eine Magd war, die mir öffnete, oder ein junger Mann, Beethovens Neffe, der damals bei ihm wohnte, und den ich später einigemal sah.

Die hohe Spannung meines Innern hatte mir die Achtsamkeit auf die Außendinge ganz geraubt. Nur erinnere ich mich, daß es mir gar nicht über die Zunge wollte, zu fragen: „Wohnt hier Herr Beethoven?" Wie zerschlägt das Riesengewicht eines so großen Namens die pygmäischen Schranken und Gesetze der Konvention, hinter denen die unermeßliche Alltäglichkeit ihre eitlen Rechte sicherstellt!

Indes diese Formen wollten ihr kleinliches Recht auch hier nicht aufgeben, und ich wurde gemeldet, gab meinen Brief von Zelter als Einlaßkarte mit und stand harrend im Vorzimmer. Noch könnte ich es malen, in seiner wüsten halb Leere, halb Unordnung. Auf dem Fußboden standen eine Menge geleerter Flaschen; auf einem schlichten Tisch einige Teller, zwei Gläser, eins halb gefüllt. „Sollte Beethoven dies halbe Glas zurückgelassen haben?" dachte ich. Und es kam mich die Lust an, den Überrest zu trinken, gleichsam ein heimlicher Raub der Herzensbrüderschaft, wie die deutsche Sitte sie knüpft.

Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich; ich wurde aufgefordert einzutreten. Als ich den schüchternen Schritt über die heilige Schwelle trat, schlug mir das Herz hörbar! Ich hatte schon vor einigen großen Männern gestanden, die der dichtende Jüngling in gleicher unermeßlicher Höhe über sich sah; ich nenne nur Goethe und Jean Paul. — Doch diese Art der Empfindung hatte ich beiden gegenüber nicht gehabt. Ich will nicht anmaßlich sagen, daß es ein halbes „anch' io sono pittore" war, was mir zu jenen den Zugang freier machte, die Brücke des geistigen Verkehrs leichter schlug; allein ich gehörte doch zu demselben Reich, das sie beherrschten, wir redeten eine gleiche Sprache, ich hatte ein stärkeres Recht zu einer Erwiderung; ich konnte sie sicherer begründen, es woben sich endlich im Gebiete des dichterischen Gedankens mehr Fäden zwischen uns her- und hinüber; der bittern Hemmung will ich gar nicht gedenken, die Beethovens verschlossenes Ohr jeder Annäherung wärmerer Teilnahme fast unüberwindlich entgegenstellte! Und doch, was im ersten Augenblick zu trennen schien, die Verschiedenheit unserer Lebensgebiete brachte uns später näher aneinander. Ein mittelmäßiger Musiker wäre vielleicht für Beethoven das gleichgültigste, das lästigste Ding der Welt gewesen; ein Dichter mit leidlichem Talent gab

ihm doch immer etwas, was er selbst nicht hatte und doch schätzte und liebte.

Mein erster Blick beim Eintritte traf auf ihn. Er saß lässig auf einem ungeordneten Bette an der Rückwand des Zimmers, auf dem er eben zuvor noch gelegen zu haben schien. Den Brief von Zelter hielt er in der einen Hand, die andere reichte er mir freundlich entgegen mit einem solchen Blick der Güte und zugleich des Leidens, daß plötzlich jede Scheidewand der Beklemmung fiel und ich dem im tiefsten Verehrten mit der ganzen Wärme meiner Liebe entgegenschritt. Er stand auf, reichte mir die Hand, drückte sie herzlich, deutsch, und sagte: „Sie haben mir einen schönen Brief von Zelter gebracht! Er ist ein wahrer Beschützer der echten Kunst!" Gewohnt, selbst am meisten zu sprechen, da er die Gegenrede nur schwer vernehmen konnte, fuhr er fort: „Ich bin nicht ganz wohl, ich bin krank gewesen; Sie werden sich schlecht mit mir unterhalten, denn ich höre sehr schwer."

Was ich antwortete, ob ich antwortete — ich weiß es wahrlich nicht! Zumeist werden wohl meine Blicke, der wiederholte Druck meiner Hand das ausgedrückt haben, wozu mir vielleicht die Worte gefehlt hätten, auch wenn ich hier wie zu andern hätte sprechen können.

Beethoven lud mich ein, mich zu setzen; er selbst nahm seinen Platz auf einem Stuhl vor dem Bett und rückte ihn an einen Tisch, der, zwei Schritt davon, ganz mit Schätzen bedeckt war, mit Noten von Beethovens Hand, mit den Arbeiten, die ihn eben jetzt beschäftigten. Ich nahm einen Stuhl neben dem seinigen. Schnell werfe ich noch einen Blick über das Zimmer. Es ist so groß wie das Vorzimmer, hat zwei Fenster. Unter diesen ein Flügel. Sonst ist nichts darin zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends gar Glanz oder Luxus verriete. Ein Schreibschrank, einige Stühle und Tische, weiße Wände mit alten, verstaubten Tapeten — das ist Beethovens Gemach. Was kümmert er sich um Bronzen, Spiegelwände, Diwans, Gold und Silber! Er, dem alle Pracht dieser Erde Tand, Staub und Asche ist, gegen einen göttlichen Funken, der alles überstrahlend aus seinem Innern aufleuchtet!

So saß ich denn neben dem kranken, schwermütigen Dulder. Das fast

durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht glatt, nicht kraus, nicht starr, ein Gemisch aus allem. Die Züge schienen auf den ersten Blick wenig bedeutend; das Gesicht war viel kleiner, als ich es mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnisse vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene stürmische Fesselosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehen, um sie in Übereinstimmung mit seinen Werken zu bringen. Weshalb sollte denn aber auch Beethovens Angesicht aussehen wie seine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes gesunde, kräftige Braun, das sich der Jäger erwirbt, sondern mit einem gelblich kränkelnden Ton versetzt. Die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch sprechend. Wehmut, Leiden, Güte las ich auf seinem Angesicht; doch ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. Ich will hier den Leser nicht durch eine Dichtung täuschen, sondern die Wahrheit geben, ein treuer Spiegel eines teuern Bildnisses sein. Er büßte trotz allem eben Gesagten nichts von der geheimnisvoll anziehenden Kraft ein, die uns so unwiderstehlich an das Äußere großer Menschen fesselt. Denn das Leiden, der stumme, schwere Schmerz, der sich darin ausdrückte, war nicht die Folge des augenblicklichen Unwohlseins, da ich diesen Ausdruck auch nach Wochen, wo sich Beethoven viel gesunder fühlte, immer wieder fand —, sondern das Ergebnis seines ganzen einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Gewähr der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung der Versagung verschmolz. — —

Deshalb ergriff mich der Anblick dieses stillen und tiefen Grams, der auf seiner wehmutsvollen Stirn, in seinen milden Augen lag, mit namenloser Rührung. Es gehörte starke Kraft der Selbstüberwindung dazu, ihm gegenüberzusitzen und die hervordrängende Träne zurückzuhalten.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, reichte mir Beethoven eine Schreibtafel und einen Bleistift, indem er sagte:

„Sie dürfen mir nur die Hauptsachen aufschreiben, ich weiß mich dann schon zu finden; ich bin es nun schon viele Jahre gewohnt.“ Ich nahm,

da er mich fragend ansah, die Schreibtafel zur Hand und wollte die Worte aufschreiben: „Ich bat Zelter, Ihnen zu schreiben, daß ich Ihnen eine Oper zu dichten wünschte*).“ Beethoven sah mir dabei auf die Hand, und mit schneller Erratungsgabe fiel er ein, da ich noch nicht halb vollendet hatte: „Zelter schreibt mir das!“ Dabei reichte er mir den Brief. Jetzt erst las ich ihn, und die hohe, würdige Sprache, tiefste Verehrung, die kurze Gedrungenheit des Ausdrucks ergriffen mich in der heiligen Gegenwart dessen, an den er gerichtet war, mit doppelter Kraft. Beethoven schien zu ahnen, was ich empfand, denn auch auf ihn hatte der Brief unfehlbar einen tiefern Eindruck gemacht, den ich aus seinem Empfang abnehmen konnte. Er wiederholte daher, was er mir zur ersten Begrüßung gesagt hatte: „Das ist ein schöner Brief! Zelter ist ein würdiger Beschützer der wahren Kunst! Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie zurückkehren! — Sie wollen mir eine Oper schreiben,“ fuhr er fort, „das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen; er hat schon eins gemacht; doch wir können uns nicht recht verstehen. Ich will ganz anders wie er. Sie werden Ihre Not mit mir haben!“

Ich versuchte, ihm mimisch anzudeuten, daß ich keine Arbeit für zu schwer halten würde, ihm zu genügen. Er nickte freundlich, zum Zeichen, daß er mich verstanden. Ich nahm die Schreibtafel wieder zur Hand und wollte aufschreiben: „Welche Gattung des Gedichts wäre Ihnen die liebste?“

Doch schon bei dem Worte Gattung nahm Beethoven das Gespräch wieder auf:

„Auf die Gattung käme es mir wenig an, wenn der Stoff mich anzieht. Doch ich muß mit Liebe und Innigkeit daran gehen können.

---

*) Rellstab kann für die wörtliche Genauigkeit nicht einstehen, wenn er auch nach 20 Jahren noch die lebendigste Erinnerung „des Ganzen“ habe. Er erinnert an die Konversationsbücher, die seine Worte aufbewahrten, soweit er sie nicht auf eigenes Papier oder auf Beethovens Schiefertafel geschrieben habe. Die Konversationshefte in Berlin enthalten tatsächlich Rellstabs Äußerungen in dieser Einschränkung.

Opern wie „Don Juan" und „Figaro" könnte ich nicht komponieren. Dagegen habe ich einen Widerwillen. — Ich hätte solche Stoffe nicht wählen können," fuhr er fort, „sie sind mir zu leichtfertig*)!" Er sah dabei aus, als wollte er sagen: „Ich bin zu schwer unglücklich, mein Leben hüllt sich in zu düstere Schleier, um mich so eitler Lust hinzugeben!"

In mir bewegte sich eine neu erschlossene Gedankenwelt zu mächtig, als daß ich ihm schnell hätte antworten können. Auch lauschte ich darauf, mehr von ihm über Mozart zu hören. Welche Kleinodien wären Beethovens Worte über ihn gewesen, wenn er sich freiwillig, der Stimmung, dem innern Drange der Wahrheit folgend, ausgesprochen hätte: denn eine abgefragte Meinung wäre nichts dagegen. Allein er schwieg und schien zu erwarten, daß ich mich jetzt äußere.

Es war sehr schwer für mich, über ein Thema, bei welchem es Mühe kostet, sich mündlich, ohne Mißverständnisse einander klarzumachen, durch bloße schriftliche Aphorismen eine innerste Meinung auszudrücken. Indessen fiel mir ein Ausweg ein, der für den vorliegenden Fall sehr praktisch zu sein schien. Ich schrieb die Zeile: „Ich werde Ihnen Stoffe nennen."

Beethoven nickte freundlich.

Für diesen Fall war ich nicht unvorbereitet. Schon in der Absicht, für Weber zu wählen, hatte ich mir nachgerade eine Menge von Opernstoffen gesammelt, historische, antike, mythische, romantische usw. Von diesen schrieb ich die Titel nieder, als „Attila" (wobei ich dessen furchtbare Brautnacht und die Verbindung mit den Ereignissen des Nibelungenlieds im Sinne hatte), „Antigone", „Belisar", „Orestes" und mehrere andere, die mir jetzt entfallen sind. Beethoven las die einzelnen Namen, wiegte bei jedem sinnend das Haupt, murmelte einige Worte und hieß mich dann weiterschreiben.

Nachdem dies einige Minuten gedauert, sprach er wie zuvor: „Ich mache Ihnen viel Mühe! Es wird Ihnen schwer werden, mit mir zurechtzukommen!"

*) Hier ergeht sich Rellstab über den Unterschied in Moral und Kunst zwischen Mozart und Beethoven. Wir lassen diesen Erguß weg.

Es brannte mir in der Seele, ihm nun mit schneller, fortreißender Rede einen oder den andern Stoff zu entwickeln, ihm, wie ich es Weber gegenüber getan, eine Art Szenarium zu improvisieren, ihn für die Hauptcharaktere und Hauptsituationen durch Schilderung zu gewinnen: doch was vermochte man dem so hart vom Schicksal Geschlagenen gegenüber! Wie tief empfand ich jetzt sein Leiden an der Rückwirkung auf mich selbst! Von welchen Quellen des Lebens, den nächsten, unmittelbaren Mitteilungen des Geistes zum Geist, des Herzens zum Herzen, war er abgeschnitten! Welch eine furchtbare Vereinsamung! Und doch wie wenig noch gegen das, was ihm, dem die Welt des Ohrs nach einer andern Richtung noch seine innerste und eigenste blieb, geraubt wurde!

Der Kampf in meiner Seele schien ihm nicht zu entgehen; doch, sei es, daß er ermüdet war, sei es, daß es ihm, dem ein solches Verhältnis sich vielleicht täglich wiederholte, widerstrebte, sich in tausendfacher Wiederholung darüber auszusprechen: er schwieg.

Ich nahm die Bleifeder und schrieb:

„Ich werde Ihnen Proben geben, um Ihr Zutrauen zu gewinnen!"

Ein Schimmer der Freude überflog sein Gesicht, er nickte mir zu, reichte mir die Hand; wir standen auf. Ich sah ihm die Erschöpfung an und griff daher nach meinem Hut. Er sagte, meine Absicht zu gehen zwar fördernd, aber doch in freundlich offener Weise: „Ich bin heute so unwohl, so müde und abgespannt! Aber Sie müssen recht bald wiederkommen." Und so bot er mir zum Abschiede die Hand, erwiderte meinen warmen Druck voll Herzlichkeit, und ich ging! Mit welchen Gefühlen! Ein inneres Jauchzen über meinen funkelnden Glücksstern, und zugleich eine Erschütterung der Wehmut, wie ich sie nie empfunden! Eine Aufstürmung der Kräfte, einen drängenden Beruf zur Tat, ein schöpferisches Machtgefühl, dem nichts unmöglich, nichts unerreichbar schien, und doch wiederum die lebendige Verwirklichung dieser Hoffnung ein unmöglicher Traum, so unerreichbar — wie sie in der Tat unerreicht geblieben ist!

Das war der erste Besuch bei Beethoven. —

Ich hatte bereits für den Fall vorgesorgt, der jetzt eingetreten war.

Nicht nur Abschriften meiner Operngedichte, sondern auch — denn damals war noch fast nichts von mir gedruckt — derjenigen meiner kleinen lyrischen Erzeugnisse, die ich für die besten hielt, hatte ich mitgenommen, um sie Beethoven vorzulegen. Durch Freunde, die ihn genauer kannten, belehrt, daß vieles Lesen ihm nicht behage, daß es lange dauere, bevor er darangehe, daß er bei der äußeren Unordnung, die in allen seinen Angelegenheiten, besonders aber in seinen Papieren herrschte, gar leicht die Dinge so in Verworrenheit brachte, daß ein Buch, ein Heft in Jahr und Tag nicht wieder zum Vorschein kam: durch alle diese Erwägungen bestimmt, sandte ich ihm die Abschriften der Operngedichte noch nicht, sondern wählte mir acht oder zehn der lyrischen Gedichte aus, jedes auf ein besonderes Blättchen sauber geschrieben. Hier genügte ein Blick; die Blätter konnten zerstreut unter den hundert anderen in seinem Zimmer umherliegen; verlor er eins, so blieb ihm doch das andere; jeden Augenblick ließ sich der Verlust ersetzen; die Gedichte bewegten sich in verschiedenen Stimmungen; vielleicht traf doch eins derselben einmal mit der seinigen glücklich zusammen und regte ihm die Lust an, die vorüberfliegende Bewegung seiner Brust in ewige Töne zu hauchen! Und war ein Lied Beethovens mehr, nicht schon ein überreicher Gewinn meiner Reise nach Wien? — Wenn jeder ähnliche Anlaß eine ähnliche Folge mitgeführt hätte, um wieviel schöne Liederhefte wären wir reicher*)!

So packte ich denn die Blättchen sorgfältig ein, schrieb einige Zeilen an Beethoven, wie meine Gesinnung für ihn sie mir nur eingeben mochte, und trug dann beides selbst in seine Wohnung, weil ich die mir so wichtige Angelegenheit keiner fremden Hand anvertrauen mochte.

Einige Tage glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich einen zweiten Besuch bei Beethoven machen durfte; so sehr ich mich danach sehnte, so wird man es doch natürlich finden, daß einem jungen lebens-

*) Diese Blättchen sind nicht verloren gegangen; Herr Professor Schindler hat sie mir vor Jahren aus Beethovens Nachlaß zurückgestellt. — Einige hatte Beethoven mit Bleistiftzeichen versehen. Diese hatte er auch, da er sich selbst nicht wohl fühlte, zu Schubert gesandt, der sie auch komponierte. (R.)

lustigen Manne die fremde prachtvolle Stadt Genüsse und Zerstreuungen genug bieten konnte, um diese Zeit schnell vorüberfliehen zu lassen. Endlich stand ich wieder an der geheiligten Pforte. Ich schellte, mir wurde aufgetan, doch die Antwort auf meine Anfrage lautete: „Der Herr ist so unwohl, daß er niemand sprechen kann!" Diesen Fall hatte ich mir nicht vorausgedacht! Ich war äußerst betroffen und muß gestehen, daß die Eigensucht des Menschen, mit der er leider geboren ist, mir einen recht üblen Streich spielte. Denn die natürlichste Empfindung wäre doch Sorge und Teilnahme um ein so unschätzbares Leben gewesen; und doch hatte ich, wenn ich mich selbst aufrichtig frage, nur das Gefühl meiner eigenen vereitelten Hoffnung. — Trübselig ging ich langsam die achtzig oder neunzig Steinstufen wieder hinab. Auf der Gasse traf ich einen Bekannten, der mich aus Beethovens Haustür hatte kommen sehen. Er rief mir von weitem zu: „Sie waren bei Beethoven? Haben Sie ihn gesprochen?" Natürlich erzählte ich ihm meinen Vorfall. Er erwiderte: „Ich kann Ihnen einigen Trost dafür anbieten. Heute abend wird, zwar gegen ein Eintrittsgeld, aber doch nur für einen kleineren vertrauten Kreis echter Musikfreunde, eines der neuesten Quartette von Beethoven, die noch Manuskript, aber von Steiner (dem Besitzer der jetzigen Haslingerschen Musikhandlung) angekauft sind, gespielt werden. Ich werde Sie abholen und dorthin führen." Mit Freuden nahm ich das Erbieten an. Gegen sieben Uhr abends befanden wir uns in einem kleinen Lokal am Graben, das nicht einmal Privatsalon, höchstens ein großes Zimmer zu nennen war, woselbst sich aber schon eine ansehnliche Menge von Zuhörern eingefunden hatte, unter denen ich auch die ersten Musiker Wiens, soviel ich derselben bis dahin kennen gelernt, antraf. Zum Sitzen war nicht Raum, weder in diesem noch in dem anstoßenden kleinen Vorgemach; nur einige einzelne Stühle waren gestellt. Die vier Quartettspieler hatten eben nur Raum zu ihren Pulten und Plätzen; alles umstand sie dicht. Es waren einige der ausgezeichnetsten jüngeren Virtuosen*) Wiens, sie hatten sich der wichtigen Aufgabe mit dem ganzen

*) Wahrscheinlich Böhm und Mayseder.

Enthusiasmus der Jugend gewidmet und siebzehn (oder gar noch mehr) Proben gemacht, bevor sie es wagten, das neue rätselhafte Werk vor einer Anzahl von Kennern nur halb öffentlich zu spielen. Und so unüberwindlich und unerforschlich erschienen damals noch die Schwierigkeiten und Geheimnisse der letzten Quartette Beethovens, daß nur diese jungen begeisterten Männer sich zusammengefunden hatten, um den Versuch zu wagen, während die älteren und berühmteren Spieler die Ausführung schlechthin für unmöglich erklärten. Es war das Quartett in Es-Dur Opus 127*), welches man spielte. Wie aber die Spieler zu lernen und zu arbeiten hatten, bis sie die steile Höhe hinanklimmten, so durften es auch die Hörer nicht zu leicht nehmen — und in dieser Voraussetzung war es gleich von vornherein bestimmt, daß das Werk zweimal hintereinander vorgetragen werden sollte. —

Man begann. Es herrschte die gespannteste Stille, eine heilige Aufmerksamkeit. Natürlich! Denn nicht nur, daß bei dieser Auswahl von Zuhörern die Menge, deren beschränktem Sinn das Höchste und Tiefste in gleichen Dimensionen wie das Oberflächlichste erscheint, ganz fehlte und somit jeder wußte, was er hörte, jeder den andern verstand, was eine viel bedeutungsvollere Gemeinsamkeit der Stimmung erzeugen muß: sondern auch der Gedanke wirkte wunderbar ergreifend mit, daß der Schöpfer des tiefsinnigen Werkes noch lebte, daß er in der Nähe weilte, daß er im einsamen düsteren Krankenzimmer sich vielleicht an neuen unsterblichen Gedanken zu erheben suchte aus der trüben Wehmut, dem angstvollen Druck des Lebens. Unstreitig war sein Geist einwirkender, näher unter uns, als ob es an irgendeinem anderen Orte wie gerade in Wien, als es vollends heute der Fall sein könnte. Mich wenigstens verließ, da ich die frischesten Eindrücke davon in mir trug, sein Bild und das seiner ganzen Umgebung keinen Augenblick, und dadurch erhielt der Genuß eine Weihe, eine Heiligung, die jeder Künstler, der von wahrhafter Hingebung und Verehrung gegen den größten schöpferischen Geist unserer Zeit durchdrungen ist, nachfühlen muß.

Es ist hier nicht der geeignete Ort, ein Urteil über das Werk auszu-

---

*) Es erschien nicht in Steiners, sondern in Schotts Verlag.

sprechen, welches wir, um ihm eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, das des schwermütigen Ernstes, der nur selten einmal leichthin lächelt, nennen möchten. Doch der Eindruck desselben war für alle durchaus der gleiche. Ehrfurcht vor dem, der es geschaffen, erfüllte sie alle; vielleicht hatte keiner das echte, volle Verständnis der Arbeit gewonnen (hat doch noch die ganze Zeit damit zu ringen), vielleicht hat jeder etwas anderes daraus entnommen; doch wie es der Charakter des Großen, Erhabenen ist, daß es auch unverstanden, in dunkler Übermacht der Ahnung uns ergreift, erhebt, fortstürmt: so war es auch hier der Fall. Das eine Bewußtsein war jedem, wenn auch aus den verschiedensten Anregungen aufgegangen, daß er es mit etwas über ihm, über seiner Fassungs-, vollends über seiner selbstschaffenden Kraft zu tun gehabt.

Als man zum zweiten Male geendet hatte, machten sich die Ansichten in Gesprächen Luft; die Flachen sprachen am meisten, die Ergriffensten hatten genug mit dem, was in ihrem Innern vorging, zu tun, um äußere Ergießungen zu suchen.

Ich, als Fremder, wurde durch meinen Begleiter mit mehreren ausgezeichneten Musikern und sonst Männern von hervortretender Bedeutung bekannt gemacht. Plötzlich aber überraschte mich ein Name; man sagte mir, indem man mich einem elegant gekleideten Herrn im Oberrock vorstellte: „Herr Beethoven!" Es war der Bruder des Komponisten. Er begann sogleich von diesem zu sprechen und erzählte mir viel von dem, was alles geschehen sei, um ihm den Gebrauch des Ohrs wiederzuverschaffen. „Zehntausend Gulden Belohnung habe ich dem Arzt versprochen, der ihn heilt!" rief er aus*). — Mich erfreute dieser rege Anteil an dem Schicksal des Bruders, der, wie natürlich er sich erklärt, doch nach den leider allgemeinen Zuständen in der Welt selten genannt werden muß. — Beethovens Bruder fragte mich allerlei, nach Berlin, was man dort von seinem Bruder halte, ob man seine Werke häufig zur Aufführung bringe, und ähnliches mehr. Glücklicherweise konnte ich ihm erwidern, daß der große Genius sich dort einer regeren

*) Bruder Johann spielt sich hier als der Edelmütige auf, der er keineswegs war.

Anerkennung zu erfreuen habe als vielleicht in Wien selbst; daß stehende Aufführungen seiner Sinfonien und Quartette stattfänden, daß „Fidelio" nie vom Repertoire verschwinde (was leider in Wien der Fall war) und in den Kreisen der gebildeten Liebhaber Beethoven, wenn nicht einzig, doch am höchsten verehrt werde. — Hierauf ließ sich Herr Beethoven klagend vernehmen, daß dem in Wien nicht so sei. Dagegen pries er eine damals neu erschienene musikalische Zeitschrift, deren Redakteur in emphatischer Weise Beethovens Lobredner war, bei dem aber, nach meiner Meinung, die Bewunderung aus sehr verworrenen Quellen floß und daher auch meistenteils in jene Verkehrtheiten ausartete, die sich aus dem Versuch, die unverstandenen Rätsel des großen Geistes zu lösen, so vielfach in unserer Zeit erzeugt und so viel Verirrungen in der Nachahmung seiner Weise veranlaßt haben. Dieser Eifer für die nichtige, unverständige Bewunderung seines großen Bruders gab mir ein leises Gefühl — des Mißtrauens will ich nicht sagen —, aber der Unbehaglichkeit dieser neuen Bekanntschaft gegenüber. Wir werden sehen, inwiefern dieselbe sich rechtfertigte.

So beschloß sich dieser Abend. Hatte ich nun auch Beethoven nicht gesehen, so hatte ich ihn doch gehört, hatte (denn das Quartett war erst ganz vor kurzem fertig geworden) die jüngste Kunde von seinen seltsam wunderbaren Schöpfungen erhalten, in denen sich sein arbeitender Geist jetzt bewegte; fast war es, als habe ich den unmittelbaren Erguß seines erfindenden Geistes empfangen. Welche neuen Anknüpfungspunkte ergaben sich daraus für das persönliche Verhältnis zu ihm und insbesondere für den Zweck, den ich hatte. So viel ich auch an jenem Tage eingebüßt, welche Hoffnungen mir unerfüllt geblieben, es war mir doch genug gewährt worden, um im Innersten dankbar zu sein! —

Beethovens Unwohlsein hielt an, denn der April war unfreundlich. Die Zeit, wo ich Wien verlassen mußte, rückte indessen näher und näher, und die Besorgnis, daß ich ihn vielleicht nicht mehr sehen sollte, fing an, mich zu beunruhigen.

Mochte ich auch nicht täglich an seiner Tür schellen, um zu erfragen, wie er sich befinde, so erhielt ich doch fortdauernd bald durch diesen

bald durch jenen Vermittler Nachricht. Es war keine ausgesprochene Krankheit, an der er litt, sondern, was noch schlimmer ist, ein fortdauerndes Kränkeln, wodurch seine hypochondrische Stimmung sich natürlich steigern mußte. — In dieser Zwischenzeit führte mich der Zufall einmal mit dem jungen Manne, Beethovens Neffen, der bei ihm wohnte, zusammen. Dieser sagte mir unaufgefordert: „Sie haben meinem Oheim sehr schöne Gedichte geschickt; er dankt Ihnen sehr dafür und hat geäußert, er werde sie in Musik setzen." — Daß mich diese Nachricht, wenn sie auch vielleicht nur eine höfliche Wendung war, in die freudigste Wallung versetzte, wird auch der leicht begreifen, der weder selbst Dichter ist, noch die Verehrung Beethovens so nachzuempfinden vermag. Konnte ich auch nur halb daran glauben, so war doch schon diese Hälfte, dieses Schwanken zwischen „Ob" und „Ob nicht" eine Quelle reicher innerer Genüsse, und ein ganzer Blütenbaum von Hoffnungen entfaltete seine Pracht vor meinem geistigen Auge.

Endlich, nach mehr als vierzehntägiger Pause, beschloß ich, wieder einen Besuch zu wagen. Ich schellte mit dem alten Herzklopfen an der wohlbekannten Tür, sie öffnete sich, und — Beethoven selbst stand vor mir, eine Überraschung, die mich so völlig unvorbereitet traf, daß ich in der Tat keine Wendung wußte, um sie geschickt aufzunehmen. Wer hätte aber auch geglaubt, daß Beethoven, wie jeder andere schlichte Bürger Wiens, seine Tür selbst öffnen könne, wenn irgendein Fremder an derselben poche oder schelle. Doch sein gutmütig freundliches Wesen half mir über alle Klippen hinweg. Denn er sprach, wiewohl er anfangs unmutig über den unwillkommenen Störer ausgesehen, sehr freundlich: „Ach! Sind Sie es! Sie haben mich recht lange nicht besucht! Ich dachte gar, Sie wären schon abgereist!" — Die Worte mußten mich in Verwunderung setzen, doch da man ihm nur schriftlich antworten konnte, begnügte ich mich, meine verneinende Bewegung des Kopfes mit einer der Hände zu begleiten, die ihm ausdrücken sollte, daß das eine Unmöglichkeit für mich sei, wenn ich nicht von ihm Abschied genommen. Es wenigstens schriftlich zu tun, hätte mich ja nichts in der Welt hindern können!

Beethoven führte mich in sein Zimmer und lud mich, indem er mir zugleich die immer bereitliegende Schreibtafel reichte, zum Sitzen ein. Ich schrieb auf: „Ihre Krankheit hat mich abgehalten, zu kommen!"
„Ach!" rief er, den Kopf schüttelnd, „Das hätte Sie nicht abhalten sollen. Wie ich mich in der letzten Zeit befand, befinde ich mich fast immer im Winter. Mir wird erst wohl, wenn ich im Sommer aufs Land ziehe. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich so krank gewesen sei?"
Ich berichtete ihm schriftlich in der Kürze, wie mir's ergangen. — Er schüttelte wieder den Kopf! „Ich habe öfters trübe Stunden," fuhr er fort, „wo ich den Leuten um mich sage, sie sollen niemand vorlassen! Aber sie wissen gar keinen Unterschied zu machen. Es kommt so viel lästiger Besuch! Vornehme Leute! Dazu tauge ich nicht."
„Haben Sie meine Gedichte erhalten?" schrieb ich ihm, da er eine Pause machte, auf.
Er nickte und deutete auf den Tisch, wo unter vielen anderen Papieren einige Blätter derselben zerstreut lagen. „Sie gefallen mir sehr," sprach er, „wenn ich wohl bin, denke ich einige davon zu komponieren."
Ich ergriff seine Hand und drückte sie mit aller Wärme. Es war, deucht mir, deutlicher, als wenn ich den Bleistift genommen und die steifen Worte geschrieben hätte: das würde mein größtes Glück sein. Beethoven verstand auch, wie ich's meinte; das sagten mir sein erwidernder Händedruck und sein Blick.
„Im Winter," hub er nach einigen Augenblicken an, „tue ich jetzt wenig, ich schreibe dann nur auf und setze in Partitur, was ich im Sommer gemacht. Das nimmt aber doch viel Zeit fort. Jetzt habe ich noch an einer Messe zu arbeiten*). Wenn ich erst wieder auf dem Lande bin, dann habe ich Lust zu allem."
Da er schwieg und zu erwarten schien, daß ich wieder beginne, schrieb ich auf: „In voriger Woche habe ich Ihren Bruder kennen gelernt."
Die Worte machten keinen guten Eindruck. Ein halb mißmutiger, halb wehmütiger Zug wurde in Beethovens Antlitz sichtbar. „Ach, mein

---

*) Vielleicht an der Messe für den Kaiser Franz, zu der man ihn damals angeregt hatte.

Bruder," sprach er endlich, „der schwätzt*) viel, der wird Sie recht gelangweilt haben!"

Es war augenscheinlich, daß Beethoven mit dieser eine Nebensache berührenden Bemerkung bittere Gefühle beseitigen wollte, die er nicht auszusprechen Lust hatte. Späterhin hat man mir erzählt, daß er sich sehr übel mit seinem Bruder stand; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Doch wenn ich von dessen Äußerung sprach, 10 000 Gulden versprochen zu haben, wenn sich ein Arzt fände, der Beethovens Krankheit heilte, wollte man diesem großmütigen Eifer wenigstens keinen rechten Glauben schenken**).

Um diesen unangenehmen Eindruck meiner Äußerung zu verwischen, schrieb ich auf, daß ich das Quartett in Es-Dur in jener Gesellschaft gehört. Ein freudiges Leuchten belebte seinen matten Blick, als er die Worte las; doch es war eben nur ein Augenblick; dann sprach er, wie sich selbst tadelnd: „Das ist so schwer, man wird es schlecht gespielt haben! — Ging es denn?"

Meine schriftliche Antwort lautete in gedrängtester Kürze: „Es war sorgfältig eingeübt und wurde gleich zweimal gespielt."

„Das ist gut. Man muß es öfter hören. — Wie hat es Ihnen gefallen?"

Die Antwort auf diese Frage setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Wie sollte ich ihm klarmachen, wie mir das Werk erschienen sei? Noch heute trage ich Bedenken vor mir selbst, meine Überzeugung auszusprechen, daß in diesem rätselhaften letzten Werke Beethovens nur die Trümmer jener jugendlichen Schönheit und männlichen Erhabenheit seines Genius zu finden, daß sie oft tief unter wüsten Schutt vergraben sind. Noch jetzt trage ich Bedenken und falle oft in Zweifel, ob es nicht vielmehr ein mangelhaftes Verstehen ist, was diesen Eindruck erzeugt. Was sollte ich damals sagen? Doch ich durfte ja eine Wahrheit unbedingt aussprechen, die wenn nicht die Verherrlichung dieses

*) Rellstab betont, daß Beethoven das rheinische „schwätzt" statt „schwatzt" gebrauchte.

**) Rellstab versichert, nur Tatsachen zu erzählen. Heute ist der unerfreuliche Charakter des Bruders längst festgestellt.

Werkes, doch die des Meisters kundtat, die der Stimmung, in welche mich das Ganze versetzt hatte. Ich schrieb also: „Ich war im Innersten tief und heilig erschüttert!“ — Und ich war es in diesem Augenblicke wieder. Beethoven las und blieb stumm, wir sahen einander an und schwiegen beide, doch eine Welt von Empfindungen überdrängte meine Brust. Auch Beethoven war unverkennbar bewegt. Er stand auf und ging an das Fenster, wo er neben seinem Flügel stehenblieb. Ihn diesem so nahe zu sehen, erzeugte einen Gedanken in mir, den ich zuvor niemals gewagt hatte. — Wenn er — ach! Er durfte sich ja nur halb umwenden, so stand er vor der Klaviatur — wenn er sich doch niedersetzen, seine Stimmung in Tönen ergießen wollte! In bang seliger Hoffnung ging ich ihm nach, trat nahe zu ihm und legte die Hand auf das Instrument, es war ein englischer Flügel von Broadwood. Ich gab mit der Linken leise einen Akkord an, um zu veranlassen, daß sich Beethoven umwende; doch er schien ihn nicht gehört zu haben. Einige Augenblicke später drehte er sich jedoch zu mir hin, und da er sah, das ich das Auge auf das Instrument geheftet hatte, sagte er: „Das ist ein schöner Flügel! Ich habe ihn aus London zum Geschenk bekommen. Sehen Sie da die Namen!“ — Er deutete mit dem Finger auf den Querbalken über der Klaviatur. Ich sah hier in der Tat die Namen: Moscheles, Kalkbrenner, Cramer, Clementi und Broadwood selbst*). Der Umstand war ergreifend. Der reiche, kunstsinnige Verfertiger hatte für sein Instrnment, das ihm ganz besonders gelungen schien, kein besseres Ziel finden können, als es Beethoven zum Geschenk zu machen. Die genannten großen Künstler hatten, gewissermaßen als Taufzeugen dieses Gedankens, ihre Namen ehrfurchtsvoll unterzeichnet, und so war das eigentümliche Stammbuchblatt weit über See gezogen, um dem Höchsten, Berühmtesten die Huldigungen der Berühmten zu Füßen zu legen. „Das ist ein schönes Geschenk,“ sprach Beethoven, indem er mich ansah, „und es hat einen schönen Ton,“ fuhr er fort und wandte sich mit den Händen nach der Klaviatur, ohne jedoch das Auge von mir zu wenden. Er schlug einen Akkord

*) Die Namen lauten wirklich: Kalkbrenner, Ries, Ferrari, Cramer, Knyvett.

ſanft an. Niemals wird mir wieder einer ſo wehmütig, ſo herzzereißend in die Seele dringen! Er hatte in der rechten Hand C-Dur gegriffen und ſchlug im Baß H dazu an und ſah mich unverwandt an und wiederholte, um den milden Ton des Inſtruments recht klingen zu laſſen, den unrichtigen Akkord mehrmals und — der größte Muſiker der Erde hörte die Diſſonanz nicht! —

Ob Beethoven ſeinen Irrtum bemerkt hat, weiß ich nicht; doch als er das Haupt von mir weg und gegen das Inſtrument wandte, griff er einige Akkordſätze vollkommen richtig, wie ſie in gewohnter Hand liegen, hörte aber dann ſogleich auf zu ſpielen. Das war alles, was ich unmittelbar von ihm hörte!

Es wurde früher und ſpäter öfters behauptet, daß Beethovens Gehör nicht ſo völlig zerſtört ſei; daß er zwar den Zuruf nicht verſtehe und ſelbſt heftiges Geräuſch nicht vernehme, aber doch muſikaliſche Töne ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſe. (Schindlers Buch widerlegt dieſe Behauptung und gibt Zeugnis für die Wahrheit meines Erlebniſſes.) Auch ſollten ſeine Zuſtände einem ſehr merkwürdigen Wechſel unterworfen ſein, und er zuzeiten überraſchend gut hören, was die Hoffnung einer dereinſtigen völligen Heilung immer neu in ihm erweckte. Dem mag ſo ſein, und ich kann das alles weder bekräftigen noch ableugnen. Doch das von mir erzählte Faktum iſt völlig wahr. Hatte ſeine Krankheit, hatten Verſtimmung, Zerſtreuung die Hörfähigkeit noch vermindert, oder haben ſeine Umgebungen ähnliche Erfahrungen gemacht — ich weiß es nicht. Bei einem ſo großen Klavierſpieler, wie Beethoven früher geweſen, muß der ganze Fall eines Fehlgriffs bei einfachſter Akkordlage äußerſt ſelten ſein und kann ſich kaum unter andern Umſtänden als den berichteten erzeugen. So wäre ich vielleicht einer der wenigen, denen ein ſolches herbſtes Zeugnis von dem unermeßlichen Unglück, das ihn betroffen, geworden iſt! Unvergeßlich wird mir die Empfindung, die ich dabei hatte, aber mein ganzes Leben hindurch bleiben*).

---

*) Hier erzählt Rellſtab noch eine bedeutſame Erinnerung von Ferdinand Ries, die Band I, S. 105ff. bei den anderen Ries-Erinnerungen mitgeteilt wurde.

. . . Von dem wehmütigen Eindruck ganz erfüllt, hatte ich Beethoven verlassen. Es welkten unter diesem düstern Himmel, unter dieser schwer drückenden Atmosphäre auch die Blüten meiner Hoffnung auf ein neues großes Kunstwerk ab. Dieser tiefgebeugte, kranke Geist konnte sich unmöglich noch, wenn nicht zuvor das Wunder der Genesung geschah, zu einer schöpferischen Kraft ermannen, die jahrelang dauern mußte.

Wer Beethoven in diesem Zeitraum gesehen, wird nimmer von der Überzeugung lassen können, daß seine letzten Werke tief in diesem düstern Nebel, weniger der Schwermut, als des herben Unmuts, der bittern Mißstimmung getaucht sind. Mögen sie darum weniger schön, weniger frei sein, mögen sie uns sogar in gewisser Beziehung beängstigen, foltern, weil ihnen die Gesundheit fehlt, deren das Kunstwerk unumgänglich bedarf: sie sind dafür um so erschütternder, wenn man ihren innersten Zusammenhang mit den düstern Leidenszuständen des Schöpfers festhält.

Ich ging von hier zu Grillparzer, um von diesem, der mich, als einen jüngeren unbekannten Schriftsteller, auch anderweitig freundlich aufgenommen, einiges Nähere über das, was Beethoven von dem Operngedicht wollte, zu hören. Doch auch hier traf ich einen, wenigstens Halbkranken. Was er mir über das Unternehmen, für Beethoven eine Oper zu dichten, sagte, war allerdings nicht geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Es gewährte mir die Überzeugung, daß der edle Geist zu einer dauernden Anspannung zu ermattet sei von dem schwerlastenden Geschick, das er nun schon so lange Jahre getragen.

Mein Aufenthalt in Wien ging zu Ende, wenigstens für den Augenblick, da wir einen Ausflug nach Ungarn unternahmen. Kaum daß ich eine Stunde erübrigte, um Beethoven Lebewohl zu sagen, für den Fall, daß ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr sehen sollte. Ich kann von den Einzelheiten bei diesem letzten Besuch nur noch weniges berichten. Beethoven sprach sehr offen, sehr bewegt. Ich äußerte ihm mein Bedauern, daß ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts zu Wien nur eine Sinfonie von ihm, kein Quartett (außer dem

angehörten), in keinem Konzert eine seiner Kompositionen angehört hatte; daß man den „Fidelio" nicht gegeben! — Dies gab ihm Anlaß, sich über den Geschmack des Wiener Publikums auszusprechen. „Seit die Italiener (Barbaja) hier so festen Fuß gefaßt haben, ist das Beste verdrängt. Das Ballett ist dem Adel die Hauptsache vom Theater. Von Kunstsinn muß man nicht sprechen; sie haben nur Sinn für Tänzerinnen. Die ganze (gute?) Zeit haben wir hier gehabt. Aber danach frage ich nichts; ich will nur noch schreiben, was mich selbst erfreut. Wäre ich gesund, so wäre mir alles eins." — In dieser und ähnlicher Weise sprach er sich aus.

Ich schrieb jetzt auf die Tafel: „Morgen reise ich auf einige Tage nach Preßburg und Eisenstadt; doch wir sind Anfang Mai zurück und bleiben dann vielleicht noch ein paar Tage!"

„Sie wollen schon fort?" rief er erstaunt. Bei der Schwierigkeit, ihm Mitteilungen zu machen, hatte ich mich nur auf das nächst Unentbehrliche oder Veranlaßte beschränkt und ihm daher über das Ende meines Aufenthalts in Wien noch nichts mitgeteilt. „Ja, Sie haben recht", fuhr er fort, „das Wetter wird schön; ich denke auch schon daran, aufs Land zu ziehen. Wenn Sie zurückkommen, bin ich vielleicht schon in Mödling. Dort wird mir besser werden; dort müssen Sie mich besuchen."

Meine Hoffnung zu diesem Wiedersehen war gering; denn mein Reisegefährte war schon ungeduldig geworden. Ich drückte meine Besorgnis aus, daß wir uns vielleicht zum letzen Male sähen, bis ich auf längere Zeit wieder nach Wien käme, was ich im nächsten Jahre allerdings beabsichtigte. Doch wie lang ist ein Jahr, wie ungewiß, was hinter ihm liegt! — Gern hätt' ich mir ein Andenken aus Beethovens Zimmer mitgenommen; vielleicht eines jener wild, kaum lesbar geschriebenen Notenblätter; doch wie hätte ich gewagt, so etwas von ihm zu erbitten!

„Ich denke gewiß, wir werden uns noch sehen!" sprach er nach einer kleinen Pause in einem so warmen und herzlichen Tone, daß ich fühlte, er sähe mich gern wieder. Um so wehmutsvoller wurde mir der Augenblick der Trennung. Doch er war einmal da, ich brach auf. Wie immer

wollte ich ihm zum Abschiede die Hand reichen, da nahm er meine beiden Hände, zog mich an sich und küßte mich so herzlich, deutsch, ohne irgendeine erkünstelte Steigerung seiner Empfindung, sondern nur, weil es ihm wirklich so zu Sinne war, daß auch mir das ganze vor Begeisterung glühende Herz aufging und ich den Teuren, Hochverehrten mit einer unaussprechlich seligen Empfindung in meinen Armen hielt. Ja, ich empfand, daß meine Liebe etwas Ähnliches in seiner Brust geweckt hatte, daß er mir einen warmen Dank zurückgab für das Herz, das ich ihm ganz voll und innig entgegenbrachte. Und sollte ihm das etwas Seltenes gewesen sein? Wäre die heilige Empfindung, mit der ich zu ihm getreten war, ihm wirklich nicht oft geboten worden? — Mir aber war es wie ein Traum und doch so wirklich, so warm, so menschlich wahrhaft und so göttlich erhebend zugleich. Der große, unsterbliche Ludwig van Beethoven an meiner Brust! Ich fühlte seine Lippen an den meinigen, und er mußte sich von meiner warmen seligen Träne benetzt fühlen!

Und so verließ ich ihn; ich hatte keine Gedanken, nur eine glühende, meine innerste Brust durchwallende Empfindung: Beethoven hat mich umarmt! Und auf dies Glück will ich stolz sein bis an den letzten Tag meines Lebens!

Der schöne Streifzug in das ungarische Gebiet war unter dem reinsten Himmel des erwachenden Frühlings vollendet. Es blieben uns in Wien noch zwei Tage, in denen sich allerdings vieles zusammendrängte. Doch gewann ich mir noch eine Stunde, um Beethoven noch einmal aufzusuchen; denn seit jenem Abschiedsaugenblick fühlte ich, daß wir näher zusammenhingen, uns vielleicht noch nähertreten könnten, und mit diesem Gefühl wuchs auch das Vertrauen zu meinem Unternehmen wieder.

Hastig war ich die vielen Stufen hinangeeilt — doch vergeblich. Denn zum erstenmal erhielt ich die Antwort, Beethoven sei nicht zu Hause. Im ersten Augenblick empfand ich das schmerzlich; doch bald überlegte ich, es sei wohl so am besten. Wiederholen ließ sich jener unvergeßliche Augenblick des Abschieds nicht; statt dieser wärmsten Erinnerung hätte ich also vielleicht nur eine kühlere mitgenommen. So beschloß ich denn,

nur meinen Namen mit dem Abschiedswort darunter, zurückzulassen, damit Beethoven sehe, daß es keine leichtfertige Versäumnis sei, die mich gehindert, ihn wieder zu besuchen. Noch einmal warf ich einen Blick in das Vorgemach, auf die Tür, vor der ich so seltsam spannende und beklommene Minuten erlebt, dann wandte ich mich schnell ab, in einer dunkeln Mischung der Gefühle, die jeder, der solche Verhältnisse versteht, ohne Schilderung begreift, und die demjenigen, der nicht von der Tatsache berührt wird, durch nichts in der Welt begreiflich zu machen wären.

Ich glaubte nun mit diesen Zuständen abgeschlossen zu haben; mit dem, was mich sonst noch in der schönen, glänzenden Kaiserstadt berührte, wurde ich leichter fertig.

Am andern Nachmittag um sechs Uhr war unsere Abfahrt nach Grätz bestimmt. Mehr der Zufall als ein kleines Geschäft führte mich noch einmal in die Steinersche Musikhandlung, die meiner Wohnung fast gegenüberlag.

„Gut, daß Sie kommen," rief mir der Besitzer entgegen, „es ist ein Brief an Sie hier abgegeben, von Beethoven."

„Von Beethoven!" rief ich freudig erschreckt und zitterte vor Ungeduld, bis ich ihn in Händen hätte. Er war, mit einer Verwechslung des Anfangsbuchstabens meines Namens, an Herrn L. Nellstab gerichtet; aber er war doch für mich! Ein Brief von Beethoven für mich!

„Im Begriffe aufs Land zu gehen, mußte ich gestern selbst einige Anstalten treffen, und so mußten Sie gerade leider umsonst kommen. Verzeihen Sie meiner noch sehr schwachen Gesundheit; da ich Sie vielleicht nicht mehr sehe, wünsche ich Ihnen alles erdenkliche Ersprießliche. Gedenken Sie meiner bei Ihren Dichtungen!

Ihr Freund

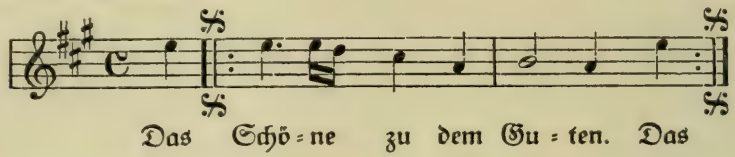
Beethoven.

An Zelter, den wackern Aufrechthalter der wahren Kunst alles Liebe und Verehrliche!

am 3. Mai 1825."

Ich wandte die Seite und fand noch mehr: einen erneuten Gruß und einen kleinen Kanon! Beethoven hatte geschrieben:

„In meiner Rekonvaleszenz befinde ich mich noch äußerst schwach; nehmen Sie vorlieb mit diesem geringen Erinnerungszeichen an Ihren Freund Beethoven."



Ich kam im nächsten Jahre nicht nach Wien. Am 26. März 1827 hauchte er die edle, schwer belastete, müde Seele aus.

J. Herzog veröffentlichte in der „Deutschen Post" 1864, Nr. 236, über Beethovens vielgenannten Bruder Johann einen Aufsatz, der außer dieser mittelbaren auch unmittelbare Erinnerungen an den Meister selbst mitteilt. Beethoven hatte zwei Brüder: Kaspar Anton Karl (geb. 8. April 1774) und Nikolaus Johannes (geb. 2. Oktober 1776). Karl ist der Vater von Beethovens Neffen Karl und starb 1815. Merkwürdigerweise ist hier Johann als Christoph bezeichnet, vielleicht ein Spitzname, der dem sonderbaren Menschen anhaftete.

Ludwigs van Beethoven, des Komponisten, Bruder Christoph hatte sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Auf welche Art, darüber kursierten seinerzeit verschiedene Versionen. So viel ist authentisch, daß Christoph van Beethoven eine Reihe von Jahren das Fieber der ganzen österreichischen Armee zu kurieren hatte, das heißt er war Chininlieferant des Militärärars. Nach Ablauf des Kontraktes war der einfache Apotheker in Urfahr bei Linz ein reicher Mann und — Prinz geworden. Denn alle Welt nannte ihn nunmehr den „Prinzen Christoph". Vier Schimmel zogen regelmäßig von jetzt ab die Equipage des „Prinzen", der das langweilige Linz mit der unterhaltenden Residenz vertauscht hatte. „Prinz Christoph" liebte es, recht viel Aufsehen zu machen, und im Schritte fuhr er durch die Burg über den Graben, Stephansplatz (damals auch Stephansfriedhof geheißen) und die Rotenturmtorstraße durch die Jägerzeile so langsam, daß der damalige Polizeikommissär für das Passagewesen, der den Wienern so wohlbekannte Oberkommissär

Pfanner, den „Prinzen Christoph" einmal zu sich zitierte und ihn bat, er möchte doch schneller fahren. „Aber meine vier Schimmel?" fragte der „Prinz", der besorgte, daß sein Gespann nunmehr nicht wieder die allseitige Aufmerksamkeit auf sich ziehen werde. „Bester Herr van Beethoven," erwiderte Pfanner, der erraten hatte, daß er durch jene Zumutung die Eitelkeit des „Prinzen Christoph" tief verletzt hatte, „fahren Sie zweimal des Tags und kutschieren Sie selbst, so sieht Sie ganz Wien." Und wirklich jagte fortan das Viergespann des „Prinzen Christoph" um 9 Uhr vormittags und um 2 Uhr nachmittags durch die Straßen Wiens, und „Prinz Christoph" saß auf dem Kutschbocke, mit der Peitsche eifrig knallend.

Nicht weniger originell war „Prinz Christoph" in seinem Hauswesen. Er war Witwer geworden und seine Tochter bereits mit dem Rittmeister von N. verheiratet. Er hatte nur einen einzigen Diener, der die Arbeiten des Stubenmädchens, Kammerdieners und Kutschers versehen mußte. Einer Köchin bedurfte Christoph van Beethoven nicht, denn er ließ seinen magern Tisch aus einem ziemlich weit entlegenen Gasthause versehen. Dahin wanderte dann der Diener alle Tage mit dem Speisekorb, der wohlverschlossen war, und zu dem „Prinz Christoph" den einen und der Wirt den anderen Schlüssel hatte. Dieser füllte den Korb, sperrte das in dem Strohgeflecht verborgene Schloß und behielt den Schlüssel, der Diener mußte daheim den Korb auf den Tisch stellen, worauf sein Herr einen Kasten öffnete, aus einem Winkel der obersten Schublade seinen Schlüssel nahm und sich selbst servierte. „Prinz Christoph" war äußerst ökonomisch und höchst selten lud er jemand in sein Haus. Selbst wenn er dieses tat, wurde der Korb und das Budget nicht schwerer belastet als sonst. Einmal kam auch meinem Gewährsmanne eine solche Einladung zu, und er fand Gelegenheit, folgende komische Szene anzusehen. Der Diener hatte wie sonst schweigend den Korb auf den Tisch gesetzt, Christoph öffnete den Kasten, suchte aber vergebens nach dem Schlüssel, den er tags vorher verlegt hatte. Es verging geraume Zeit mit dem Suchen, jedoch ohne Erfolg. Was war zu tun? Erst dachte der „Prinz" daran, vom Wirte den Schlüssel zu erborgen, und schon hatte er mit Bleistift einen Zettel an den

Wirt geschrieben und ihn um seinen Schlüssel gebeten; der Diener hatte sich bereits auf den Weg gemacht, als Christoph sich erinnerte, daß der Diener den offenen Brief möglicherweise lesen und dadurch erfahren konnte, was ihm nach dem Willen seines Gebieters unbekannt bleiben sollte. Rasch eilte Christoph dem Diener nach, nahm ihm den Zettel ab, rannte ins Haus zurück, entschuldigte sich mit wenigen Worten bei seinem Gaste, griff nach dem Korbe und rannte schnurstracks nach dem Gasthaus. Die Leute blieben auf der Straße stehen oder traten aus den Häusern und lachten, als sie den Prinzen Christoph mit dem bekannten Korbe laufen sahen. Beim Wirte wurde der Korb geöffnet, Christoph kehrte heim, wo er und sein Gast „kalt" speisten. — —

Es ist bekannt, daß Louis van Beethoven sich nie in guten pekuniären Verhältnissen befand. Was war natürlicher, als daß er sich zuweilen an seinen reichen Bruder um Geld wandte. So saß denn Ludwig wieder einmal im „alten Strobelkopf", wühlte mit den Händen in den Haaren und dachte daran, wie er sich aus einer augenblicklichen Geldverlegenheit helfen sollte. Da fiel ihm sein reicher Bruder ein, den er mit den Wienern „unsern Prinzen Christoph" nannte. Er schrieb an denselben einen kurzen, wenig freundschaftlichen Brief, indem er ihn um Geld anging. „Prinz Christoph" war, wie schon angedeutet, ein Knauser, seinem Bruder gegenüber aber, für dessen gigantische Größe er wie so viele Zeitgenossen kein Verständnis hatte und oft seinen Mißmut darüber aussprach, daß Ludwig nichts „Rechtes" geworden, war er sogar geizig. In einem langen Briefe häufte er Vorwürfe auf Vorwürfe gegen Ludwig, predigte ihm allerlei Moral und empfahl ihm, „sich selber durchzuhelfen". Die Bitte Ludwigs um Geld schlug er rundweg ab. So oft „Prinz Christoph" irgendwohin seinen Namen zu setzen hatte, schrieb er immer „Christoph van Beethoven, Gutsbesitzer". Das Wort „Gutsbesitzer" war jederzeit in lateinischen Buchstaben geschrieben. Unglückseligerweise stand auch auf der erwähnten Antwort an Ludwig die obige Unterschrift. Ludwig van Beethoven, auf das bitterste gekränkt durch den groben Brief seines Bruders, nahm das ihm eben zugekommene Schreiben und schrieb an den Rand desselben folgendes:

„Herrn Christoph van Beethoven, Gutsbesitzer.

Ich brauche Dein Geld, aber auch Deine Predigten nicht.

Ludwig van Beethoven,
Hirnbesitzer."

Unter dem Worte „Gutsbesitzer" war ein, unter dem Worte „Hirnbesitzer" waren drei Striche. Diese kleine Geschichte ist verbürgt. Der Brief Christophs mit der drastischen Antwort des Komponisten existiert noch und befindet sich im Besitze eines nahen Verwandten meines Gewährsmanns. Lange Zeit hindurch blieben sich die beiden Brüder infolge dieses merkwürdigen Briefwechsels ferne und erst als Ludwig van Beethoven von hohen Gönnern Pensionen im Gesamtbetrage von 4000 fl. bezog und aus seinen pekuniären Nöten erlöst war, trat ein freundlicherer Verkehr zwischen den Brüdern wieder ein. —

Das letzte Histörchen, das mein freundlicher Bezirkschef mir erzählte, betrifft Ludwig van Beethoven allein und ist für den Komponisten des „Fidelio" in hohem Grade charakteristisch. Ludwig van Beethoven war ein großer Kinderfreund. Da im elterlichen Hause meines Gewährsmannes eine ziemliche Anzahl von Jungen sich vorfand und die freundschaftlichen Familienverhältnisse die fast unbesiegbare und unbegreifliche Scheu Beethovens beseitigt hatten, kam er recht oft in das Haus und unterhielt sich da die ganze Zeit über mit den Kindern. Eines derselben hatte just seinen achten Geburtstag, und Beethoven, der auch an diesem Tage sich einfand, kramte eine ganze Tasche voll kleiner Geschenke aus, die er dem auf seinem Schoße sitzenden Knaben gab. Plötzlich griff er in die Seitentasche, zog ein ziemlich rein geschriebenes Notenheft heraus und gab es dem Kinde mit den Worten: „Da hast du noch etwas, die Mutter soll dir's aufheben, bis du älter wirst." Es war ein Quintett Beethovens, von ihm selbst geschrieben. Die Mutter hat es dem jüngsten Kinde treulich aufbewahrt, dieses jedoch die wertvolle Erbschaft nicht antreten können, weil es vor der Zeit aus der Welt schied. Der älteste Bruder, mein Gewährsmann, der „Bezirkschef vom Brillantengrunde", erhielt das Quintett, im Jahre 1848, und in seinem Besitze ist es noch als eine teure Erinnerung an Ludwig van Beethoven.

Hans Georg Nägeli (1768—1836), der schweizerische Liederkomponist, Verleger und Theoretiker, begegnete 1824 auf einer Vortragsreise in Wien Beethoven, dessen Spiel er in seinen „Vorlesungen über Musik“ (1826) schildert.

Da Beethoven auch Klaviervirtuose war, so gewann unter seiner Hand der Toccatenstil eine auffallend veränderte Gestalt. Das Laufwesen trat zurück; dagegen trat das Sprungwesen mehr hervor. Wo Passagen in seinen Werken vorkommen, erscheinen sie schon in den Tonfiguren originell oder auf eigentümliche Weise in das Ganze der Eurhythmie verflochten. Als kühner Springer wirft er die Töne aller Oktaven des Tonreichs bunt, aber sinnvoll durcheinander Die Rhythmen liebt er häufig durch punktierte Noten und ähnliche Kunstmittel zu schärfen. Auch das Staccato ist stark angewendet. Je spitziger es hervorsticht und so der Kantabilität gleichsam Trotz bietet, desto mehr entspricht der Vortrag dieser sprudelnden, blitzenden, funkensprühenden Kunst. Eine neue Art zu effektuieren! Sonst galt bei den Klaviervirtuosen das Tonherausziehen als die Hauptsache . . . das Klavier sollte durch die Vortragsart gewissermaßen singend gemacht werden. Hier [bei Beethoven] gerade das Gegenteil. Nicht ein Herausziehen, sondern ein Herausstoßen*).

Ignaz Franz Castelli (1781—1862) erzählt im dritten Bande seiner „Memoiren“ (1862), Seite 117—119, über seine Bekanntschaft mit Beethoven einiges Interessante.

Der große Beethoven konnte mich sehr wohl leiden; sooft er mich sah, fragte er mich immer: „Was gibt's denn wieder für kolossale Dummheiten?“ Ich erzählte ihm neue Bonmots und Anekdoten, und er lachte immer um so herzlicher, je derber diese waren.

Wenn irgend etwas Lustiges vorgenommen werden sollte, so mußte ich mitwirken, und zum Beweise dessen berufe ich mich auf einen Brief Beethovens an seinen Freund Holz, welcher schon in Journalen ge-

*) Dieser Bericht widerspricht den meisten andern Nachrichten über Beethovens Spiel, das vielmehr „gebunden“ war. 1824 war die Taubheit so vorgeschritten, daß von einem Spiel kaum mehr die Rede sein konnte. Beethoven spielte 1814 zum letzten Male öffentlich.

druckt erschien, und worin er meldete, er wolle dem Musikalienhändler Steiner*) einen lustigen Streich spielen, und dazu wörtlich bemerkte: „Dabei muß Castelli herhalten."

Als ich meine 1000 Sprichwörter erscheinen ließ, zeigte ich Beethoven dieselben, und da jedes Sprichwort nur zwei, wenige vier Verse enthielten, gefielen ihm diese sehr, und er sagte mir, sie wären ganz gut dazu geeignet, um Kanons darauf zu komponieren. Ich ließ darum ein Exemplar ganz mit Notenpapier durchschießen und gab es ihm. Er sagte mir später, er habe bereits einige hinein komponiert. Als er starb, hätte ich dieses Büchlein gern als eine Reliquie dieses großen Mannes aufbewahrt, allein es fand sich nicht vor. —

Als der Musikalienhändler Schlesinger in Wien war, gab er ein glänzendes Gastmahl, wozu auch Beethoven und ich geladen waren. Nach dem Speisen wurde Beethoven angegangen, auf dem Pianoforte zu improvisieren, allein er weigerte sich. Man drang immer mehr in ihn, endlich sagte er: „In drei Teufels Namen, ich will's tun, aber Castelli, der keine Idee vom Pianofortespiel hat, muß mir darauf ein Thema angeben. „Ich trat zum Instrument, fuhr mit dem Zeigefinger vier Tasten nacheinander hinab und die nämlichen wieder zurück, und er lachte, sagte: „Schon gut", setzte sich zum Klavier und spielte und fantasierte immer unter Einmischung dieser vier Noten eine ganze Glockenstunde, daß alle Zuhörer in Entzücken gerieten. —

Eine der spaßigsten Begebenheiten war folgende:

Der als tüchtiger Musiker bekannte Abbé Stadler, der Tondichter des befreiten Jerusalem, kam fast täglich in Steiners Musikalienhandlung. Ob er wirklich ein tüchtiger Musiker oder vielmehr ein pedantischer und musikalischer Schulmeister war, wäre wohl zu bezweifeln, denn er war der wütendste Gegner der himmlischen Beethovenschen Kompositionen, die er baren Unsinn nannte, und aus einem Konzerte immer davonlief, wenn ein Musikstück von Beethoven an die Reihe kam.

Eines Nachmittags befanden sich Stadler und Beethoven bei Steiner, und als der letztere wegging, kniete er vor Stadler nieder und sprach:

---

*) Muß Haslinger heißen.

„Ehrwürdiger Herr, geben Sie mir Ihren Segen!" — Stadler darüber gar nicht verlegen, machte das Kreuz über ihn und murmelte im Tone, als ob er ein Gebet dazu spräche: „Nutzt's nix, so schadt's nix," Beethoven küßte ihm die Hand, und wir übrigen lachten.
[Dieselbe Geschichte hörte Jahn von Prof. Fischhoff, wie Thayer notiert.]
Von dem letzten Besuche Castellis beim sterbenden Meister hören wir später.

George Smart, ein Londoner Musikverleger, besuchte 1825 Wien und führte über seine Erlebnisse Tagebuch. Thayer erhielt Einblick darin, und Prof. Hugo Riemann veröffentlichte die auf Beethoven bezüglichen Abschnitte nach Thayers Abschrift im fünften Bande der Biographie (Seite 246). Der Besuch fand, wie aus Beethovens Datierung unter dem Kanon hervorgeht, am 6. Sept. 1825 statt.

Ein hölzerner Zirkus für Reitpferde war in einem weiten Hofe vor dem Hause errichtet, in welchem er vier genial möblierte Zimmer bewohnte. In einem derselben befand sich das große Klavier, sehr verstimmt, welches ihm Herr Broadwood geschenkt hatte. In dieses waren die Namen von Cramer, Ferrari und Knyvett eingetragen.
Beethoven gab mir das Zeitmaß mehrerer Sätze seiner Sinfonien usw. an, indem er sie auf dem Klavier spielte, mit Einschluß der Chorsinfonie, welche nach seiner Berechnung eine Zeit von $^3/_4$ Stunden für die Aufführung in Anspruch nahm — wir wissen, daß das unmöglich ist. In Wien wurde das Rezitativ von vier Celli und zwei Kontrabässen gespielt, was sicherlich besser ist, als wenn man sämtliche Bässe nimmt. Beethoven tadelte Reichas gedruckte Beispiele der fugierten Schreibart. Er erwähnte eine noch nicht gedruckte Messe, welche er komponiert habe. Nach einer langen Unterhaltung über musikalische Gegenstände, während der er auch sein großes Verlangen aussprach, nach England zu kommen, bestimmte er mit seiner seltsamen [curious] Köchin [Frau Schnaps] das Mittagessen und trug seinem Neffen auf, für hinlänglichen Vorrat von Wein zu sorgen. Dann unternahmen wir einen Spaziergang; Beethoven ging meistens voraus, irgendeine Passage vor sich hinbrummend. Er pflegte gewöhnlich seine Themen in der freien Luft zu skizzieren. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wie Schup-

panzigh mir erzählte, wo er sich seine Taubheit zuzog. Er war in einem Garten am Schreiben, daß er den strömenden Regen nicht bemerkte, bis sein Notenpapier so durchnäßt war, daß er nicht weiterschreiben konnte. Von diesem Tage begann seine Taubheit, die weder Kunst noch Zeit heilen konnte. Die Wasser von Baden [Schwefelquellen], wohin er jeden Sommer geht, sind ihm für seine Brust und seine Gicht sehr nützlich gewesen, und seine Gesundheit ist besser wie früher. Er wollte uns selber das schöne Schloß des Prinzen Karl im Gebirge zeigen, auch noch einige Bäder auf unserm Heimwege. Das Mittagessen war sehr sorgfältig zubereitet und so reichlich, daß noch Gerichte kamen, als wir schon weggingen, um eiligst den einzigen Postwagen an diesem Abend zu erreichen. Es wurde viel Wein getrunken; ich hörte zufällig, wie Beethoven sagte: „Wir wollen versuchen, wieviel dieser Engländer trinken kann.“ Er (Beethoven) kam bei diesem Versuch am schlechtesten weg. Ich gab ihm meine Diamantnadel zur Erinnerung an die hohe Freude, die ich durch die Ehre seiner Einladung und seine liebenswürdige Aufnahme empfangen hatte, und er schrieb mir einen Kanon („Ars longa, vita brevis“), so schnell seine Feder schreiben wollte, in einer Zeit von etwa zwei Minuten auf, während ich schon fertig zum Weggehen an der Tür stand.

Im Schwarzspanierhaus

1825. (15. Oktober) Beziehen der letzten Stadtwohnung im Schwarzspanierhaus. [Ehemals ein Kloster der aus Spanien gekommenen Mönche in schwarzen Kutten.]

1826. (Sommer) Selbstmordversuch des Neffen. Danach Aufenthalt bei Bruder Johann in Gneixendorf, im Spätsommer Rückkehr und Erkrankung.

1826. Die beiden letzten Quartette, op. 131, 135.

1827. (März) Geldsendung der Philharmonischen Gesellschaft in London.

1827. (26. März) Tod Beethovens.

Im Schwarzspanierhaus

Eine Engländerin veröffentlichte im Dezember 1825 einen Brief (vom Oktober 1825) aus Wien in der Londoner Zeitschrift „Harmonicon", Dezember 1825, S. 222—223, wo sie einen Besuch bei Beethoven schildert. Ihre Erinnerung folgt hier in der guten Übersetzung von Chrysanders Jahrbüchern der musikalischen Wissenschaft, Jahrgang 1863, S. 444ff.

Die kaiserliche Bibliothek ist der schönste Saal, den ich je gesehen habe, und der Bibliothekar*) sehr freundlich und zuvorkommend. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß es diesem nach unendlicher Mühe gelungen ist, mir den Zutritt zu Beethoven zu verschaffen — der so außerordentlich schwer zugänglich ist, jedoch auf das Briefchen, in welchem er gebeten wurde, mir zu erlauben, daß ich ihm einen Besuch abstatten dürfe, antwortete:

„Avec le plus grand plaisir, je recevrai une fille de *****

Beethoven."

Wir begaben uns nach Baden, einem hübschen Städtchen in dem Erzherzogtum Österreich, etwa fünfzehn englische Meilen südwestlich von Wien und sehr besucht wegen seiner heißen Bäder (woher es seinen Namen hat, wie unser Bath), wo der Gigant der lebenden Komponisten — wie Herr **** ihn stets zu meinem Vergnügen zu nennen pflegt — während der Sommermonate verweilt.

Die Leute schienen erstaunt, daß wir uns so viel Mühe gaben; denn so unbegreiflich es auch denen vorkommen mag, welche irgend Kenntnis von der Musik oder Geschmack dafür besitzen: in Wien ist seine Herrschaft vorüber, außer in den Herzen weniger Auserwählten, denen ich aber, nebenbei gesagt, noch nicht begegnet bin; und ich wurde sogar bedeutet, mich auf einen rauhen, unhöflichen Empfang gefaßt zu machen. Als wir anlangten, war er soeben durch einen Regenschauer nach Hause gekommen und stand im Begriff, seinen Rock zu wechseln. Nach allem, was ich von seinem brüsken Wesen gehört hatte, bekam ich schon Unruhe, er möchte uns eben nicht sehr herzlich empfangen: als er aus seinem Heiligtum hervortrat, eiligen und sehr festen Schrittes; aber er redete uns auf eine so sanfte, so höfliche und so freundliche

*) Graf Moritz von Dietrichstein.

Weise an und mit so viel Aufrichtigkeit in seiner Freundlichkeit, daß ich nur Herrn **** kenne, mit dem er verglichen werden kann, welchem er sehr ähnlich ist, an Gesicht, Figur, Haltung, wie auch in den Ansichten*). Er ist klein, dünn**) und hinreichend aufmerksam auf persönliche Erscheinung. Er bemerkte, daß **** viel von Händel halte, daß er selber ihn ebenfalls liebe, und fuhr einige Zeit fort im Lobe dieses großen Tonsetzers. Ich unterhielt mich schriftlich mit ihm, denn ich fand es unmöglich, mich hörbar zu machen; und obgleich dies eine sehr holprige Art von Mitteilung war, so hatte es doch nicht viel auf sich, da er immer frei und unaufgefordert fortsprach und weder auf Fragen wartete, noch lange Antworten zu erwarten schien. Ich wagte es, meine Bewunderung für seine Kompositionen auszudrücken, und pries u. a. seine Adelaide in Worten, die für meinen Verstand von ihren Schönheiten keineswegs zu stark waren. Er bemerkte sehr bescheiden, daß die Dichtung schön sei.

Beethoven spricht gut Französisch — wenigstens im Vergleich mit den meisten andern Deutschen — und unterhielt sich mit **** ein wenig auf Lateinisch***). Er sagte mir, er würde englisch gesprochen haben, aber seine Taubheit habe ihn verhindert, es weiter in unserer Sprache zu bringen als bis zum Lesen. Er sagte, daß er die englischen Schriftsteller den französischen vorziehe, denn „ils sont plus vrais". Thomson ist sein Liebling, doch seine Bewunderung für Shakespeare ist in der Tat sehr groß.

Als wir Anstalt machten, uns zu entfernen, bat er uns, noch zu bleiben: „Je veux vous donner un souvenir de moi." Er begab sich darauf an den Tisch eines Nebenzimmers und schrieb zwei Zeilen Musik — eine kleine Fuge (Kanon) für das Pianoforte — und überreichte sie mir auf die liebenswürdigste Weise. Darauf ersuchte er mich, ihm meinen Namen vorbuchstabieren zu wollen, damit er sein Impromptu korrekt überschreiben könne. Sodann nahm er meinen Arm und führte

*) „Eine literarische Persönlichkeit, bemerkenswert wegen Herzensgüte und Sitteneinfalt" (Harmonicon).

**) Unverständlich, da Beethoven gedrungener Gestalt war.

***) Vielleicht handelt es sich hier nicht um Latein, sondern um Italienisch.

mich in das Zimmer, wo er geschrieben hatte (damit ich seine ganze Wohnung zu sehen bekomme), welches ganz das eines Autors, aber vollkommen reinlich war und obwohl nichts von dem Überflusse eines Reichen andeutend, doch auch keinen Mangel zeigte, weder an nützlichen Mobilien, noch an netter Aufstellung derselben. Man darf jedoch nicht vergessen, daß dies seine Landwohnung ist, und daß die Wiener nicht so verschwenderisch oder so eigen in ihren Hausgerätschaften sind wie wir.

Ich führte ihn behutsam in ein Zimmer auf der andern Seite zurück, in welchem sein großes, ihm von den Herren Broadwood geschenktes Pianoforte stand; aber er schien bei dessen Anblick melancholisch zu werden und sagte, es sei sehr in Unordnung, denn auf dem Lande sei ein äußerst schlechter Stimmer. Er schlug einige Töne an, um mich zu überzeugen, nichtsdestoweniger legte ich das handschriftliche Blättchen, welches es mir soeben gegeben hatte, auf das Pult, und er spielte es ganz simpel durch, aber präludierte dazu mit drei oder vier Akkorden — solche Händevoll Noten! — Das würde Herrn *** zu Herzen gegangen sein. Dann hielt er inne, und ich wollte um keinen Preis mehr erbitten, da ich fand, daß er spielte, ohne selber Freude daran zu haben.

Wir nahmen Abschied voneinander auf eine Weise, die man in Frankreich dauernde Freundschaft nennen würde; und er sagte, ganz aus freien Stücken, er würde uns gewiß besuchen, wenn er nach England kommen sollte.

Jakob Reuter war 1823—25 Assistent am polytechnischen Institut in Wien, das 1825 von Beethovens Neffen besucht wurde. Thayer schrieb folgende Erinnerung nach Reuters Erzählung auf. Sie ist entnommen dem fünften Bande der Biographie (Seite 218 ff.).

Ich bin herausgegangen aus meiner Sammlung (von Gewerbsprodukten, eine Art Museum) zu der Zeit, als nach dem Schlusse der Vorlesungen die Studenten die Treppe herunterliefen, etwa um zwölf Uhr mittags — zu meinem großen, freudigen Erstaunen sehe ich Beethoven! (Den

ich gleich gekannt durch öfteres Sehen auf der Straße und besonders in Mödling, wo ich einmal hinausging, bloß um ihn zu sehen). Zuerst stand ich ganz erstaunt, Beethoven zu sehen, stillstehend mit entblößtem Haupte, als die Studenten an ihm vorbeirannten. Sobald ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, ging ich zu ihm und legte meinen Arm in den seinigen, da ich wußte, daß es bei seiner Taubheit vergeblich sein würde, zu ihm zu sprechen; er wendete sich natürlich mir entgegen, sah mich, einen Fremden, an und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Demut und einer halben Verbeugung sagte er nur „Beethoven". Ich gab ihm durch Kopfnicken zu verstehen, daß ich ganz gut wüßte, wer er sei, und führte ihn in das technologische Museum hinein. (Als ich mich verbeugt hatte, zeigte ich auf meine Tür; er verstand mich, und so ging er mit mir.) Damals war ich 22—23 Jahre alt. Sobald ich ihn in dem Zimmer hatte und die Tür zugemacht hatte, stand ich einen Augenblick da mit gefalteten Händen und von einem unbeschreiblichen Gefühl von Liebe und Ehrfurcht durchdrungen und rief aus: „O, wie es mich freut!" Ich warf meine Arme um seinen Hals und zog ihn an mein Herz. Er war augenscheinlich erfreut über meinen Enthusiasmus, dankte mir durch sein ausdrucksvolles Lächeln und eine leichte Verbeugung für meine Sympathie und schließlich erwiderte er meine Umarmung, indem er gleichfalls seinen Arm um meinen Hals schlang. Nun sah er mich erst recht an — ich glaube, daß ich sogar geweint habe, und sein Antlitz zeigte, wie sehr ihn mein Enthusiasmus gefreut hatte. Als ich schließlich allmählich ruhig geworden war, fiel mir ein, daß er wohl einen Zweck gehabt haben müsse, um diese Zeit hier zu erscheinen. Ich legte meinen Mund an sein Ohr und fragte mit lauter Stimme: „Womit kann ich Ihnen dienen?" Beethoven: „Ich habe einen Neffen —" Reuter: „Ich weiß es." Beethoven: „Da wollte ich sehen, wie es mit ihm steht." Ich legte meinen Mund wieder an sein Ohr und bat ihn, dort zu bleiben, während ich zur Direktionskanzlei ging und genaue Auskunft über seinen Neffen holen wollte, da der Neffe nicht in meiner, sondern in der Kommerzial-Abteilung war. Ich ging fort und sperrte ihn ein! In der Kanzlei angekommen, nahm ich Einsicht in die Kataloge und habe

ersehen, daß ich diesem großen Manne, den ich gern mit Freude überschüttet hätte, nichts Erfreuliches über seinen Neffen mitteilen könne. — So rasch wie ich hinaufgelaufen bin, so langsam bin ich hinuntergegangen — da ich nur Schlechtes zu sagen hatte. Jetzt komme ich an und stellte mich mit einer traurigen Miene vor ihn hin. Ohne ein Wort zu sagen, hatte er in meinem Gesicht die Wahrheit gelesen, und sein Gesicht, vorher so freudvoll, nahm in einem Augenblick nur den Ausdruck des tiefsten Kummers an. Nun legte ich wieder meinen Mund an sein Ohr und sagte nichts mehr als: „Ich habe Ihnen nichts Gutes mitzuteilen!" Er ließ mich nicht weiter reden und sagte: „Ach Gott! ach Gott! Die jungen Leute — ich armer, alter schwacher Mann!" So fuhr er fort, eine Zeitlang Schmerzensworte auszurufen, deren ich natürlich nach so vielen Jahren nicht mehr imstande bin, mich zu erinnern, allein den Ausdruck des Schmerzes in seinem Gesicht werde ich nie vergessen! Zuletzt nahm er mich bei beiden Händen, und in Tönen der tiefsten Wehmut dankte er mir und empfahl sich. Ich nahm ihn unter den Arm und begleitete ihn über die Stiegen herunter. Auf einmal blieb er auf der Treppe stehen und sagte mit einer Art von Vorwurf (wie ich deutlich in seinem Gesicht und in den Tönen seiner Worte vernehmen konnte): „Mein Gott! Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?" Ich antwortete: „Mit niemand als mit Ihrem Anbeter und Verehrer!" Das tat ihm wohl, es tröstete ihn ein wenig, sein Gesicht erheiterte sich ein bißchen wieder; nun nahm er mich wieder bei den Händen und drückte sie an seine Brust. Wir sprachen dann nichts mehr. Ich begleitete ihn bis ans Tor, und wir nahmen, ohne ein Wort zu sprechen, unter den herzlichsten Händedrücken Abschied voneinander. Jetzt erst setzte er den Hut auf und ging über das Glacis weg. Ich sah ihm noch eine Weile nach, setzte meinen Hut erst jetzt auf und ging betrübt meinen Weg. Ich ging gleich zum Speisen in ein Wirtshaus, ohne daß mir irgend etwas geschmeckt hätte; so groß war meine Aufregung. Nun konnte ich nicht erwarten, dies meinen Freunden zu erzählen, insbesondere meinem Bruder Ferdinand, der ein ebenso großer Verehrer Beethovens war wie ich. Nach einigen Tagen kam ich zu einem meiner Freunde Kirchhofer (wo ich sehr viel erfreu-

liche musikalische Abende erlebt habe, bei dem viele musikalische Notabilitäten sich öfters eingefunden haben,) und da fand ich Alois Fuchs und andere. „Ihr," sagte ich, „das ist der Rock, den Beethoven an seine Brust gedrückt hat, küßt ihn ab!"

Einige Tage nach diesem Ereignis gehe ich durch die Kärnthner Straße, es greift mich jemand rückwärts beim Arm. — Wer ist es? — Beethoven. — Mit beiden Händen ergreift er wieder meine Hände, drückt sie recht mit dem freundlichsten Gesicht und ohne zu reden mit großer Wärme. — Dann trennten wir uns.

Ich sah ihn später niemals wieder, war aber einer von denen, die ihn in dem großen Gefolge zum Grabe geleiteten.

Friedrich Wieck (1785—1873), Robert Schumanns Schwiegervater, veröffentlichte in den „Dresdener Nachrichten" eine Erinnerung von einem Besuche bei Beethoven 1826 in Hietzing. Wahrscheinlich war es aber 1824 in Penzing, wie Prof. Hugo Riemann im 5. Bande der Thayerschen Biographie meint. Hier folgt die Erinnerung nach „Signale" 1873, Nr. 57.

1826 im Mai war es, wo ich durch meinen und Beethovens genialen Freund, den berühmten Instrumentenmacher Andreas Stein, bei Beethoven als Tonkünstler und Schriftsteller, der sich viel mit Gehörverbesserungen und Gehörmaschinen abgäbe, eingeführt wurde und mehrere Stunden bei ihm verweilte. Sonst hätte er mich nach Steins Erfahrungen nicht angenommen. Das Gespräch drehte sich unter roten Weintrauben um Leipziger Musikzustände — Rochlitz — Schicht — Gewandhaus — seine Haushälterin — seine vielen Logis, wo keins recht für ihn paßte — seine Spaziergänge — Hietzing — Schönbrunn — seinen Bruder — verschiedene dumme Menschen in Wien — Aristokratie — Demokratie — Revolution — Napoleon — Mara, Catalani, Malibran, Fodor — und die genialen Sänger Lablache, Donzelli, Rubini u. a. — um die vollendete italienische Oper (deutsche Opern könnten nie so vollkommen sein wegen der Sprache, und weil die Deutschen nicht so schön singen könnten wie die Italiener) — und meine Ansichten über Klavierspiel — Erzherzog Rudolph — Fuchs in Wien, eine dazumal berühmte musikalische Persönlichkeit — um meine

bessere Methode im Klavierlehren usw., alles unter fortwährendem schnellstem Schreiben von meiner Seite (denn er fragte viel und hastig) und unter stetem Absetzen; er begriff alles schon, wenn ich mit der Antwort erst zum Teil fertig war; aber alles mit einer gewissen Herzlichkeit, selbst in verzweifelten Äußerungen und bei tiefer innerlicher Bewegung seiner Augen und Greifen an Kopf und Haaren. Alles etwas derb, vielleicht bisweilen etwas roh, aber edel, klagend, gemütlich, gesinnungstüchtig, begeistert, politisch Unglück ahnend. Aber nun? Er fantasierte mir über eine Stunde lang, nachdem er seine Gehörmaschine angelegt und auf den Resonanzboden gestellt, auf dem von der Stadt London ihm geschenkten und bereits ziemlich zerschlagenen, großen Flügel von sehr starkem, puffigem Ton, in fließender genialer Weise, meist orchestral, noch ziemlich fertig im Überschlagen der rechten und linken Hand (griff einigemal daneben), mit eingeflochtenen reizendsten und klarsten Melodien, die ungesucht ihm zuströmten, mit meist nach oben gerichteten Augen und dichten Fingern. Nach drei Stunden höchster Spannung, mit pochendem Herzen, nach angestrengtem und schnellstem Schreiben und höchstem Bemühen, kurze und treffende Antworten zu geben, die er immer durch neue Fragen unterbrach, die ganzen Glieder voll höchstem Respekt, dabei voll inniger Freude, daß ich solch Glück gehabt — dazu das ungewohnte Weintrinken! — Nach herzlichem Abschied und der ihm gemachten Aussicht, daß er schon noch die rechte Gehörmaschine finden würde, weil die Wissenschaft jetzt große Entdeckungen darin mache — schlich ich mich mit Andreas Stein ganz erschöpft und aufgelöst in wunderbaren Empfindungen, erregt von Unerhörtem, von dannen und fuhr geschwind von Hietzing nach Hause.

Der Kgl. Bibliothekar Dr. Spiker aus Berlin war im September 1826 durch Haslinger bei Beethoven eingeführt worden, um wegen der Übermittlung der neunten Sinfonie an König Friedr. Wilhelm III. zu verhandeln. Am 25. April 1827 ließ er in den „Berlinischen Nachrichten" (Nr. 96) einen Nekrolog erscheinen, der über den Besuch bei Beethoven folgendes berichtet:

Es war nicht leicht, Beethoven in Wien selbst zu sehen. Der beinahe gänzliche Verlust seines Gehörs machte, daß nur wenige, an deren

Organ er gewöhnt war, sich ihm verständlich zu machen imstande waren und die Unbequemlichkeit, welche daraus entstand, daß alle andern, die sich mit ihm unterhalten wollten, ihre Zuflucht zum Schreiben nehmen mußten, mochte ihm selbst es vielleicht peinlich machen, Freunde bei sich zu sehen. Auch dem Schreiber dieses, der es sehnlichst wünschte, Beethovens persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte man wenig Hoffnung dazu gegeben. Ein Umstand erleichterte jedoch die Annäherung. Beethoven hatte, wie bekannt, nach eingeholter Erlaubnis S. M. des Königs, Allerhöchstdemselben seine letzte große Sinfonie mit Chören zugeeignet und wünschte, die reine Kopie der Originalpartitur mit allen seinen eigenhändigen Verbesserungen und Einschaltungen sicher und schnell in die Hände Sr. M. gelangen zu lassen. Es war einige Abrede dazu nötig, und dies war die Veranlassung zur Ankündigung eines Besuchs bei Beethoven, den er auch annahm.

Beethoven wohnte in der Vorstadt am Glacis vor dem Schottentore, in einer freien Gegend, von wo man eine schöne Aussicht auf die Hauptstadt mit allen ihren Prachtgebäuden und der Landschaft dahinter genoß, in freundlichen, sonnigen Zimmern. Seine Kränklichkeit machte, daß er in den letzten Jahren sich häufig der Bäder bediente, und wir (ein genauer Freund des Verstorbenen, Herr Tobias Haslinger und ich) sahen daher in dem Vorzimmer dem Apparat dazu. An dies stieß Beethovens Wohnzimmer, in welchem in einer ziemlich genialen Unordnung Partituren, Bücher usw. aufeinandergehäuft waren, und in dessen Mitte ein Flügelpianoforte von dem trefflichen Künstler Konrad Graf stand. Das Meublement war einfach und das ganze Ansehen des Zimmers so, wie man sie wohl bei manchem findet, der in seinem Innern mehr auf das Regelrechte hält als im Äußern. Beethoven empfing uns sehr freundlich. Er war in einen einfachen grauen Morgenanzug gekleidet, der zu seinem fröhlichen jovialen Gesicht und dem kunstlos geordneten Haare sehr gut paßte. Nachdem wir uns über die schöne Aussicht aus den Fenstern seines Wohnzimmers gefreut, lud er uns ein, uns mit ihm an einen Tisch zu setzen, und nun begann die Konversation, die meinerseits schriftlich geführt wurde, während Herr Haslinger, an dessen Organ Beethoven schon gewohnt

war, diesem das, was er sagen wollte, ins Ohr rief. Beethoven sprach vor allem mit großem Enthusiasmus von unserem König, dessen Liebe zu den Künsten und namentlich zur Tonkunst er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und über die ihm zugestandene Erlaubnis (welche ihm durch den verstorbenen Fürsten Hatzfeld bekannt geworden war), dem Monarchen seine letzte Sinfonie widmen zu dürfen, seine große Freude bezeigte. So gedachte er auch mit großer Rührung eines freundlichen Schreibens Ihrer Majestät der jetzt regierenden russischen Kaiserin Alexandra, welche ihn ersucht hatte, ein Wiener Flügelpianoforte für sie auszuwählen, und äußerte sich über die in der königlichen Familie verbreitete Liebe zur Kunst mit großer Begeisterung. Seine eigenen Verhältnisse in Wien berührte er nur wenig und schien geflissentlich der Erinnerung daran auszuweichen. Übrigens war er ausnehmend heiter und brach über jeden Scherz mit der Gutmütigkeit eines Menschen, der kein Arg und zu jedermann Zutrauen hat, in Lachen aus, etwas, was dem allgemeinen Gerücht nach, das Beethoven als sehr finster und scheu schilderte, nicht zu vermuten war. Sehr interessant war es, sein musikalisches Skizzenbuch zu sehen, das er, wie er uns sagte, auf Spaziergängen immer bei sich trug, um, wenn ihm irgendein musikalischer Gedanke einfiel, ihn mit Bleistift sogleich darin anzumerken. Es war voll von einzelnen Takten von Musik, angedeuteten Figuren usw. Mehrere große Bücher der Art lagen auf dem Pulte neben seinem Pianoforte, in die längere Fragmente von Musik mit Tinte eingeschrieben waren. — Leider machte sein schweres Gehör (das auch die Veranlassung zu einer an seinem Flügelpianoforte angebrachten eigentümlichen Vorrichtung war, einer Art von Schallbehälter, unter dem er saß, wenn er spielte, und der dazu dienen sollte, den Schall um ihn her aufzufangen und zu konzentrieren), daß die Unterhaltung mit ihm sehr mühselig wurde, was er indes, bei seiner ungemeinen Lebendigkeit, wenig zu fühlen schien. Papier und Bleistift waren sogleich bei der Hand, als wir eintraten, und in kurzem war ein Bogen vollgeschrieben, seine Fragen zu beantworten und ihn wieder zu befragen.

Unter den vielen Bildern, die man von Beethoven hat, ist meines Erachtens das in seinen jüngern Jahren von Louis Letronne gezeichnete

und von Riedel gestochene das ähnlichste. In seinen Augen lag etwas ungemein Lebendiges und Glänzendes, und die Regsamkeit seines ganzen Wesens hätte wohl seinen Tod nicht als so nahe erwarten lassen sollen.

Von den Prinzen des kaiserlichen Hauses nahm niemand lebendigeren Anteil an seinem Schicksale als sein Beschützer und Gönner, der Erzherzog-Kardinal Rudolph. Sein Eigentum ist gegenwärtig die vollständigste Sammlung der Werke Beethovens in Partitur, welche aus einer großen Reihe Foliobände besteht, worin auf das zierlichste alles eingetragen ist, was man von Beethoven besitzt. Bei vielen Werken ist auch ein Teil des Originalmanuskripts beigefügt, jedes einzeln mit einem künstlich geschriebenen Titel versehen usw. Diese Sammlung war früher im Besitze des um die Musik und deren Beförderung in Wien hochverdienten Herrn Tobias Haslinger (des Nachfolgers des bekannten Musikhändlers Steiner), der selbst Komponist ist, als mehrjähriger Freund Beethovens die Sammlung angelegt hat und sie dem Erzherzog überließ*).

Anton Halm (1789—1872) war zuerst Offizier, dann Komponist und Klavierspieler, und gehörte zu Beethovens Freunden. Seine Frau stammte aus Trier und wurde von Beethoven immer als Landsmännin angeredet. Die folgende Erinnerung knüpft sich an die Einstudierung des B-Dur-Quartetts 1826 und wurde von Thayer nach Halms Erzählung notiert. Sie findet sich im 5. Bande seiner Biographie, Seite 304; gekürzt bei Schindler II,**) 189.

Bei dieser guten Gelegenheit ersuchte mich meine Frau, den Beethoven um eine Haarlocke zu bitten. Allein da Beethoven nicht hörte und mehrere Menschen zugegen waren, nahm ich Anstand, mit Beethoven persönlich darüber durch sein Notizbuch zu unterhandeln. Ich ersuchte daher Karl Holz, den Wunsch meiner Frau Beethoven vorzutragen. In einigen Tagen erhält meine Frau durch einen Dritten eine Locke, die Beethovens Haar sein soll. Während dieser Zwischenzeit ersuchte Beethoven Halm, die Quartettfuge zu vier Händen für das Piano-

*) Diese vermachte sie der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien.

**) Nach Schindler hat Beethoven um den mutwilligen Streich gewußt.

forte zu arrangieren. Mittlerweile hatte Karl Groß, ein geschickter Dilettant auf dem Violoncell, mir mit Achselzucken gesagt: „Wer weiß, ob das Haar echt ist?" und doch hatte ich keinen Verdacht. Nachdem dieses Arrangement fertig war, brachte ich dasselbe zu Beethoven. — Wie ich weggehen wollte, trat er mit einem furchtbaren Ernst mir entgegen mit den Worten: „Sie sind mit der Haarlocke betrogen! Sehen Sie, mit solch furchtbaren Kreaturen bin ich umgeben, daß sie alle Achtung, die sie respektablen Menschen schuldig sind, auf die Seite setzen. Sie haben Haare von einer Geiß." Und so sprechend, gab er mir in einem weißen Bogen Papier eine bedeutende Quantität seiner Haare, welche er sich selbst ganz rückwärts ausschnitt, mit den Worten: „Das sind meine Haare!" Wahrscheinlich hat er die Haare von hinten abgeschnitten, weil es dort noch schwarz war, während vorn alles schon schneeweiß war. — So ging ich im Triumph mit diesem erhaltenen seltenen Geschenk nach Hause. — Nicht so meine Frau. Sie war über Karl Holz und seine Niederträchtigkeit entrüstet, schrieb sogleich einen den Umständen angemessenen Brief. Ein oder zwei Jahre später stand meine Frau bei dem offenen Grabe Beethovens — 29. März 1827 — und sah auf der andern Seite Holz weinend stehen, der sie aus Scham nicht ansehen konnte. Dadurch gerührt, reichte sie ihm übers Grab die Hand zur Versöhnung. —

Gerhard von Breuning, Sohn von Beethovens Jugendfreund Stephan von Breuning (1774—1827), hat in seinem schon früher zitierten Buche „Aus dem Schwarzspanierhause" (1874) sehr wertvolle Erinnerungen an Beethoven veröffentlicht, von denen hier die wesentlichen folgen:

Im August 1825 hatte ich das Glück, bei einem nachmittägigen Spaziergange mit meinen Eltern Beethoven kennen zu lernen. — Wir durchschritten die um die innere Stadt Wien laufende, dessen Glacis durchschneidende Allee und befanden uns eben zwischen dem Kärnthner- und Karolinentor, durch welches mein Vater nach seinem Bureau einzubiegen gedachte, als wir einen einzeln gehenden Mann stramm auf uns zukommen sahen, welcher Begegnung, kaum wir einander ansichtig geworden, ungewöhnlich freudigste Begrüßung von beiden Seiten folgte.

Sein Aussehen war kräftig, die Statur mittelgroß, sein Gang energisch, wie seine lebhaften Bewegungen; der Anzug so wenig elegant als eben bürgerlich, und doch lag ein Etwas in seiner Gesamtheit, das in keine Rangordnung paßte.

Er sprach fast ohne Unterbrechung, nach unserem Befinden, unserer jetzigen Lebensweise, nach den Verwandten am Rhein und vielem anderen sich erkundigend, erzählte — ohne erst viel auf Antwort zu warten, warum ihn mein Vater so lange nicht besucht habe, u. a. m. —: daß er vor längerem in der Kothgasse, kürzlich in der Krugerstraße gewohnt, Sommers über aber jetzt in Baden weile; mit besonders freudiger Hast aber teilte er mit, daß er bald — Ende Septembers — in unsere unmittelbare Nachbarschaft: das Schwarzspanierhaus (wir wohnten in dem rechtwinklig gegenüberstehenden fürstlich Esterhazyschen Roten Hause) ziehen werde, welche Mitteilung gesteigertes Interesse hervorrief; daß er dann recht oft und viel mit uns zu verkehren gedenke; ersuchte gleich meine Mutter, dann seine sehr schlecht bestellte Hauswirtschaft endlich einmal zu ordnen und dann fortan überwachen zu wollen usf. — Mein Vater, wenn auch seltener zu Wort kommend, sprach dann immer auffallend laut und deutlich, dabei lebhaft gestikulierend, und unter herzlichsten Versicherungen, nun bald recht oft mit ihm zusammenkommen zu wollen und zu können, ward für heute Abschied genommen.

Der gegen meine Eltern oft ausgesprochene Wunsch: Beethoven kennen zu lernen, war endlich erfüllt, und mit jugendlichem Ungestüm zählte ich die Tage, die mich in ersehnte nahe Berührung mit dem mir so häufig genannten berühmten Jugendfreunde meines Vaters bringen sollten. — —

Zu wiederholten Malen ist Beethovens Herz zu Liebesflammen aufgelodert, doch mit dem treuen Grundgedanken: „Bis ich dich erlaubt mein nennen darf."

Mein Vater antwortete meiner Mutter, als sie gelegentlich einmal gegen ihn äußerte, daß sie es nicht wohl einsähe, wie Beethoven, da er weder schön noch elegant, ja struppig, eher verwildert aussehe,

Frauen gefallen könne: „Und doch hat er bei Frauen immer Glück gehabt.“ — Es war bei Beethoven stets eine edle, gehobene Empfindung, die sich bei ihm gegenüber den Frauen, sei es in freundschaftlichem oder Liebesverhältnisse gewesen, kundgegeben. — —

Ich besuchte Beethoven einst in seiner Wohnung: Ungargasse zunächst dem Glacis. Er stand eben am Klavier und hielt die Hände auf den Tasten. Als er mich sah, schlug er lachend mit beiden Händen kräftig auf die Tasten und ging vom Klavier weg. — Wahrscheinlich wollte er mir damit anzeigen: Du meinst wohl, ich würde dir etwas vorspielen, aber ich tue es doch nicht. — Ich bat ihn auch nicht. — —

So geordnet übrigens jetzt*) seine Hauswirtschaft sich bald bestellt fand, so unordentlich blieb jedoch fortan seine Zimmereinrichtung, staubig und untereinandergeworfen seine Papiere und Habseligkeiten, unausgebürstet seine Kleider bei allem blendenden Weiß und Reinheit seiner Wäsche und trotz des vielfachen Waschens seines Körpers. Dies überreichliche Waschen mag wohl einstens auch die ursprüngliche Gelegenheitsursache zum Entstehen seiner Gehörkrankheit — etwa durch rheumatische Entzündung — abgegeben haben; mehr als „seine Anlage zu Unterleibsleiden“, wie mehrfältig angenommen wird. Er hatte stets die Gewohnheit gehabt, wenn er längere Zeit am Tische komponierend gesessen und hiervon den Kopf erhitzt fühlte, zum Waschtische zu eilen, Kannen Wassers über den erhitzten Kopf zu stürzen und nach solcherweise bewirkter Abkühlung, nur flüchtig abgetrocknet, wieder zur Arbeit zurückzukehren oder wohl gar noch inzwischen einen Spazierlauf ins Freie zu unternehmen. Wie sehr dies alles in flüchtiger Hast geschah, um hierbei nicht aus seinem Phantasienfluge gerissen zu werden, und wie wenig hierbei an ein erforderliches Abtrocknen seiner durchnäßten Haaresfülle gedacht worden, beweist schon die Tatsache, daß es dabei vorkam, daß das über den Kopf geschüttete Wasser, von ihm unbemerkt, reichlich über den Fußboden sich ergoß, ja denselben auch durchdrang, an der Zimmerdecke der unterhalb wohnenden Partei zum Vorschein kam, und seinerzeit mitunter zu unliebsamen

*) Frau von Breuning hatte Beethovens Wirtschaft geordnet.

Behelligungen von seiten dieser, des Hausmeisters und schließlich des Hauseigentümers, ja selbst zur Wohnungskündigung geführt hatte. — —

Er nahm gern Einladungen zu uns an oder sandte uns gar oft ein Stück Fisch, wenn er solchen sich auf dem Markte hatte kaufen lassen; denn Fische zählten zu seinen Lieblingsgerichten, und, was er liebte, wollte er gern mit seinen Freunden teilen. — —

Beethovens äußere Erscheinung hatte, der ihm ganz eigentümlichen Nonchalance in der Bekleidung wegen, auf der Straße etwas ungewöhnlich Auffälliges an sich. Meist in Gedanken vertieft und diese vor sich her brummend, gestikulierte er, wenn er allein ging, nicht selten mit den Armen dazu. Ging er in Gesellschaft, so sprach er sehr lebhaft und laut, und da der ihn Begleitende dann immer die Antwort in das Konversationsheft schreiben mußte, wurde im Gehen wieder häufig innegehalten, was an sich schon auffällig und durch allenfalls noch mimisch geäußerte Antworten noch auffälliger wurde.
So kam es, daß die meisten der ihm Begegnenden sich nach ihm umwandten, die Straßenjungen auch wohl ihre Glossen über ihn machten und ihm nachriefen. Neffe Karl verschmähte deshalb, mit ihm auszugehen, und hatte ihm auch geradezu einmal gesagt, daß er sich schäme, ihn seines narrenhaften Aufsehens wegen auf der Straße zu begleiten, worüber er sehr gekränkt und verletzt uns gegenüber sich äußerte. Ich dagegen war stolz darauf, mit diesem bedeutenden Manne mich zeigen zu können.
Der damals übliche Filzhut, den er beim Nachhausekommen, wenn auch von Regen triefend, nur nach leichtem Ausschwenken (eine Gewohnheit, die er auch wohl bei uns, unbekümmert um alle Zimmereinrichtung, übte) über die oberste Spitze des Kleiderstockes schlug, hatte infolgedessen in seinem Deckel die Ebene verloren und war davon gewölbt nach oben ausgedehnt. Vor wie nach dem Regen nur selten oder gar nicht gebürstet und dann wieder einmal bestaubt, hatte der Hut ein bleibend verfilztes Aussehen. Dazu trug er denselben nach Tunlichkeit aus dem Gesichte heraus, um die Stirn frei zu haben, während beiderseits die grauen wirren Haare, wie Rellstab bezeichnend sagt: „Nicht

kraus, nicht ſtarr, ſondern ein Gemiſch von allem", nach außen flogen. Durch das Aufſetzen und Tragen des Hutes weit aus dem Geſichte nach hinten bei hochgetragenem Kopfe aber kam die rückwärtige Krempe in Kolliſion mit dem damals ſehr hoch zum Hinterhaupt ragenden Rockkragen, was der Krempe eine nach aufwärts geſtülpte Form gab, den Rockkragen aber durch die beſtändige Berührung mit der Krempe abgeſchabt erſcheinen ließ. Die beiden ungeknöpften Rockflügel, zumal jene des blauen Fracks mit Meſſingknöpfen, ſchlugen ſich nach außen, beſonders beim Gehen gegen den Wind, um die Arme um; ebenſo flogen die beiden langen Zipfel des um den breit umgeſchlagenen Hemdkragen geknüpften weißen Halstuches je nach außen. Die Doppellorgnette, die er ſeiner Kurzſichtigkeit wegen trug, hing loſe herab. Die Schöße des Rockes aber waren ziemlich ſchwer beladen; denn außer dem oftmals hervorhängenden Taſchentuche einerſeits ſtak andererſeits darin ein durchaus nicht dünnes zuſammengefaltetes Quart-Notennotizheft, dann noch ein Oktav-Konverſationsheft nebſt dickem Zimmermannsbleiſtift, dies zum Verkehr mit den zu begegnenden Freunden und Bekannten, und in früherer Zeit, ſolange es noch half, das Hörrohr. Das Gewicht des Notenheftes verlängerte den einen Schoß bedeutend, und außerdem zeigte ſich die Taſche desſelben infolge des häufigen Herausziehens desſelben und des Konverſationsheftes, mit der Hand derſelben Seite, nach außen gekehrt. — Die bekannte Federzeichnung*) gibt einigermaßen die Geſtalt Beethovens wieder, wenn auch der Hut niemals ſeitlich eingedrückt geweſen, wie es dieſelbe — in üblicher Übertreibung — darſtellt. — Die hier ſkizzierte Äußerlichkeit Beethovens hat ſich meinem Gedächtniſſe unauslöſchlich eingeprägt. Gar oft ſah ich ihn ſo von unſern Fenſtern aus gegen zwei Uhr — ſeiner Eſſensſtunde — vom Schottentore her über den Glacisteil, wo jetzt die Votivkirche ſteht, in ſeiner gewohnten vorhängenden (nicht aber gebeugten) Körper- und Kopfhaltung ſeiner Wohnung zuſegeln, oder ich ging wohl ſelbſt mit ihm.

Auf der Straße, wo man nicht immer Zeit genug hatte zu ſchreiben,

*) Jedenfalls die Zeichnungen von Böhm, da die von Lyſer erſt nach Beethovens Tod entſtanden ſein werden.

war die Konversation mit ihm am beschwerlichsten, und, wie er überhaupt vollkommen taub war, dafür gab mir folgendes schlagenden Beweis, wenn es eines solchen noch bedurft hätte: Er wurde einstens bei uns zu Tisch erwartet, es ging schon nahe auf 2 Uhr (unsre Eßstunde). Meine Eltern, in bestätigtem Argwohne, er dürfte, im Komponieren vertieft, der Zeit nicht gedenken, sandten mich zu ihm hinüber, ihn abzuholen. Ich traf ihn am Arbeitstische, das Gesicht der offenen Tür zum Klavierzimmer hingewandt, an einem der letzten (Galitzinschen) Quartette schreibend. Er hieß mich, kurz aufblickend, etwas warten, bis er den eben festgehaltenen Gedanken zu Papier gebracht haben werde. Kurze Zeit verhielt ich mich ruhig, dann rückte ich dem zunächststehenden Grafschen Klavier (mit dem aufgesetzten Schallfänger) nahe und fing, von Beethovens Taubheit für Töne nicht überzeugt, an, leise auf den Tasten zu klimpern. Ich blickte dabei öfter nach ihm, prüfend, ob er sich dadurch behindert fühlen möchte. Als ich aber sah, daß er es gar nicht wahrnehme, spielte ich stärker und absichtlich ganz laut —; ich hatte keinen Zweifel mehr. Er hörte es gar nicht, schrieb unbekümmert weiter, bis er, endlich fertig, mich zum Fortgehen aufforderte. Auf der Straße fragte er mich etwas: ich schrie ihm die Antwort knapp ins Ohr; doch mehr meine Zeichen verstand er. Nur bei Tische stieß einmal eine meiner Schwestern einen gellenden hohen Schrei aus und diesen doch noch vernommen zu haben, machte ihn so glücklich, daß er hell und freudig auflachte, wobei seine blendend weißen vollen Zahnreihen weitaus sichtbar wurden. — —

Charakteristisch war auch die Lebhaftigkeit, mit der er ihn interessierende Gegenstände besprach, wobei es auch vorkam, daß er, mit meinem Vater im Zimmer auf und ab gehend, während solches Gespräches statt zum Fenster hinaus in den Spiegel spuckte, ohne es zu beachten. — —

Als Beethoven hörte, daß Gerhard Klavierunterricht erhielt, sagte er: „Nun, so spiele mir mal etwas vor!" Ich tat es, wobei er — nichts hörend — sehr aufmerksam auf meine Hände sah und, meine Handhaltung bekrittelnd, mir sofort einen Lauf vorspielte. Es war auf dem-

selben Flügel Brodmanns, auf dem er in längst verflossenen Zeiten mit Julien oft gespielt und — damals hörend — fantasiert hatte. — „Welche Klavierschule hat Gerhard denn?" — „Die Pleyelsche." — „Ich werde ihm die Clementische verschaffen; diese ist am Ende noch die beste. Danach soll er sich halten, und danach werde ich schon das Weitere anraten." — Sie war auf dem Wiener Platze nicht vorrätig; folglich nicht gleich zu bekommen. Er mußte sie verschreiben lassen. — —

Bei Gelegenheit, als Beethoven den obenerwähnten Fingerlauf auf dem Klavier mir vorgezeigt, wünschten meine Mutter und ich sehr, daß er uns etwas vorspielen oder vielmehr fantasieren möchte. Meine Mutter und ich hatten ihn nie spielen gehört. Wir gingen deshalb Vater an; doch diesen dauerte es zu sehr, daß Beethoven, gleichsam wie ein Automat, ohne das, was er täte, selbst hören zu können, spielen sollte, und konnte es nicht über sich gewinnen, ihm diese Erinnerung an sein Gehörunvermögen so fühlbar zu machen. So blieb dieser Klavierlauf das einzige, was ich je von ihm gehört. Er hielt hierbei die Finger sehr gekrümmt, so daß sie von der Hand ganz verdeckt waren; kurz, er schien die sogenannte ältere gegen die jetzige mit mehr verflachten Fingern geübte Handhabung eigen zu haben. — —

Am 24. September 1826, als meinem Namenstage, war Beethoven abermals unser Tischgenosse. Während des Essens erzählte er uns, daß ihn der Wiener Magistrat zum Bürger von Wien ernannt, man ihm dabei bemerkt habe, daß er kein wirklicher, sondern ein Ehrenbürger geworden sei, worauf er entgegnet hatte: „Ich habe nicht gewußt, daß es auch Schandbürger in Wien gibt."
Nachmittags gingen wir insgesamt nach Schönbrunn zu Fuße. Meine Mutter hatte einen Besuch in Meidling (angrenzend an Schönbrunn) zu machen. Ich begleitete sie. Mein Vater, Beethoven und mein Lehrer erwarteten uns im Parterre des Schönbrunner Gartens auf einer der Bänke. Als wir hierauf im Garten spazieren gingen, sagte Beethoven, auf die nach französischem Geschmacke wandartig geschnittenen Alleen weisend: „Lauter Kunst, zugestutzt wie die alten

Reifröcke. Mir geschieht nur dann wohl, wenn ich in der freien Natur bin." — Es ging ein Infanteriesoldat an uns vorüber. Gleich war er mit der sarkastischen Bemerkung fertig: „Ein Sklave, der um tägliche fünf Kreuzer seine Freiheit verkauft hat."

Als wir nach Hause gingen, schoben mehrere Jungen in der Mitte der rechtseitigen Allee vor der Schönbrunner Brücke Kegel mit einer kleinen Kugel, und diese traf Beethoven zufällig an den Fuß. Wähnend, es sei dies aus mutwilliger Absicht geschehen, ihn zu necken, wandte er sich unmittelbar heftig gegen sie, ausrufend: „Wer hat euch erlaubt, hier zu spielen? Müßt ihr gerade hier euer Unwesen treiben?! —" und wollte auf sie losstürzen, sie wegzutreiben. Mein Vater, die Roheit der Gassenjungen fürchtend, beruhigte ihn aber bald wieder, und überdies hatte ihm das Streifen der Kugel nur flüchtigen Schmerz verursacht.

Es war schon dunkel, als wir beim Rückwege über die „Schmelz" den Weg verfehlten und gezwungen waren, quer über die geackerten Felder zu gehen. Beethoven brummte Melodien vor sich her, indem er von einer Scholle zur anderen ziemlich unbehilflich wankte und bei seiner Kurzsichtigkeit zeitweilig Geleitung gern annahm. — —

Als der Neffe Karl vor der Prüfung in der Technik stand und außerdem von Schulden bedrückt war, sich weder in seinem Wissen noch in seiner Tasche vorbereitet wußte, dazu seines Oheims Vorwürfe fürchtete, die ihn „schon längst ermüdet hatten und die er abgeschmackt fand" — faßte er den Entschluß, sich zu töten. Er kaufte zwei Pistolen, fuhr nach Baden, bestieg den Turm der Ruine Rauhenstein und, auf dessen Höhe beide Pistolen an beide Schläfen anlegend und losdrückend, verletzte er sich — nur oberflächlich die Knochenhaut, doch so, daß er nach Wien in das Allgemeine Krankenhaus zu überführen war.

Erschütternd traf Beethoven die Kunde. Der Schmerz, den er über dies Ereignis empfand, war unbeschreiblich; er war niedergeschlagen wie ein Vater, der seinen vielgeliebten Sohn verloren. Ganz verstört begegnete ihm meine Mutter auf dem Glacis. „Wissen Sie, was mir geschehen ist? Mein Karl hat sich erschossen!" — „Und — ist er tot?"

— „Nein, er hat sich nur gestreift, er lebt noch, es ist Hoffnung vorhanden, ihn retten zu können; — aber die Schande, die er mir angetan; ich habe ihn doch so sehr geliebt!" — —

[Der Chirurg Ignaz Seng erzählte Gerhard von Breuning über den Selbstmordversuch des Neffen:

Ich war Sekundarius im Wiener Allgemeinen Krankenhaus auf der chirurgischen Abteilung des Primarius Gaßner. Im Spätsommer 1826 kam eines Tages, als ich eben Inspektion hatte, ein Mann im grauen Rocke zu mir, den ich im ersten Augenblick für einen schlichten Bürger hielt. Er fragte trocken: „Sind Sie der Herr Sekundarius Seng? Man hat mich in der Aufnahmekanzlei an Sie gewiesen. Liegt bei Ihnen mein Neffe, der liederliche Mensch, der Lump, usw.?" Nach Erkundigung um den Namen des Gesuchten bejahte ich die Frage und erwiderte, daß er in einem Zimmer des Drei-Gulden-Zahlstockes liege, an einer Schußwunde verbunden sei, und ob er ihn sehen wolle. Worauf er sagte: „Ich bin Beethoven." Und während ich ihn nun zu jenem führte, sprach er weiter: „Ich wollte ihn eigentlich nicht besuchen, denn er verdient es nicht, er hat mir zu viel Verdruß gemacht, aber . . ." und da fuhr er fort, über die Katastrophe zu sprechen und über des Neffen Lebenswandel und wie er ihn allzusehr verwöhnt habe usw. Ich aber war ganz erstaunt, unter diesem Äußeren den großen Beethoven vor mir zu haben, ihm versprechend, aufs beste für seinen Neffen sorgen zu wollen. — —]

Ich muß hier vorausschicken, daß, nachdem mein sehnlicher Wunsch, mit Beethoven in so nahe tägliche Verbindung gekommen zu sein, nunmehr in vollem Maße in Erfüllung gegangen war, ich den weiteren Wunsch hegte, gleich meinem Vater zu ihm du sagen zu können. Hatte ich mich doch längst mit ganzer Seele an ihn gehangen und nicht geringen Stolz darein gesetzt, von ihm geliebt zu sein, also auch noch zu den wenigen Auserwählten in dieser Beziehung gehören zu sollen. Ich fragte meinen Vater, in welcher Weise ich dazu eine Einleitung treffen könnte: ob er die Vermittlung dafür übernehmen wolle. Mein

Vater erwiderte mir kurzweg: „Wenn dir dies Vergnügen macht, so bedarf es aller dieser Umschweife nicht; rede ihn ohne weiteres so an, er wird es dir keinesfalls übelnehmen, eher darüber sich freuen, und es wird ihm überhaupt gar nicht einmal auffallen.“ Auf diese Zusage bauend, da ich ja wußte, wie sehr mein Vater Beethovens Denkart kannte, wagte ich mich denn gleich bei meinem nächsten Besuche, wo ich mit Beethoven allein war — es war dies in der ersten Zeit seines Krankseins —, mit zwar pochendem Herzen, aber doch kecken Mutes daran, es zu versuchen, und das erste, das ich ihm im Gespräche schrieb, ward in dieser Ansprache gehalten. Gespannt beobachtete ich seine Gesichtszüge, als ich ihm die Schiefertafel vorhielt. — Es kam, wie mein Vater zuletzt gesagt; Beethoven gewahrte es durchaus nicht, und fortan blieb es nun dabei. — —

Während seiner Krankheit (gegen Mitte Februar 1827) kamen eines Vormittags Händels sämtliche Werke — in schöner Quartausgabe, gebunden — an ihn als Geschenk, von dem Harfenvirtuosen Stumpff gesendet. Diese zu besitzen, war sein langgehegter Wunsch gewesen, und eben diesem einst verlauteten Wunsche zu entsprechen, war das Geschenk gemacht worden. Als ich mittags, wie alltäglich um 12 Uhr, zu ihm ins Zimmer trat, wies er mir mit Vergnügen strahlenden Augen alsogleich die auf dem Klavier aufgehäuften Werke: „Sieh, dieses habe ich heute geschenkt erhalten; man hat mir mit diesen Werken eine große Freude gemacht. Schon lange habe ich sie mir gewünscht; denn Händel ist der größte, der tüchtigste Komponiteur; von dem kann ich noch lernen. Bring' mir die Bücher mal her.“ Dies und anderes darauf Bezügliches sprach er fort und fort in freudiger Erregung. Und nun begann ich, ihm eins nach dem anderen hinüber in sein Bett zu reichen. Er blätterte in einem Bande nach dem anderen, wie ich sie ihm gab, verharrte mitunter bei einzelnen Stellen und legte einen Band nach dem anderen sofort zu seiner Rechten auf sein Bett gegen die Wand hin, bis endlich alle dort aufgetürmt standen und mehrere Stunden so verblieben, denn noch nachmittags fand ich sie daselbst. Und wieder begann er über die Größe Händels sich in lebhaften Lobes-

erhebungen zu ergehen, ihn als den klassischesten und gründlichsten aller Tondichter zu bezeichnen. — —

Einstmals, wie öfter, wenn ich kam, fand ich ihn schlafend. Ich setzte mich dann an sein Bett, mich ruhig verhaltend, um ihn aus dem — erhoffend ihn kräftigenden — Schlafe nicht zu wecken, und blätterte und las unterdessen in den auf dem Bettischchen noch zum Gebrauche liegenden Konversationsheften, um zu wissen, wer inzwischen hier gewesen und was besprochen worden sei. Da fand ich unter anderem die Stelle: „Ihr gestern von Schuppanzigh aufgeführtes Quartett hat nicht angesprochen." — Als er nach kurzer Zeit erwachte, hielt ich ihm diese Stelle vor die Augen, ihn fragend, was er dazu sage: „Wird ihnen schon einmal gefallen", war die lakonische Antwort, die er mir gab, und noch fügte er hinzu im Bewußtsein und unter bündigen Äußerungen etwa, daß er schreibe, wie er es für gut halte und sich durch das Urteil der Gegenwart nicht beirren lasse: „Ich weiß, ich bin ein Künstler!" — —

Ich nahm Gelegenheit, ihn zu fragen, warum er keine zweite Oper geschrieben. Er erwiderte mir: „Ich wollte eine andere Oper noch schreiben, aber ich habe kein passendes Textbuch dazu gefunden. Ich brauche einen Text, der mich anregt; es muß etwas Sittliches, Erhebendes sein. Texte, wie Mozart komponieren konnte, wäre ich nie imstande gewesen, in Musik zu setzen. Ich konnte mich für liederliche Texte niemals in Stimmung versetzen. Ich habe viele Textbücher erhalten, aber wie gesagt, keines, wie ich es gewünscht hätte." Und weiteres sagte er mir: „Ich habe noch Vieles schreiben wollen. Jetzt die zehnte Sinfonie, auch ein Requiem wollte ich komponieren, und die Musik zu Faust; ja, auch eine Klavierschule. Diese hätte ich aber ganz anders gemacht, als die anderen sie verfaßt haben. Nun, dazu komme ich nicht mehr, und überhaupt, solange ich krank bin, arbeite ich nichts mehr, wie sehr auch Diabelli und Haslinger drängen mögen; denn dazu muß ich aufgelegt sein. Ich habe oft lange Zeit nichts komponieren können; dann kommt es auf einmal wieder." — —

Ein andermal wieder hatte ich ein Skizzenbuch auf einem Möbel im

Zimmer liegend gefunden. Ich hielt ihm dasselbe vor, ihn fragend, ob er denn wirklich nötig habe, seine Inspirationen sich zu notieren. Er aber entgegnete mir: „Ich trage solch ein Heft immer bei mir, und kommt mir ein Gedanke, so notiere ich ihn gleich. Ich stehe selbst des Nachts auf, wenn mir etwas einfällt, da ich den Gedanken sonst vergessen möchte." — —

Beethoven hatte eine Lithographie von Haydns Geburtshaus zum Geschenk erhalten und Breuning ließ sie ihm einrahmen. Des kleinen Gerhard Klavierlehrer Heller hatte darunter geschrieben: „Jos. Hayden's Geburtshaus in Rohrau". Der kleine Gerhard machte Beethoven naseweis auf den Fehler in Haydns Namen aufmerksam.

So vergnügt Beethoven vorerst das übrigens so hübsch ausgestattete Bild betrachtet hatte, so mißmutig wurde er urplötzlich. Sein Gesicht überzog sich mit Zornesröte, und heftig fragte er mich: „Wer hat denn das geschrieben?" — „Mein Klavierlehrer." — „Wie heißt der Esel? — Ein solcher Ignorant will Klavierlehrer, will Musiker sein und weiß nicht einmal den Namen eines Meisters wie Haydn richtig zu schreiben. Das soll er nur gleich ausbessern; denn das ist eine Schande" usw. — Die Folge war, daß ich das Bild wieder nach Hause nehmen und den Fehler tilgen lassen mußte von meinem Vater, aber auch eine Rüge über meine überflüssige Bemerkung erhielt. Als ich das Bild nach ein paar Tagen wiedergebracht, brummte Beethoven nochmals über den gemachten Fehler und ließ die von mir auf mehrfache Art versuchte Entschuldigung meines Lehrers nicht weiter gelten, als mit der Entgegnung: „Er mag als Meister wohl genügen, aber er ist denn doch ein oberflächlicher Mensch, der wie die meisten eben nichts mehr gelernt hat und zu lernen sich bestrebt, als was ihm notdürftig erforderlich ist." — —

Schindler äußerte sich bei meinem Besuche in Bockenheim dahin, daß Beethoven es*) ausgerufen habe, als gelegentlich die Ärzte nach längerer Beratschlagung einmal eben weggegangen waren, und mein Gedächt-

*) Das vielerörtete „Plaudite, amici". (Vergl. die Erinnerung Anselm Hüttenbrenners.)

nis bestätigt mit Entschiedenheit diese Erinnerung. Ich weiß mich auf das bestimmteste zu entsinnen, daß mein Vater, Schindler und ich anwesend waren, als er die Worte ausgesprochen, und daß er diese Worte in seiner beliebten sarkastisch-humoristischen Weise mit der Absicht zitierte, um damit zu verstehen zu geben: Es hilft alles nichts, — es ist aus mit dem ärztlichen Latein oder wird aus mit dem Leben. —

Marie von Breuning, die Schwester Gerhards von Breuning, hat Thayer Erinnerungen erzählt, die die Erinnerungen des Bruders in dem Buche „Aus dem Schwarzspanierhause" bestätigen. Sie finden sich im fünften Bande von Thayers Biographie, Seite 255.

Meine Mutter ging einstmals in das Kaiserbad an der Donau. Sie begegnete unterwegs Beethoven; er begleitete sie den ziemlich langen Weg vom Roten Haus aus, woselbst sie wohnte. Sie verblieb denn doch ungefähr eine Stunde aus, da es ein warmes Bad war; wie war sie erstaunt, Beethoven auf sie wartend zu finden, welcher sie dann auch wieder bis nach Hause begleitete. Sie äußerte oft, er sei immer sehr galant gegen Frauen gewesen und habe ihr selbst auch eine Zeitlang den Hof gemacht. —

Sie erzählte auch, daß seine lebhaften Gestikulationen, seine laute Stimme und sein unbekümmertes Wesen um die anderen, die Leute auf der Straße stutzig machte und sie sich oft schämte, weil die Menschen stehenblieben und ihn für verrückt hielten. Besonders laut und auffallend hell pflegte er zu lachen.

Meine Mutter bedauerte es oft und wiederholt, ihn nie spielen gehört zu haben — doch mein Vater in seinem unbegrenzten Zartgefühl sagte immer, wenn sie es wünschte: „Er tut es nicht gern, und ich mag ihn nicht darum bitten, weil es ihm wehe tun könnte, sich nicht selbst zu hören".

Beethoven hat meine Mutter wiederholt zum Kaffee, d. h. auf wienerisch zur Jause gebeten; doch meine Mutter lehnte es immer ab, da ihr die Wirtschaft nicht allzu appetitlich schien.

Meine Mutter äußerte oft gegen meinen Vater, wie das Spucken im

Zimmer, die vernachlässigte Kleidung und das extravagante Wesen Beethovens denn doch nichts Anziehendes habe. — Mein Vater entgegnete ihr immer: „Und dennoch hat er gerade bei Frauen sehr viel Glück.“ —

Beethoven sprach sich oft gegen meine Mutter darüber aus, daß er sich sehr nach häuslichem Glück sehne und es sehr bedaure, nie geheiratet zu haben!

Der Weinbauer Michael Klippel, der 1907 als Achtundachtzigjähriger in Nußdorf bei Wien starb, hatte, wie im „Neuen Wiener Tageblatt“ (Mai 1907) berichtet wurde, folgende Erinnerung an Beethoven, die wir der „Neuen Musikzeitung“ 1907, Nr. 16, entnehmen.

Er erzählte, wie er als Kind oft Beethoven gesehen habe, meistens in Heiligenstadt, aber auch in Nußdorf, wo er am Sporn, an derselben Stelle, wo heute die Schleuse steht, gefischt habe. In Heiligenstadt hat er Beethoven wiederholt an derselben Stelle auf einer Bank sitzen sehen, wo heute das Beethoven-Denkmal steht; er hielt meistens ein Heft oder sonst ein Papier in der Hand und schrieb etwas hinein, so daß die meisten Leute, die an ihm vorübergingen, ihn für einen „G'studierten“ oder Schriftsteller hielten. Am Sporn saß Beethoven oft stundenlang beim Fischen und rührte sich nicht; wenn er keinen Fisch gefangen hatte, war er ein wenig unwirsch. Klippel erinnerte sich nicht, daß man Beethoven in Nußdorf oder Heiligenstadt — wie vor einigen Jahren in einem Blatte zu lesen war — den „narrischen Musikanten“ genannt hätte. Er weiß nur, daß die Leute ihn mit Ehrfurcht und Scheu behandelten, da sie ihn für einen großen Dichter hielten. Über den Plan, der eine Zeitlang bestand, das Beethoven-Denkmal in den Kuglerpark zu versetzen, war der alte Weinbauer nicht wenig erstaunt. „Warum denn?“ fragte er. „Das war ja sein Lieblingsplatzl. I seh' ihn noch vor mir, wie er dort sitzt. Das ist jetzt weit über achtzig Jahr, i war ein Schulbub! An die alten Sachen, die vor vielen, vielen Jahren g'scheh'n sind, erinner' i mi, als ob's gestern g'west wär'. Aber die neueren Sachen vergiß i glei.“

Auf dieselbe Person geht zweifellos folgende Mitteilung zurück, wenn auch der Name entstellt ist. Die Londoner „Tribune" brachte am 25. Mai 1907 eine Beethoven-Erinnerung des alten Weinbauers Kerppel:

Neulich starb in Wien in seinem 88. Lebensjahre ein alter Mann, der sich noch sehr gut an Beethoven erinnerte. Es war ein Weinbauer, namens Kerppel, dessen Gedächtnis außerordentlich frisch war; er wurde oft nach seiner Erinnerung an den großen Komponisten gefragt. „War Beethoven unordentlich in seiner Erscheinung?" fragte man ihn. „Beethoven war nicht elegant, aber sauber gekleidet. Er trug einen grauen Seidenhut." Kerppel hatte ihn oft in Nußdorf gesehen, wenn er seinem Vater das Mittagessen in den Weinberg bringen mußte. „Beethoven dankte uns immer freundlich, wenn wir ihn grüßten. Er war von mittlerer Größe, aber kräftig gebaut. Er hatte gewöhnlich ein kleines Buch bei sich, in das er mit einem Bleistift schrieb."

Als der Herausgeber dieser Erinnerungen im Jahre 1903 in Heiligenstadt (bei Wien) Beethovens Spuren nachging und dort einen urkundlich beglaubigten Sessel Beethovens entdeckte und erwarb, verdankte er dies z. T. einer alten Frau Maria Schneider, die Beethoven noch gekannt hatte.

Sie erinnerte sich noch lebhaft des alten sonderbaren Herrn, der täglich nach dem Nußbach ging, den Hut in dem Nacken und die Hände auf dem Rücken. Als Kind von etwa 7 Jahren habe sie sich mit ihren kleinen Freundinnen oft den Scherz erlaubt, im Reigen vor ihm, der mit düsterm Gesicht daherkam, einherzutanzen, bis er sie drohend verscheuchte. Sich sehr erschrocken stellend, stoben die Mädchen auseinander, um nach wenigen Schritten das Spiel von neuem zu beginnen. Sie wußte noch die beiden Wohnungen Beethovens in Heiligenstadt und zeigte eine Reproduktion nach einem Porträt des alten Beethoven [augenscheinlich nach dem Waldmüller'schen], das sie von einer Besucherin erhalten hatte. So habe er ausgesehen, meinte sie. — Nun ruht auch diese letzte Zeitgenossin Beethovens schon seit acht Jahren unter dem Rasen.

Hermann Rollett (1819—1904), der bekannte österreichische Dichter und Kunstschriftsteller, erzählt in seinem Buche „Begegnungen" (1903) S. 18, wie er Beethoven einst sah, was frühestens 1826 gewesen sein kann.

Ich sah Beethoven wiederholt auf der Gasse, meist mit etwas gerötetem Angesicht, welches auffallend in die Breite ging. Immer war er — wie ich mich erinnere —, und zwar gewöhnlich ein schneeweißes Halstuch tragend, mit einer gewissen Sauberkeit gekleidet, wenn auch sein ergrauendes Haar ein wenig wirr herumhing.
Einmal sah ich ihn, als ich in die Schule ging und bei einem plötzlich gekommenen Gewitterregen Unterstand suchen mußte, ebenfalls unter dem Tore der „Annamühle" stehen. Der gegenüberwohnende, als gediegener Violinspieler bekannt gewesene Bäckermeister Franz Höffer, ein großer Verehrer Beethovens, eilte mit einem Regenschirm herbei, ihm denselben ehrfurchtsvoll anbietend. Beethoven aber schlug den Schirm — beinahe mürrisch — entschieden aus und wartete noch eine Weile, bis der Regen nachgelassen hatte. Ich konnte ihn mir da erst recht genau und lang anschauen, so daß seine Erscheinung noch jetzt ganz lebendig vor meinem Auge steht. Danach kann ich sagen, daß die bekannte, von Anton Dietrich nach der Gesichtsmaske angefertigte Büste Beethovens ziemlich das beste Bild von ihm gibt, welches auch die treffliche, von Prof. Karl Radnitzky 1870 ausgeführte Denkmünze nahezu erreicht, wogegen das sonst vortreffliche, wahrhaft künstlerisch gearbeitete Wiener Denkmal des größten Musikers von Zumbusch nur beiläufig den allgemeinen Typus, ohne genaue Individualisierung wiedergibt, was — nebenbei gesagt — leider auch von dem, sonst gleichfalls echt künstlerisch ausgeführten Wiener Denkmal Franz Schuberts gilt, den ich ebenfalls einmal als Kind gesehen habe.

Folgendes veröffentlichte Rollett zuerst Dezember 1870 im „Badener Boten", dann 1872 in Landaus „Erstem poetischem Beethoven-Album" (S. 283 ff.), woher unser Abdruck stammt. Zu vergleichen ist noch die Erinnerung Schindlers an die lustige Wohnungssuche in Baden (Band II, S. 22).

Eine Geschichte erfuhr ich nebst sonstigen kleinen charakteristischen Zügen durch unsern auch als Dilettant auf der Violine geschätzten Mitbürger, Herrn Johann Daninger, dessen Gattin, als die Tochter des Hauses,

in welchem das Ganze vorging, sich noch lebhaft des berühmten Tondichters und Sonderlings erinnert. Es war das im Hause des Magistratsrats und Kupferschmiedemeisters Herrn Johann Bayer in der Rathausgasse Nr. 94, jetzt Nr. 99.

Beethovens erstes Erscheinen dort (1821), erzählte mir Herr Daninger, — zeugt schon von dessen immenser Zerstreutheit. Er kam nämlich ohne Kopfbedeckung zur Hausfrau, um die Wohnung zu mieten, und war eben im Begriff, das Drangeld zu geben, als ein Polizeidiener mit einem Kellner des nahen Wirtshauses erschien, welcher sagte, daß der Unbekannte seine Zeche nicht bezahlt und mit Hinterlassung seines Hutes fortgegangen sei. Er wurde nun auf das nahe Rathaus geführt, bei Nennung seines Namens aber sogleich vom Bürgermeister nach Ausgleich des Mißverständnisses entlassen. Beethoven ging geradenwegs zu seiner aufgenommenen Wohnung, und als die Hausfrau, die schon geäußert hatte: „Da hätten wir einen Sauberen bekommen!" — ihn um das Drangeld ersuchte, behauptete er, ihr einen Zehnguldenschein bereits gegeben zu haben, bis er sich nach Öffnung der Brieftasche überzeugte, daß er selber noch darin lag. Seine Köchin „Mariandel" hatte wegen seiner Vergeßlichkeit oft ihre liebe Not. So waren z. B. drei indianische Hühner gekauft worden, von welchem alle Sonntage einer verspeist wurde. Am vierten Sonntag schaffte Beethoven der Köchin an, den dritten „Indian" zu braten; und nur nach Bestätigung seiner Hausfrau fand es Beethoven glaublich, daß er bereits alle drei verzehrt habe. — Im selben Hause ereignete es sich auch, daß eine Frau, welche im gleichen Stockwerk wohnte, auf den Abort gehen wollte, denselben aber verschlossen fand. Sie wartete eine Viertelstunde, und da die Tür noch nicht zu öffnen war, fragte sie die Hausfrau, ob das Schloß fehlerhaft sei. Es wurde nun stark angeklopft, und es folgte die Antwort: „Nu, nu! Ich komme schon!" — Beethoven trat heraus, und an der Tür fand man mit Bleistift gezogene Linien, mit Noten angefüllt! — Daß Beethovens oft hervortretende Schroffheit nur äußerlich war, bestätigt die Erzählung der Frau Daninger, daß sie als Kind von einigen Jahren dem oft mit der „türkischen Musik" des Klaviers spielenden Beethoven manchmal, vor seiner Tür stehend, zu-

gehört. Einmal war er rasch aufgestanden und, hastig die Tür aufmachend, warf er die Kleine nieder. Besorgt hob er sie auf, zog sie liebevoll an sich heran und beruhigte sie mit den herzlichsten Worten. — —

Der als Violinspieler geschätzte, unserem Baden angehörige Bäckermeister Herr Franz Höffer erzählte mir, daß er mit dem bekanntlich musikliebenden und auch selbst musikalisch gewesenen Bürgermeister Trost jedesmal, wenn Beethoven hier in Baden die Wohnung bei Bayer verlassen hatte, die letztere besucht und dort immer auf dem Fußboden und überall mit Noten beschriebenen Zettel und alte Schreibfedern gefunden habe. Leider sei ihm mit der Zeit alles — was er, gleich Trost — damals mitgenommen, abhanden gekommen. Auch von Beethoven eigenhändig geschnitzte Stöcke hätten sich meist gefunden, die derselbe oft von seinen Waldgängen mitgebracht.
Der jetzige Direktor des Badener Theaters, Herr Klerr, versichert, daß er einen Taktierstock besitze, welchen Beethoven einmal in seiner hier in der Grabengasse gehabten Wohnung zurückgelassen. Aus den Fremdenlisten war ich diese Wohnung nachzuweisen nicht imstande.
Von mehreren Seiten wurde mir übereinstimmend erzählt, daß Beethoven einmal außerhalb Badens, gegen Vöslau zu, in Gedanken versunken und Notizen machend gegangen und endlich in — Wiener-Neustadt angekommen sei. Er habe — bestaubt und struppig — so arg ausgesehen und sich so sonderbar benommen, daß er auf die Wachtstube geführt wurde, wo jedoch aus ihm nichts herauszubringen war, als daß er ein Glas Wasser wolle. Ein dortiger Magistratsbeamter — ein Beethoven-Verehrer — kam endlich dazu, erkannte und befreite ihn.

In Jahns Nachlaß in Berlin finden sich noch die Originalaufzeichnungen, die dieser Forscher im Herbst 1852 beim Besuch der Freunde Beethovens niederschrieb. Sie sind hier vollständig und getreu in ihrer Kürze wiedergegeben. Wiederholt finden wir hier die Erinnerungen anderer kurz bestätigt.
Louis Koch in Frankfurt besitzt einen Brief von Aloys Fuchs, dem fleißigen Sammler von Beethoveniana, an Schindler, den er (am 24. Januar 1853) von der erfolgreichen Forschungsreise Jahns nach Wien unterrichtet. Darin heißt es über den verdienstvollen Gelehrten, dem wir so viel verdanken:

— — — Wenn Sie dermal von Prof. Jahn aus Leipzig eine Antwort erhalten, so sind Sie abermal im Irrtum. Derselbe ist am 10. November erst von hier abgereist nach Salzburg, wo er 8—10 Tage verbleibt —, dann geht er erst nach München — Berlin — und erst dann trifft er in Leipzig ein — welches vor dem Frühjahr nicht der Fall sein wird.

Dieser Mann hat hier in Wien außerordentliches Glück gehabt — und eine Menge Materialien — Notizen über Beethoven — Mozart und J. Haydn zusammengebracht. Zu seinem Glück war er zuerst an mich empfohlen, obwohl wir schon früher bekannt waren.

Ich habe ihm alle meine gesammelten Notizen und Materialien zur freien Disposition gestellt — er war an Artaria empfohlen durch Breitkopf — wo er ungeheuere Entdeckungen über Beethovensche Werke machte.

Ein Schreiben Lisths [d. h. Liszt!] an den Fürsten Esterhazy, wodurch Professor Jahn empfohlen wurde — bestimmte den Fürsten, ihn mit seiner Equipage nach Eisenstadt führen zu lassen, um dort im fürstlichen Schlosse abzusteigen, wo er 8 Tage verpflegt und wieder nach Wien zurückgeführt wurde. Das fürstliche Musik-Archiv stand ihm ganz zu Gebote — wo er von Jos. Haydn tüchtige Ausbeute machte. Die Herren Holz, Fischhoff, Karl Czerny, die übrigen Kunsthandlungen und Herr Streicher unterstützten ihn in seinen Forschungen; und so ging er — die Wiener segnend — mit Schätzen beladen von hier. Ich erwarte mir manches Neue und manches Falsche berichtigt aus seiner Feder zu vernehmen. Er ist ganz der Mann dafür. Vederemo!

Die Mitteilungen von Karl Holz, der gewöhnlich als der Mephisto Beethovens gilt und von Schindler sehr angefeindet wurde, sind mit Vorsicht zu bewerten. Die Bemerkung, daß Beethoven Freimaurer gewesen sei, ist ganz einzigartig; hier liegt wohl eine Verwechslung mit Mozart vor. Auch ist die Mitteilung über Beethovens Trunksucht unbegründet. Jahn fragte Holz im Oktober 1852 aus.

Beethoven fragte einige ausgezeichnete Künstler, ob gewisse Sachen möglich wären; ob schwierig, kam nicht in Frage; so Friedlowky für Klarinette, Czerwenka für Hoboe, Hardetzky und Herbst für Horn. Beschwerten sich dann andere über Unmöglichkeiten, so hieß es: „Ei was, die können es, und ihr müßt es lernen." — —

Die D-Dur Messe entstand aus eifrigem Studium der Bachschen H-Moll Messe. Bei der Probe des Kyrie war Beethoven ganz aufgelöst in Andacht und Rührung.
[Schindlers handschriftliche Bemerkung hierzu: Beethoven kannte die H-Moll Messe nicht!!!] — —
Vom Sextett und ähnlichen Werken sagte er, es sei natürliche Empfindung darin, aber wenig Kunst. — —
Wenn er in Partitur schrieb aus seinen Skizzen, stand er morgens früh auf und ließ sich nicht stören. Während des Schreibens stieß er fortwährend ein unartikuliertes Heulen aus und stampfte mit den Füßen, mitunter stand er auf, sah aus dem Fenster und setzte sich dann wieder, zu schreiben. — —
Als ihm ein Verbesserungsversuch zum Trio des E-Moll-Quartetts gebracht wurde, weil es nicht stimme, sagte er: „Weil sie es nicht im Generalbaß finden, so meinen sie, es stimme nicht" — sah sein Manuskript nach und sagte, es sei richtig und stimme. Auf den Einwurf, er habe es wohl nicht mehr gehört, sagte er: „Ach was, hören — ich sehe es ja." — (Ein Skizzenbuch bei Holz enthält Skizzen zu op. 18, [Rondo] op. 15, 22, 23, 17.) — —

Beethoven war überaus rigoros gegen seinen Neffen und gestattete ihm nicht die geringste Extravaganz. Seine Mutter war liederlich. In dieser unglücklichen Lage machte er im Sommer 1826 einen vergeblichen Versuch, sich zu erschießen bei Rauhenstein. Beethoven war ganz niedergeschlagen, aber voll Liebe, besuchte ihn, bat ihm mit Tränen ab, wenn er zu hart gewesen sei. Er versäumte darüber seinen Sommeraufenthalt, bis ihn spät sein Bruder Johann beredete, mit auf sein Gut Gneixendorf zu gehen. Dort schrieb er den letzten Satz zum Quartett op. 130, an dessen Stelle ursprünglich die Fuge op. 133 stand und mit diesem 1825 gespielt wurde, aber gar nicht gefiel. Er hielt viel darauf und war mit Mühe zu bewegen, sie davon zu trennen. Dort vollendete er auch das Quartett op. 135, dessen Dedikation*) Beethoven

*) an den Tuchhändler Johann Wolfmayer, der oft hochherzig und bescheiden den Meister unterstützt hatte.

noch auf Holz' Vorschlag genehmigte. Schlesinger hatte es für 80 Dukaten gekauft und schickte 360 fl. in Banknoten, worüber Beethoven empört sagte: „Schickt mir der Jude beschnittene Dukaten, soll er auch ein beschnittenes Quartett haben" — daher ist es so kurz. — —

Er wollte weder Opern noch Klaviersachen mehr schreiben, sondern Oratorien. Vom „Saul" war der erste Teil im Kopf fertig. Er hatte Händels „Saul" sehr studiert und viel gelesen über die Musik der alten Juden. Er wollte Chöre in den alten Tonarten schreiben. Der Text ist von Astmayer komponiert; mit dem Text war Beethoven sehr zufrieden. — —

Auch ein Requiem hatte er sich vorgesetzt, war mit der Auffassung von Cherubinis erstem Requiem mehr zufrieden als mit Mozarts. Ein Requiem solle eine wehmütige Erinnerung an den Toten sein, mit dem Weltgericht müsse man nicht zuviel machen. Er schätzte Cherubini sehr, studierte seine Messe in D gründlich. Bei der großen Fuge tadelte er den Eintritt der Bässe im ersten Takt, Händel würde sie erst im dritten Takt haben eintreten lassen. Cherubini hatte Einfluß auf Beethovens Instrumentation, besonders der Violoncelli der Coriolanouvertüre. — —

An dem „Sieg des Kreuzes" hat er nie ernstlich gearbeitet. „Wie soll ich mich dafür begeistern." Mehr an der „Melusine". — —

Als er einen sehr mäßigen Ring vom König von Preußen erhielt für die neunte Sinfonie, war er indigniert. „Das ist kein königlich Geschenk! Der „Händel" ist ein königlich Geschenk. Verkaufen Sie ihn!" Auf die Vorstellung, es sei das Geschenk eines Königs, sagte er: „Ich bin auch ein König." (Die Ordensgeschichte ist apokryph.) — —

Eine schöne Nadel von Smart verlor er, wollte aber keine polizeiliche Anzeige. „Hat ein ehrlicher Mann sie gefunden, bringt er sie so wieder. Überhaupt ist es eine Nadel wie andere." — —

Von Weber sagte er, er habe zu spät angefangen, die Musik sei nicht ins Fleisch übergegangen; dann habe er getrachtet, Genie zu sein. — —

Von Mozarts Opern zog er die „Zauberflöte" vor; in den andern war ihm das Sujet zu frivol. — —

Schindler, Seite 123*). Die Geschichte mit dem Orden ist nicht wahr.

*) Holz kritisiert wiederholt Bemerkungen in Schindlers Biographie.

Seite 126. Cherubini hat geantwortet, voll anerkennender Verehrung für Beethoven.

Seite 141. Drechsler suchte die Hoforganistenstelle; als Komponist komischer Opern bekannt, zuletzt am Stephan angestellt.

Seite 142. Mit dem „Sieg des Kreuzes" war Beethoven gar nicht zufrieden. — —

Er hatte in Schillers Gedichten alles angestrichen, was sein Glaubensbekenntnis war. Auch in Kirnberger, den er den übrigen vorzog, hatte er durchweg angestrichen. — —

Bach und Händel studierte er vor allem. — —

In seiner Sprache war der rheinländische Akzent noch zu erkennen.

Er aß stark und substantiös, gern Frösche, trank bei Tisch vielen Wein, konnte aber viel vertragen, in lustiger Gesellschaft bekneipte er sich auch, abends trank er Bier oder Wein, meistens Vöslauer oder roten Ungarwein. Er komponierte nicht, wenn er getrunken. Nach Tisch ging er spazieren. — —

Fürst Rasumowsky war Sekundarius*) mit Schuppanzigh, Weiß und Linke, wenn bei ihm gespielt wurde, was 1816 aufhörte. Schuppanzigh ging dann nach Rußland auf einige Jahre. In seinem Abschiedskonzert wurde gespielt das große Quartett in C (Beethoven traf zu Anfang des zweiten Satzes ein), Quintett mit Blasinstrumenten von Czerny, Septett. — Beethoven zog das Trio in Es dem in D vor. — —

Die große Quartettfuge hat Beethoven selbst mit Quälerei arrangiert, weil Halms Arrangement ihm nicht genügte**). Von Czernys Arrangement sagte Beethoven: Er gebraucht das piccolo zu viel. — —

Von Graf Fries bezog Beethoven eine unregelmäßige Unterstützung, bis er fallierte. — —

Er wohnte zuerst in einem Dachstübchen im Hause des Buchdruckers Strauß in der Alservorstadt, wo es ihm kümmerlich ging. — —

In einem Hohlweg bei Mödling begegneten ihm Fuhrleute, die ihren Wagen zurückzogen, um ihm Platz zu machen. „Das ist der erste von

*) D. h. zweiter Geiger.

**) Nach Schindlers Anmerkung wurde „die Sache mit Halm in seinem Beisein abgetan, und Beethoven war mit dem Arrangement ganz zufrieden".

der Musik in Wien", sagte der eine zum andern. „Da sieht man, wie selbst rohe Naturmenschen Sinn für die Kunst haben", sagte Beethoven dazu. — —

Als Knabe wurde er zu Mozart geführt, der ihn spielen hieß, worauf er fantasierte. „Das ist recht hübsch," sagte Mozart, „aber eingelernt." Gekränkt bat sich Beethoven ein Thema aus und fantasierte so, daß Mozart zu einigen Freunden sagte: „Auf den gebt acht, der wird euch noch was erzählen." — —

Beethoven fuhr mit Goethe in Karlsbad spazieren, der sich über das lästige Grüßen beschwerte. „Machen sich Ew. Exzellenz nichts daraus, vielleicht geht's mich an." — —

Zum Adagio des E-Moll-Quartetts habe ihn der Anblick des gestirnten Himmels begeistert, daß es gleich ganz vor ihm gestanden hätte. — —

Scherzo der D-Moll-Sinfonie: Er habe in einem Boskett gesessen, da sei es in der Dämmerung ihm gewesen, als seien überall Zwerge zum Vorschein gekommen und wieder verschwunden. — —

Scherzo der Pastorale: In Heiligenkreutz wird ein betrunkener Fagottist aus dem Wirtshaus geworfen, der dann die Baßnoten bläst. — —

Über dem Kyrie der D-Messe war geschrieben: Von Herzen kam's, zum Herzen soll es dringen. — —

Zmeskall war in der ungarischen Kanzlei und hatte Weinberge in Ungarn. Er war etwas trocken; bei ihm waren viele musikalische Unterhaltungen. — —

Beethoven hatte seine Bankaktien in einem verborgenen Fach eines Schrankes, von dem nur Holz wußte. Auf seinem Totenbett suchte sein Bruder vergeblich zu erfahren, wo sie wären. Schindler suchte den Kasten zu erstehen.

[Hierzu Schindlers handschriftliche Bemerkung: Johann van Beethoven suchte zunächst nach dem Verscheiden die Aktien, und da er sie nicht fand, schrie er: „Breuning und Schindler müssen sie schaffen." Holz wurde von Breuning ersucht, zu kommen, ob er nicht wisse, wo sie verborgen. Er kannte die geheime Lade in einem alten Schrank, darin sie aufbewahrt waren.] — —

Die achte Sinfonie ist wenige Monate nach der siebenten aufgeführt. — —

Während der letzten Krankheit konnte er keinen musikalischen Gedanken fassen, was er sehr und am meisten beklagte; während er sich in den letzten Jahren reicher und fruchtbarer fühlte als je. Er arbeitete immer an mehreren Kompositionen zugleich und legte die überströmenden Gedanken zurück. — —

Zur zehnten Sinfonie war die Einleitung in Es-Dur, ein sanfter Satz und ein gewaltiges Allegro in C-Moll im Kopfe fertig und auf dem Klavier Holz schon vorgespielt; ebenso zu einem Quintett für Streichorchester, das Diabelli für 100 Dukaten bestellt hatte, der erste Satz in C, auch die erste Seite schon aufgeschrieben. Mit Haslinger stand er sich immer gut, aber in Scherz und Ernst kamen sie oft hart aneinander, besonders wenn Haslinger von Beethovens Arbeiten ausplauderte. Beethoven verlangte statt des Titels „Marsch und Chor" einen neuen „Marsch mit Chor". — —

Die Gratulationsmenuett ist für eine Nachtmusik an C. Friedrich Hensler, Unternehmer des Josephstädter Theaters, zu dessen Namenstag geschrieben.

Im Frauenchor im „König Stephan" ist in der Begleitung das ungarische Hackbrett täuschend nachgeahmt. — —

Beethoven nahm an dem Einstudieren seiner Quartette bis zuletzt teil; die hohen Töne hörte er — wie man durch starkes Schreien ins linke Ohr sich ihm auch verständlich machen konnte —, besonders sah er auf den Bogen und nahm Holz die Geige aus der Hand und spielte ihm eine Stelle vor. — —

Mit seinen Haushälterinnen war Beethoven meist allein schuld, durch Jähzorn (die Eiergeschichte), Mißtrauen, z. B. in ihre Geschicklichkeit, wo sein desorganisierter Unterleib schuld war. Er gab etwas auf gute und nahrhafte Küche. Für Smart ließ er alle möglichen Fische bereiten, der dann keine Flußfische aß. — —

Schuppanzigh war ein kleiner, sehr wohlbeleibter Mann, immer lustig und sehr für die materiellen Genüsse, Beethovens „Falstafferl". Er hatte Beethoven einmal nach einer lustigen Gesellschaft zu einem Mädchen gebracht und durfte sich dann wochenlang nicht bei ihm sehen lassen. — —

Beethovens Bruder Karl war Kassierer bei der Kameralbuchhandlung. Kurz vor seinem Tode wurde ihm ein Urlaub verweigert. Auf das Dekret schrieb Beethoven: „Dieses elende Kameralprodukt hat den Tod meines Bruders verursacht." — —

Beethoven war Freimaurer, aber in späteren Jahren nicht in Tätigkeit. — —

Beethoven rauchte mitunter, wenn es ihm einfiel, nie zu Hause oder auf der Gasse, nur im Wirtshaus. Er hatte keine Pfeife, er schnupfte selten. — —

Die achte Sinfonie hieß auch die Linzer. [1812 in Linz vollendet.]

Als Beethoven beerdigt wurde, fragte jemand den Portier im Schwarzspanierhause, wer gestorben sei. Dieser antwortete: „Der General von der Musik." — —

Karl Holz erinnerte sich noch 1857, wie frisch 1825 der Meister beim Komponieren war. (Mitgeteilt von Nohl im 3. Band seiner Biographie, S. 605.)

Während des Komponierens der drei vom Fürsten Galitzin gewünschten Quartette strömte aus der unerschöpflichen Phantasie Beethovens ein solcher Reichtum neuer Quartettideen, daß er beinahe unwillkürlich noch das Cis-Moll- und F-Dur-Quartett schreiben mußte. „Bester, mir ist schon wieder was eingefallen", pflegte er scherzend und mit glänzenden Augen zu sagen, wenn wir spazieren gingen. Dabei schrieb er einige Noten in sein Skizzenbüchlein. — —

Holz erzählt, daß im Frühjahr 1825 (als mithin noch nicht das Adagio aus op. 135 geschaffen war) Beethoven sich über sein Lieblingsstück geäußert habe. (Ebenfalls bei Nohl, 3. Bd., S. 652.)

Für ihn war die Krone aller Quartettsätze und sein Lieblingsstück die Kavatine Es $^3/_4$ aus dem B-Dur-Quartett. Er hat sie wirklich unter Tränen der Wehmut komponiert (Sommer 1825) und gestand mir, daß noch nie seine eigene Musik einen solchen Eindruck auf ihn hervorgebracht habe und daß selbst das Zurückempfinden dieses Stückes ihm immer neue Tränen koste. — —

Holz berichtet (Nohl 3. Bd., S. 660) über Beethovens Wertschätzung der letzten Quartette folgendes:

Als er das B-Quartett beendigt hatte, sagte ich, daß ich es doch für das größte von den dreien halte. Er antwortete: „Jedes in seiner Art!" — Später erklärte er doch für sein größtes sein Cis-Moll-Quartett. —

Zur Charakterisierung von Karl Holz folgt hier, was Schindler über ihn (Band II, Seite 107 ff.) zu sagen weiß. Damit wird auch das Verhältnis Beethovens zu seinem „Mephisto" eingehend gezeichnet.

Durch das Ansichziehen dieses jungen Mannes, welcher Beamter in einer Kanzlei und zugleich Sekundarius des Schuppanzighschen Quartetts gewesen, hat Beethoven das Maß der Widersprüche in Wort und Tat vollgemacht. Dadurch hat er sich in eine Position versetzt, die von den älteren Freunden tief beklagt werden mußte, weshalb sie sich auch so viel möglich von ihm entfernt gehalten haben. Karl Holz war ein achtungswerter Mann, der klassische Schulstudien gemacht und gute musikalische Kenntnisse besessen, welch letzteres der eingenommene Platz in dem kunstgeschichtlichen Quartett-Verein bezeugt. Andererseits aber war an Karl Holz jeder Zoll ein Wiener „Phäake" von erster Qualität, gegen welche unser Beethoven immer eine tiefgewurzelte Antipathie offenbart hatte; seine Gesinnung konnte natürlicherweise nicht darüber erhaben sein. Allein dieser junge Mann war ein ganz vorzüglicher Rechenmeister, und diese Eigenschaft war es ganz allein, die den Phäaken, wie den Musiker, in den Augen Beethovens ganz übersehen machte; denn solcher Kapazität bedurfte er bei seinem Geisteszwiespalt ebenso notwendig, wie Wallenstein des Astrologen Seni bedurft hatte. Immer mehr und mehr offenbarte sich bei unserem Meister die Absicht nach Geldbesitz, um den geliebten Neffen einstens zum wohlhabenden Manne zu machen; daher das schon 1823 lautgewordene Verlangen, sein Bruder solle zugunsten des Neffen testieren. Um diese Absicht zu erreichen, war ein Rechenmeister notwendig, der täglich zur Disposition stand, indem der Tondichter selber nicht über die Kunst des Addierens hinausgekommen war. Seine Pläne aber vor den älteren Freunden bloßzulegen und mit ihnen zu beraten, scheute er sich, weil er wohl einsah, kein Gehör bei ihnen zu finden. Übrigens war keiner (An-

dreas Streicher ausgenommen, der 1824 eine Berechnung von sicher einzunehmenden 10000 Gulden in Konv. Münze für die Herausgabe der sämtlichen Werke vorgelegt hat, die in Original vorhanden) ein Rechenmeister, wie ihn Beethoven eben bedurft. — So viele Mittel hatten sich dargeboten, wie wir voraus gehört, um den Meister auf künstlerischem Wege in den Besitz großer Summen zu setzen, er verschmäht sie aber alle und sucht seine Absichten durch kalkulatorische Exempel zu erreichen, — wer sollte in solchem Modus nicht eine fast vernunftwidrige Abirrung vom natürlichen Wege erkennen?

Die Gemeinschaft mit Karl Holz hätte wahrscheinlich nicht die unangenehmen Folgen für unsern Meister gehabt, nicht ihn zu reuevollen Bekenntnissen am Rande des Grabes genötigt, auch nicht die übeln Nachreden nach dem Tode nach sich gezogen, wenn dieser junge Mann die Bedeutung des Künstlers hätte ermessen können, aber auch noch so viel Macht über ihn besessen, um ihn in seinem fast leidenschaftlichen Streben eher zurückzuhalten, als ihn dazu anzureizen. Wenn Fétis in seiner biographischen Abhandlung Beethoven einen Geizhals, ja sogar einen Filz nennt, und wenn Dr. Wawruch, des Meisters letzter Arzt, ihn als Trunkenbold bezeichnet, der sich auf diesem Wege die tödliche Krankheit zugezogen, so dürfen die veranlassenden Gründe zu solchen Aussagen, wenngleich einander widersprechend, nur in jener Gemeinschaft gesucht werden. Wenn ferner auch Ulibischeff in seinem „Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger" der letzten Tage des Meisters gedenkt, wo derselbe von dem kleinen Reste von Freunden verlassen gewesen, so irrt er nur darin, daß er den Verfasser dieser Schrift als den allein verbliebenen nennt. Auch ich hatte den in arithmetischen Spekulationen versunkenen Freund und Lehrer gemieden und ihn vom Monat März 1825 bis zum August des folgenden Jahres nur selten gesprochen. Von seinem Tun aber blieb mir in der Hauptsache nichts verborgen; endlich ward ich durch die literarische Hinterlassenschaft in vollständige Kenntnis des in diesem Zeitraum Geschehenen gesetzt. Nicht bloß die von der Hand des Karl Holz verzeichneten Possen, nicht die häufigen Ausfälle gegen Allerhöchste Personen und andere fallen darin auf, vielmehr noch der hohe Grad

von innerer Aufregung, in welcher der Meister fortan erhalten worden und sich in solcher Verfassung sichtlich gefiel. Die Abweichung von alten, tiefgewurzelten Grundsätzen ergab sich noch dadurch, daß Beethoven dem jungen Freunde in ihm ganz fremde Versammlungen an öffentlichen Orten, Bier- und Weinhäuser, in die Läden der von ihm protegierten Musikhändler folgte, das alles nicht verfehlt hat, Aufsehen zu machen. K. Holz schien damit zeigen zu wollen, daß er über den sonst so zurückgezogenen Meister und über dessen Sinn alles vermöge, und wahrlich, er vermochte das Unglaubliche. Will man einen noch stärkeren Beweis davon als den, daß Beethoven in all dem Spekulationstaumel, in welchem er sich eben befand, Pate des erstgebornen Sohnes dieses neuen Freundes geworden?! Dadurch offenbarte sich der Sinn unsers Meisters in einer Metamorphose, die verblüffen konnte. Daß unter solcher Leitung dem Weingotte zuweilen Opfer — vor fremden Augen — gebracht worden, ist leider wahr, und hat gerade dieses das Bedauern aller treuen Freunde und Anhänger noch steigern müssen. Dr. Wawruchs anschuldigende Worte: „sedebat et bibebat" sind nur auf jene Gemeinschaft zu beziehen*). Der Zeitraum, in welchen diese Überschreitungen fallen, erstreckt sich gottlob nur vom Herbst 1825 bis zur Sommerzeit 1826. Welche Werke demselben ihre Entstehung verdanken, werden wir vernehmen.

An die Erinnerungen von Karl Holz mögen zwei Mitteilungen angeschlossen sein, die sich in den „Blättern für Musik, Theater und Kunst" (2. Jahrgang Wien 1836, Nr. 11 und 44) finden und von der allgemeinen Hochachtung vor Beethoven zeugen. Die zweite Erzählung variiert die Bemerkung Holzens von der Begegnung mit den beiden Bauern. Die erste ist ebenfalls bei Holz angedeutet.

Als Beethovens Leichenbegängnis am 29. März 1827 in Wien stattfand und von nah und fern Künstler herbeieilten, um demselben beizuwohnen, fragte ein anwesender Fremder, dem es auffiel, daß so viel Militär aufgestellt war — was geschah, um den ungeheuren Andrang der Menschen in Ordnung zu halten — ein Obstweib: „Was bedeutet denn diese Volksmenge und das Militär?" — Die Frau starrte ihn erst verwundert an, dann aber rief sie mit spöttischem Lachen: „Sö

*) Siehe die Ergänzung: Beethoven und sein letzter Arzt Dr. Wawruch.

san g'wiß heut zum erstenmal in Wien, sonst müßten's wohl wissen, daß der General der Musikanten begraben wird." — —

Beethoven, der sich eine Sommerwohnung bei Hütteldorf gemietet hatte und die schönere Jahreszeit dort zubrachte, pflegte auf seinen Spaziergängen, die er in der Umgegend machte, immer Notenpapier und Bleifeder mit sich zu nehmen, um, wenn ihm ein guter Gedanke einfiel, denselben sogleich zu Papier zu bringen. Da dieses sehr häufig der Fall war, so traf es sich denn oft, daß er, mit dem neuen Gedanken so sehr beschäftigt, nicht immer den geeignetesten Platz wählte. So geschah es einst, daß zwei Kohlbauern die Straße von Grinzing herabfuhren, als eben Beethoven mitten auf der Fahrstraße ruhig schreibend saß. Schon wollte ihn der eine, unwillig über den ihm den Weg Verstellenden, mit einem derben Zurufe gehen heißen, als der andere denselben mit dem Ausrufe zurückhielt: „Hanns, tu das beileib nit, der is der große Musikant von Wien, der g'rad wieder was Neu's schreibt." — Beide verweilten nun so lange, bis Beethoven seine Idee zu Papier gebracht und sich — ohne weiter den Ort und die Umgegend zu beachten — entfernt hatte. —

(30. Oktober 1852 ausgefragt.)

Dolezalek, zehn Jahre jünger als Beethoven, kam vor 52 Jahren nach Wien und lernte Beethoven durch seinen Landsmann Krumpholz kennen, den Beethoven, so gern er ihn hatte, entsetzlich pudelte. Dolezalek fragte Beethoven betreffs einer Stelle im Finale der D-Moll-Sonate, ob denn das gut sei. Beethoven: „Freilich ist es gut, aber du bist ein Landsmann von Krumpholz, in deinen harten böhmischen Kopf geht das doch nicht hinein." — —

Die Komponisten waren damals gegen Beethoven, den sie nicht verstanden, und der ein böses Maul hatte. Dolezalek brachte Albrechtsberger eine Arbeit über ein Beethovensches Quartett. Albrechtsberger: „Von wem ist denn das Zeug?" Dolezalek: „Von Beethoven." Albrechtsberger: „Ach gehen Sie mir mit dem, der hat nichts gelernt und wird nie etwas Ordentliches machen." — —

Kotzeluch warf ihm das C-Moll-Trio vor die Füße, als er es ihm vorspielte.

[Schindlers handschriftliche Bemerkung hierzu: Kotzeluch (geb. 1753) stand Beethoven nur ganz fern, zumal er auch im Alter ihm weit voraus war. Ich glaube nicht, daß Beethoven jemals in sehr nahe Berührung mit diesem Zopf gekommen.]

Zu Haydn sagte er über Beethoven: „Nicht wahr, Papa, wir hätten das anders gemacht." Haydn antwortete lächelnd: „Ja, wir hätten das anders gemacht." Auch Haydn konnte sich nicht recht in Beethoven finden. — —

Als Dolezalek sich die Rasumowskyschen Quartette kaufte, sagte Gyrowetz: „Schade um das Geld." — —

Kaiser Franz wollte von Beethovens Musik nichts wissen: „Es steckt was Revolutionäres in der Musik!"

[Schindlers Bemerkung hierzu: Wenn das keine Erfindung ist, so — — Kaiser Franz hat kaum einige der Sinfonien gehört und das nur im großen Redoutensaal, darin selbst die Marseillaise als eine sanfte Idylle erklingen würde.] — —

Beethoven sollte mit Ries ausgewiesen werden und wurde durch den Erzherzog gehalten. Ries mußte fort. — —

Noch auf dem Totenbette sagte Beethoven zu Dolezalek: „Diese Sch . . . Bourbons werden es so lange treiben, bis man sie fortjagt." — —

Als Dolezalek ihm berichtete, von dem Quartett hätten nur das 2. und 4. gefallen, sagte er unwillig: „Das ist ein rechter Dreck! Gut für das Sch . . . publikum!" — —

Über Napoleon: „Auch in dem Sch . . . kerl habe ich mich geirrt." — —

Man merkte ihm nie an, daß er verliebt war; wenn das Gespräch auf Zoten und dergleichen kam, beteiligte er sich nicht. — —

Er kneipte gern, war mäßig im Trinken; er trank Rotwein im „Kamel". — Die Geschichte, als er bezahlen wollte, ohne gegessen zu haben, erlebte Dolezalek im „Schwan" (neben Hotel Muntsch). — —

Bei der Fantasie mit Chor sprang er auf, lief an die Pulte und zeigte, wo es war. — —

Beim Dirigieren schlug er Schuppanzigh den Bogen aus der Hand. — —

Das Septett wurde beim Fürsten Schwarzenberg zuerst gespielt und sehr bewundert. „Das ist meine ‚Schöpfung'." — —

Schon in der Probe zur Eroica hörte er die Harmonien nicht immer deutlich und vermißte sie, wenn sie spielten. — —
Kraft beschwerte sich, eine Passage liege nicht in der Hand. „Muß liegen.“ —

(Am 22. September und 4. November 1852 ausgefragt.)

Dr. Bertolini, Schüler und Assistent Malfattis, war von 1806—1816 Beethovens Freund und Arzt, hat leider eine große Menge von Briefen verbrannt.

Beethoven war in Gesellschaft von guten Freunden ungemein heiter und aufgeräumt, voll witziger Einfälle, besonders an einem Ball zu Ehren Malfattis 1815, wozu er eine Kantate komponiert hatte (den Text von Bondi, jetzt in Besitz von Miß Belville in London). — —

Beethoven hatte gewöhnlich eine Flamme, die Guiccardi, Frau von Frank, Bettina Brentano, daneben „miselte“*) er auch gewöhnlich, wobei er nicht immer gut wegkam. — —

Beethoven ließ seine Sonaten am liebsten durch Frau von Ertmann spielen, er selbst tat es schon nicht gern. — —

Beethoven konnte seine Brüder, besonders Johann, nicht leiden, unterstützte sie aber, und sie kosteten ihm viel Geld. Die Frau von Karl hatte er im Verdacht, daß sie ihren Mann, der sehr rasch starb, vergiftet habe, und verlangte, daß Dr. Bertolini ihn sezierte, wobei sich der Ungrund des Verdachts erwies. Zu seinem Neffen hatte er eine rührende Liebe. Die Frau soll eine Kupplerin gewesen sein. — —

Im Jahre 1816 kam ein englischer General Kidd**) aus Ostindien nach Wien und ließ sich von Malfatti behandeln. Auf seinen Wunsch führte ihn Bertolini bei Beethoven ein, der sich gerade rasierte und mit Schnittwunden, Löschpapier und Seife schrecklich aussah. Der General brach mit einem Stuhl zusammen. Da er glaubte, daß Beethoven in bedrängten Umständen sei, ließ er ihm durch Bertolini vorschlagen, nach England zu kommen, oder für die Philharmonische Gesellschaft eine

*) Miseln = liebeln; ein Ausdruck, den auch Goethe gebrauchte. (Siehe Briefe an Frau von Stein.)

**) Jedenfalls identisch mit General Ham, den Simrock unter denselben Umständen nennt.

Sinfonie zu schreiben, aber sie müsse kurz und faßlich sein; der Ertrag würde sicher 1000 Pfd. Sterling sein. Beethoven wurde wütend, daß man ihm Vorschriften machen wollte, und die Freundschaft mit Bertolini war aus. — Den ersten Gedanken zur Sinfonie Eroica gab Beethoven Bonapartes Zug nach Ägypten, und das Gerücht von Nelsons Tod in der Schlacht bei Abukir veranlaßte den Trauermarsch. — —

Beethoven erhielt von der Kaiserin von Rußland für die ihr beim Kongreß dedizierte Polonaise 100 Dukaten und Kaiser Alexander, der sich nun an die Dedikation der Sonaten erinnerte, schickte 200 Dukaten. Für die schottischen Lieder erhielt er anfangs 2 Dukaten, später 8 Dukaten für das Stück. Clementi erbot sich, für alles, was Beethoven nur schreiben möchte, ihm zu bezahlen, was er verlangte. — —

Beethoven wurde mit bestellten Sachen in der Regel erst ganz zuletzt fertig, so mit der Ouvertüre vom „Fidelio", die er bei Tisch auf einem Speisezettel skizzierte, und mit dem Violinkonzert. — —

Beethoven trank gern ein Glas Wein, aber er war nie ein Trinker, ebensowenig ein Gourmand. — —

Wir lassen auch die kleineren Notizen von weiteren Erkundigungen Jahns in Wien folgen.

C. H. [Carl Holz?] erzählt, daß Beethoven sein Quartett in B, das eben vollendet war, Schuppanzigh aufzuführen gab, der sich eine reiche Einnahme versprach. Beethoven erfuhr, daß ein reicher Liebhaber (Ignaz Dumbscher) nicht dagewesen sei, weil er das Quartett bei sich besser aufführen lassen könne, das Quartett werde er leicht von Beethoven erhalten. Als er sich durch einen Freund an Beethoven wandte, sagte Beethoven es schriftlich zu, wenn er Schuppanzigh mit 50 fl. entschädige. Dumbscher sagte dem Überbringer des Billetts unangenehm überrascht: „Wenn es sein muß." — —

Als Beethoven dies hörte, lachte er herzlich und schrieb augenblicklich den Kanon nieder: Es muß sein! Es muß sein!

Daraus entstand im Spätherbst 1826 das Finale des letzten Quartetts in F. — Schindlers Erzählung ist falsch. (Schindler fügt hier bei: sie ist nicht falsch.)

Konsistorialrat Pauer erzählte Jahn:

Beethoven fand einmal Streichers Tochter an seinen zweiunddreißig Variationen übend; nachdem er eine Zeitlang zugehört, fragte er sie: „Von wem ist denn das?" — „Von Ihnen." — „Von mir ist die Dummheit? O Beethoven, was bist du für ein Esel gewesen"! — — Streichers waren — etwa 1824 — mit ihrer kleinen Enkelin in van Alens Menagerie gegangen. Dort fanden sie Beethoven im Anschauen der Löwen ganz versunken. Nach freundlicher Begrüßung fragte Beethoven: „Wer ist denn die Kleine?" — „Meine Enkelin." Beethoven hob sie auf, küßte sie mit Tränen in den Augen und sagte: „Sie sind ein glücklicher Mann" und eilte fort. — —

Nach Streichers Mitteilung pflegte Beethoven seinen Bruder „Abdecker" (Apotheker) zu nennen. — —

Nach Aufzeichnung von Anton Gräffer:

Bei dem reichen jüdischen Bankier Levi spielte Beethoven einst unter der Bedingung, daß er in einem Nebenzimmer ungesehen bleiben wollte. Als Baron B. sich während des Spiels hereinschlich, ging er wütend fort. Baron B. wettete mit Levi um hundert Dukaten, Beethoven werde noch einmal kommen und spielen. Er ging selbst zu ihm und bot ihm hundert Dukaten. — Beethoven schrie empört: „Ich gehe nie wieder in das Haus eines Wortbrüchigen" und wies ihm die Tür. Levi nahm die hundert Dukaten für die Armen und verbat sich die Besuche des Barons B. — —

Aloys Fuchs berichtete am 7. September 1852:

Krumpholz war ein gewöhnlicher Violinlehrer in Wien, ein großer Verehrer und Freund Beethovens. Am 13. Mai 1817 ging er aus und wurde auf dem Glacis vom Schlag gerührt. „Rasch tritt der Tod" wurde mit Beziehung darauf komponiert. — —

Wolfmayer war ein reicher Tuchhändler, ein großer Verehrer von Beethovens Musik, die zu hören er nie versäumte, und der die Schuppanzighschen Quartette oft mit großen Opfern zustande brachte. Er unterstützte Beethoven auf die feinste Art. Mitunter ließ er einen neuen Rock für ihn machen, brachte ihn bei einem Besuche mit, legte ihn auf

den Stuhl und ließ den alten verschwinden. Oft kostete es dann Zureden, bis Beethoven ihn nahm. — —
Nach der Probe der neunten Sinfonie stellte Beethoven sich an die Tür und umarmte alle Dilettanten, die teilgenommen hatten. — —

Im Jahre 1811 war Beethoven beim Fürsten Lichnowsky auf seinem Gut Graetz bei Troppau. In Troppau wurde die Messe aufgeführt, wozu man alles zusammentrommelte. Der Turnermeister wurde an die Pauke gestellt, im Sanktus mußte ihm Beethoven das Solo selbst vorschlagen. Drei Nachmittage wurde probiert. Nach der Aufführung fantasierte Beethoven eine halbe Stunde auf der Orgel zum größten Erstaunen aller. Fuchs war Sopransolist. — —
Hofrat Kuffner erzählte Musikdirektor Krenn, er habe mit Beethoven in Heiligenstadt gewohnt und wäre oft mit ihm nach Nußdorf gegangen, um im Gasthaus „zur Rose" Fische zu essen. Einmal, als Beethoven guter Laune war, fragte Krenn, welche Sinfonie Beethoven die liebste sei, der vergnügt antwortete: „Eh, eh, die Eroica." Krenn: „Ich hätte gedacht die C-Moll." Beethoven: „Nein, die Eroica." — —
In einer Probe der A-Dur-Sinfonie sagte Seyfried bei einer Stelle im Finale zu Beethoven: „Die Pauken stimmen nicht." Beethoven rief: „Sie sollen auch nicht stimmen!" — Seyfried begriff nach längerem Studium, warum sie nicht stimmen sollten. — —
Als A. Gräffer sich am 28. März eine Locke von Beethovens Haupt abschnitt, war dasselbe so beweglich, daß es bei leiser Berührung wackelte. Es hieß bald darauf, Dr. Gall in Paris habe den Schädel Beethovens erhalten. Die Freunde wollten die Gruft öffnen, um zu untersuchen, allein die Geistlichkeit erlaubte es nicht, und auch der Totengräber war nicht dazu zu bewegen. (Aufzeichnung Gräffers.) — —

Über Beethovens Aufenthalt im Herbst 1826 (kurz vor seinem Tode) auf dem Gute seines Bruders Johann in Gneixendorf bei Wien sind 1900 in der „Gartenlaube" Erinnerungen veröffentlicht worden, die aber denjenigen in der „Deutschen Musikzeitung", 1862, Nr. 10, an Umfang und Wahrscheinlichkeit nachstehen. Letztere, die sich auch bei Nohl, „Musikalisches Skizzenbuch" (1866) Seite 223 ff., finden, stammen, wie Th. v. Frimmel festgestellt hat, von einem Dr. Lorenz, der

wiederum das Material dem Besitzer des Gutes, Friedrich von Kleyle verdankte. Herr von Frimmel hat in seinen „Beethovenstudien II" den Bericht des Herrn von Kleyle abgedruckt, den wir hier nach den persönlichen Erinnerungen des Dr. Lorenz an Beethoven folgen lassen.

Dr. Lorenz leitet seinen Aufsatz folgendermaßen ein:

Von der Überzeugung geleitet, daß jeder, auch der kleinste Zug, geeignet, das Konterfei unseres unvergleichlichen Tonmeisters zu vervollständigen, von Interesse ist, hatte ich mich vor einiger Zeit an meinen Jugendfreund K...*), Apotheker in Langenlois, mit der Bitte gewendet, mir über Beethovens Landaufenthalt in Gneixendorf, einem seinem Bruder Johann gehörigen Landgut in Niederösterreich, alles, was er in Erfahrung bringen könne, zu berichten.

Nicht bloß er, auch der gegenwärtige Gutsbesitzer**) willfahrten freundlichst meinem Wunsche, und ich teile aus diesen verläßlichen Quellen fragmentarisch und schlicht, wie es mir zugekommen, das Wenige mit, was sich noch erheben ließ. — —

Johann van Beethoven ging eines Tages in Begleitung seines Bruders Ludwig und noch mehrerer Personen von Gneixendorf nach Lengenfeld, um den dortigen Chirurgen Karrer, der im Beethovenschen Hause gern gesehen ward, zu besuchen, traf ihn aber nicht, da er eben zu einem Kranken gerufen worden. Frau Karrer fühlte sich durch den Besuch des gnädigen Herrn Gutsbesitzers äußerst geschmeichelt und tischte reichlich auf, was nur immer zu haben war; da fiel ihr Blick auf eine Mannsperson, die sich bescheiden und schweigend auf die Ofenbank niedergelassen hatte. In ihm einen Bedienten vermutend, füllte sie ein irdenes Krügl mit Heurigem (Wein) und reichte es dem Tonsetzer freundlich mit den Worten: „Nu, da hat er auch einen Trunk!" Als der Chirurg spät abends nach Hause kam, ahnte er sogleich aus der Beschreibung dessen, der hinter dem Ofen gesessen, den wahren Charakter desselben und rief aus: „Liebes Weib, was hast du getan, der größte Tonsetzer des Jahrhunderts war heute in unserem Hause, und du hast ihn so sehr mißachtet!" — —

*) Friedrich von Kleyle.

**) Apotheker Kallbrunner.

Johann van Beethoven hatte zufällig bei dem Syndikus Sterz in Langenlois Geschäfte abzumachen. Ludwig begleitete ihn dahin. Während der ziemlich langen Verhandlungen blieb Ludwig regungs- und teilnahmslos an der Tür der Amtskanzlei stehen. Beim Abschied machte Sterz gegen diesen viele Bücklinge und frug dann den Kanzlisten Fux, einen Enthusiasten für Musik, und namentlich für Beethovensche Musik: „Wer, denken Sie wohl, mag der Mann gewesen sein, der dort bei der Tür gestanden?" Fux erwiderte: „Da ihm Herr Syndikus so viele Komplimente gemacht hat, mag es wohl mit ihm ein eigenes Bewandtnis gehabt haben, sonst aber hätt' ich ihn allerdings für einen Trottel halten müssen." Fux erschrak nicht wenig, als ihm sein Chef den Namen des Mannes nannte, den er für einen Idioten gehalten. — —

Dies kann doch offenbar nur auf Beethovens gleichgültige, apathische, durch seine Taubheit erklärliche Haltung an der Kanzleitür gehen, denn sonst war seine Miene nichts weniger als blöde; namentlich übertraf der wunderbare, fast unheimlich fremdartige Glanz seiner Augen alles in der Art; wie auch ich, da ich noch das Glück genossen, diesen außerordentlichen Mann von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, ja, von ihm, wenn auch mißfällig, bemerkt worden zu sein, zu bestätigen vermag.

Als junger Mensch erst kürzlich vom Lande nach Wien verpflanzt, hatte ich mir noch nicht jene gelenkige, tanzmeisterische Voltigierkunst so notwendig, um in dem Menschengewusel der Residenz ohne Anstoß sich durchzuwinden, zu eigen gemacht. So rannte ich doch eines Tages in einem Gäßchen mit einem Menschen zusammen, der mich darob mit einem durchdringenden Blicke fixierte, dann weiterging. Nie werde ich dieses Menschenauge, in dessen leuchtenden Abgrund ich so nahe geblickt, vergessen! Aber es ist zu verwundern, wenn ich die vernachlässigte Kleidung, das gebräunte Antlitz mit diesem von Intelligenz und Überlegenheit zeugenden Blick zusammenzureimen suchend, auf die Idee geriet, einen der verschmitztesten gefährlichsten Gauner, wie sie in Großstädten sich herumzutreiben pflegen, getroffen zu haben? In dieser Voraussetzung betrachtete ich ihn stets, wenn er mir wieder begegnete,

auf neugierige und leider nichts weniger als respektvolle Weise. Er hatte es bemerkt, denn er richtete einmal seine kleinen, wetterleuchtenden Augen halb befremdet, halb verächtlich auf mich, nahm aber dann weiter keine Notiz mehr von mir. Von einem Freunde zufällig belehrt, wen ich da vor mir gehabt, zog ich dann freilich bei jeder Begegnung den Hut vor ihm bis zur Erde, er aber ignorierte nun meine Höflichkeit wie früher meine Grobheit. — —

Friedrich von Kleyle berichtet in seinem Schreiben, das „Kirchberg, 25. Jänner 1862" datiert ist, folgendes:

Michael Kren war Bedienter bei dem Kompositeur. Ich ließ ihn rufen, und er gab folgendes an: Beethoven war im Jahre 1826 in Gneixendorf, und zwar drei Monate, vom Schnitte bis nach der Lese, er glaubt August, September, Oktober*). Michael Kren wurde von der Frau Johann Beethovens zur Bedienung des Kompositeurs aufgenommen. Die erste Zeit machte die Köchin das Bett Beethovens. Beethoven saß einmal bei seinem Tische, agierte mit den Händen, gab mit den Füßen den Takt und sang oder brummte dazu. Die Köchin lachte darüber. Beethoven sah sich zufällig nach ihr um und als er sie lachen sah, jagte er sie zum Zimmer hinaus. Michael lief mit ihr hinaus. Beethoven rief ihn zurück, sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, schenkte ihm drei Zwanziger und sagte, er müsse ihm von nun an aufbetten und aufräumen. Michael mußte frühzeitig hinaufkommen, aber meistens lange klopfen, bis Beethoven ihm aufmachte. Um halb sechs Uhr pflegte letzterer aufzustehen, zu seinem Tisch sich zu setzen, mit Händen und Füßen den Takt zu schlagen und singend und brummend zu schreiben. Anfangs schlich Michael, wenn ihm das Lachen darüber kam, zur Tür hinaus, allmählich aber gewöhnte er sich daran. Um halb acht Uhr war gemeinsames Frühstück; nach demselben eilte Beethoven stets ins Freie, schlenderte auf den Feldern herum, schrie, agierte mit den Händen, ging einmal sehr langsam, dann wieder sehr schnell, oder blieb plötzlich stehen und schrieb in eine Art Taschenbuch.

*) Beethoven schreibt an Schott in Mainz von Wien den 29. September 1826: „Im Begriff, mich aufs Land zu begeben, melde ich Ihnen usw."; und an Haslinger einen Brief mit dem Datum: „Gneixendorf, den 2. Oktober 1826".

Einmal bemerkte er, als er nach Hause gekommen, daß er dasselbe verloren. „Michael," sagte er, „laufe und suche meine Schriften, ich muß sie um jeden Preis wiederhaben." Sie fanden sich auch wirklich. Um halb ein Uhr pflegte er nach Hause zum Essen zu kommen, nach Tisch ging er in sein Zimmer, ungefähr bis drei Uhr, dann lief er wieder auf den Feldern herum bis vor Sonnenuntergang, denn nach demselben pflegte er nie mehr auszugehen. Um halb acht Uhr war Nachtmahl, dann verfügte er sich in sein Zimmer, schrieb bis zehn Uhr und legte sich dann zu Bett; zuweilen spielte Beethoven auch Klavier, doch stand dasselbe nicht in seinem Zimmer, sondern im Saale. Beethovens Wohn- und Schlafzimmer, das außer Michael niemand betreten durfte, war das Eckzimmer gegen den Garten und Hof, wo gegenwärtig das Billard sich befindet.

Während der Zeit, daß Beethoven morgens spazieren ging, mußte Michael das Zimmer aufräumen. Da fand er mehrere Male Geld auf der Erde liegen. Als er es Beethoven zurückgab, fragte ihn dieser, wo er es gefunden habe. Michael mußte ihm nun den Platz zeigen, wo er es aufgelesen, worauf es ihm dieser zum Geschenk machte. Dies geschah so drei- bis viermal, dann aber fand Michael kein Geld mehr. Abends mußte Michael immer neben Beethoven sitzen und ihm die Antwort auf die Fragen, die dieser an ihn gestellt, aufschreiben. Meistens wurde er darüber ausgeforscht, was beim Mittags- und Abendtisch über ihn gesprochen worden. Eines Tages schickte die Frau des Gutsbesitzers Michael mit 5 fl. nach Stein, um daselbst Wein und einen Fisch zu kaufen. Michael war unachtsam, verlor das Geld und kam nach zwölf Uhr ganz bestürzt nach Gneixendorf zurück. Die Gutsbesitzerin fragte ihn alsogleich, wo der Fisch sei, und als er ihr den Verlust des Geldes anzeigte, schickte sie ihn weg. Ludwig Beethoven fragte, als er zu Tisch kam, wo Michael sei. Als ihm die Frau Johanns den Vorfall erzählte, war er sehr böse, gab ihr die 5 fl. und ließ Michael zurückkommen. Von der Zeit ging er nicht mehr zum Frühstück zu seinem Bruder, sondern ließ es sich von Michael machen.

Mit seiner Schwägerin hat er nie gesprochen, mit seinem Bruder sehr wenig. In sein Zimmer durfte niemand kommen als Michael. Aus-

gegangen ist er auch immer allein, nie mit seiner Schwägerin oder seinem Bruder. Michael zweifelte daher sehr an der Partie nach Lengenfeld. Er sagt, die Frau Johann Beethovens sei nie zu Fuß ausgegangen, höchstens auf dem Kremser Weg eine kleine Strecke, wenn sie von daher Besuch erwartete, sonst sei sie immer ausgefahren. Wenn vor Beethoven jemand die Kappe abnahm und durch Zeichen um etwas bat, so gab er ihm etwas, sonst bekümmerte er sich aber um niemand, dem er begegnete, kaum daß er einen Gruß erwiderte. Michael sagt, daß er sich nicht entsinnen könne, daß Beethoven jemals mit seinem Vater, dem Kellermann Michael Kren, gesprochen habe. Alle drei Brüder Kren stimmen darin überein, daß ihr Vater nie etwas geäußert habe, mit Beethoven gesprochen zu haben. Nach Michaels Aussage ging sein Vater mit Johann Beethoven in den Keller füllen, aber sonst hatte er nichts im Hause zu tun; von Musik verstand sein Vater nicht viel, er kannte nicht einmal die Noten, und spielte nur einige Stücke nach dem Gehör. Michael hat Beethoven nie mit jemand sprechen gesehen, die Leute hielten ihn besonders anfangs für einen Narren! Beethoven war nach Michaels Angabe nur einmal in Gneixendorf im Jahre 1826. Michael sollte mit Beethoven nach Wien gehen, Beethoven wollte ihn mitnehmen. Dann aber kam die Köchin von Wien, um Beethoven abzuholen, und Michael blieb zurück. Nicht lange danach starb Beethoven. — —

Georg Wandl, den Herr von Kleyle sodann ausfragte, sagt, daß er Beethoven nur auf dem Felde gesehen habe, wo er, wie schon Michael Kren angegeben hat, mit beiden Händen herumschlug, bald schnell, bald langsam ging, dann stehen blieb. Sie hielten Beethoven anfangs für einen Narren und gingen ihm aus dem Wege. In der Folge gewöhnten sie sich. Wenn Wandl Beethoven begegnete und ihn grüßte, dankte dieser sehr oft gar nicht oder nur mit einem kleinen Zeichen und ging weiter, als wenn er ihn gar nicht bemerkt hätte. — —

Anton Kaltenbrunner stimmt mit Wandl überein und erzählte ein kleines Abenteuer, welches er mit Beethoven hatte. Kaltenbrunner fuhr mit zwei jungen Ochsen vom Ziegelofen gegen das Schloß. Da kam ihm

Beethoven, schreiend und mit den Händen herumschlagend, entgegen. Kaltenbrunner schrie Beethoven zu: „No, a bißl stader!" Beethoven nahm aber darauf keine Rücksicht, und die Ochsen von Kaltenbrunner schreckten sich und liefen über eine Gestätte hinauf. Kaltenbrunner brachte sie mit Mühe zum Stehen, kehrte auf dem Felde um und fuhr wieder über die Gestätte herunter, da kam Beethoven wieder vom Ziegelofen zurück, ebenfalls singend und agierend. Kaltenbrunner rief ihm wieder zu, aber umsonst, und Kaltenbrunners Ochsen liefen mit erhobenen Schwänzen gegen das Schloß fort, wo Gratzer sie aufhielt. Als Kaltenbrunner hinkam und den Gratzer fragte: „Wer ist denn der Narr, der meine Ochsen scheu gemacht hat?" — sagte ihm Gratzer, daß das der Bruder des Gutsbesitzers sei. Worauf Kaltenbrunner erwiderte: „A sauberer Bruder."

Johann Baptist Jenger, Kanzleibeamter in Graz, wo er im Hause von Beethovens Freundin, Frau Marie Pachler-Koschak, verkehrte, wurde im Dezember 1826 nach Wien versetzt und machte bei Beethoven einen Besuch, über den er am 29. Dezember an Frau Pachler berichtete.

— — Er verlangte nach mir, weil er von meinem Freunde Schindler — welcher bei Beethoven viel gilt — gehört hatte, daß ich von Graz Briefe für ihn habe. Ich erschrak beim Eintreten in sein Zimmer, wo alles durcheinander lag wie in einer alten Rüstkammer. Er selbst lag sehr leidend im Bette, und da er wenigstens schon drei Wochen sich nicht rasiert hatte, so mögen Sie, gnädige Frau, sich leicht vorstellen, wie er aussah. Er grüßte mich sehr freundlich, und ich mußte mich zu ihm ans Krankenbett setzen. Ich schrieb ihm das Nötige auf und übergab ihm Ihre beiden Briefe, die er aufmerksam durchlas und sich höchlich darüber freute. Nachdem er mir für die Briefe gedankt und aufgetragen hatte, Ihnen, hochverehrte gnädige Frau, dafür ebenfalls recht herzlich zu danken, mit dem Beisatze daß er, sowie er imstande sein werde — selbst an Sie schreiben wolle —, so sprach er von Ihren besonderen musikalischen Talenten mit vieler Freude und schloß damit, daß es für ihn gescheiter gewesen wäre, er wäre zu Ihnen nach Graz als zu seinem Bruder nach Oberösterreich gegangen. Indessen hofft er

aber doch noch Sie in Graz einmal zu sehen, was vielleicht im nächsten Jahre geschehen wird, und wozu ich ihm noch öfter rate, und vielleicht die Reise dahin mit ihm machen werde.
Heute vor acht Tagen wurde er nun das erstemal angezapft, weil er an der Brustwassersucht leidet. Er hält sich nicht gehörig und deshalb soll er bald noch einmal angezapft werden. Wollte Gott, er wäre schon wieder gesund! —

Ein zweiter Brief Jengers an Frau Marie Pachler folgte am 12. Januar 1827, dem wir folgendes entnehmen:

— — Gestern ist über Beethoven Konsilium gehalten worden, welches ich abwarten wollte, um Ihnen auf Ihr liebes Schreiben vom 1. d. M. soviel als möglich genaue Auskunft über die Krankheit des großen Meisters geben zu können.
Der Professor Wawruch — welcher als Arzt ziemlich gescheit sein soll — hat Beethoven bisher behandelt. Beim Konsilium hat aber der sehr renommierte Dr. Malfatti erklärt, daß Beethoven — welcher in früheren Zeiten von Malfatti behandelt worden war und letzterer Beethovens Naturell sehr gut zu kennen vorgegeben hat — in seiner dermaligen Krankheit bisher ganz falsch behandelt wurde. Er verordnete dem Beethoven hierauf nichts als Obstgefrorenes und Einreibung des Bauches mit eiskaltem Wasser, mit welcher Kur Malfatti erst kürzlich einen ähnlichen Patienten völlig hergestellt haben soll.
Ob aber Beethoven diese Kur auch aushält, ist eine Frage, die die Zeit beantworten wird. Auf die zweite Anzapfung, vor ungefähr fünf bis sechs Tagen, befindet Beethoven sich zwar etwas besser; doch ist für seine gänzliche Herstellung nur wenig — aber doch immer noch Hoffnung vorhanden.
Ich würde Ihrem Wunsche gemäß Beethoven öfter besuchen und sollten darunter auch wirklich andere Bekanntschaften leiden — doch Beethoven läßt niemand, selbst nicht seine vertrautesten Freunde vor sich, und so bleibt es bloß bei meinem guten Willen für die Sache. Wenn sich etwas Besonderes ergibt, so werde ich Ihnen, beste gnädige Frau, gleich Nachricht davon geben, weil Sie an Beethovens Schicksal

so herzlich innigen Anteil nehmen, was mich und alle Freunde Beethovens so ungemein freut.
Jedenfalls ist jetzt Beethoven in den besten ärztlichen Händen, und auch sonst mangelt es ihm an nichts. Wenn also Rettung noch möglich ist, so wird er auch gerettet werden. Schubert läßt Ihnen, gnädige Frau, unbekannterweise die Hände küssen und auch er freut sich sehr, die Bekanntschaft einer so warmen Anhängerin an Beethovens Schöpfungen zu machen.

Wir lassen hier aus Schindlers Nachlaß in der Königlichen Bibliothek in Berlin den Brief des Königs und die Bemerkungen Schindlers über die Angelegenheit der von Holz erwähnten Ring-Geschichte folgen:

Bei dem anerkannten Werte Ihrer Kompositionen war es Mir sehr angenehm, das neue Werk zu erhalten, welches Sie Mir überreicht haben. Ich danke Ihnen für dessen Einsendung und übersende Ihnen den beigehenden Brillantring zum Zeichen meiner aufrichtigen Wertschätzung.
Berlin, den 25. November 1826.

Friedrich Wilhelm.

An den Komponisten Ludwig van Beethoven.

Anmerkung von Schindler hierzu:

Beethoven war nicht wenig überrascht, beim Öffnen des ihm durch die Königlich preußische Gesandtschaft zugekommenen Etuis samt Kabinettsordre statt eines Brillanten einen rötlichen Stein zu finden; auch war es ihm auffallend, das Etui mit dem Gesandtschaftssiegel, anstatt mit dem Königlichen Kabinettssiegel zu sehen. Alsbald ließ er diesen Ring, der auch nicht mit besonderem Geschmack gearbeitet war, von einem der Kaiserlichen Hofjuweliere abschätzen; diese Abschätzung lautete: dreihundert Gulden Papiergeld. Es erschien zweifellos, daß entweder ein Irrtum oder ein Betrug vorgegangen. Beethoven wollte daher den Ring dem preußischen Gesandten, Fürsten von Hatzfeld, zurückschicken. Nach vielen Erörterungen kam es doch nicht dazu, er verkaufte vielmehr den Ring für obengenannte Summe an den Hofjuwelier. Daß

letzterer den Ring nicht unterschätzt habe, bestätigte auch Beethovens Bruder Johann, der sich bekanntlich auf Pretiosen wohlverstanden hat. — Eine Reihe von Jahren hat der Hofrat W. als Direktor der preußischen Gesandtschaftskanzlei funktioniert, durch seine Hände ist der Königliche Brief an Beethoven samt dem Etui gegangen. Nicht lange nach Beethovens Tode ward dieser Kanzleidirektor von seinem Posten entfernt, und der ihm nachgefolgte Ruf war ein sehr nachteiliger für seine Ehrenhaftigkeit*). A. Schindler.

NB. Nachdem die Anmerkung auf diesem Blatte schon seit Jahren niedergeschrieben war, machte eine Anekdote von Beethoven und einem Ringe die Runde durch die Blätter (zuerst von den „Leipziger Signalen" gebracht), die offenbar in dem hier in der Anmerkung mitgeteilten Vorfalle ihre Quelle findet, darin aber das Faktische entstellt und romanhaft aufgeputzt schien. In jener Anekdote spielt Karl Holz eine Hauptrolle mit und beteiligt sich als du und du mit dem Meister redend bei der erzählten Ringgeschichte.
Über das Verhältnis zwischen Beethoven und Karl Holz muß auf den in Wien lebenden Dr. med. Gerhard von Breuning, Sohn des k. k. Hofrates Stephan von Breuning, gezeigt werden, der gleichfalls als Augen- und Ohrenzeuge die glaubwürdigste Auskunft darüber zu geben weiß. — Mit der Ringgeschichte im Dezember 1826 kam Karl Holz in keine Berührung.

Ein Bekannter Beethovens, ein Musiker (vielleicht Moscheles, wie aus den Daten geschlossen könnte) gibt in der „Niederrheinischen Musikzeitung" 1854, Heft 27, bedeutungsvolle Mitteilungen über des Meisters Taubheit. Die Redaktion bezeichnet den Erzähler als „glaubwürdigste Quelle".

Meine erste Bekanntschaft mit Beethoven schreibt sich vom Jahre 1808 her, in welchem er seine C-Moll- und die Pastoral-Sinfonie selbst

*) Seltsam steht dieser Bemerkung Schindlers, dessen eigene Notiz in einem Konversationsheft (Nr. 118 vom Febr. 1827) gegenüber, wo er selbst dem Meister aufschreibt: „Hofrat Wernhard ist ein espèce ganz à la Breuning — ein vortrefflicher einfacher Mann." Und Steffen von Breuning war der lauterste Freund Beethovens.

dirigierte. Ich hörte ihn auch in demselben Jahre sein Es-Dur-Konzert und die Fantasie mit Chor und Orchester öffentlich vortragen. Letztere spielte er zuerst im Theater an der Wien, wo der bekannte Vorfall stattfand, daß ein Schwanken im Finale Beethoven veranlaßte, Halt! zu rufen und den Satz noch einmal von Anfang zu beginnen.

Damals war kaum etwas von seiner Harthörigkeit zu merken, dennoch dürfte der Umstand von Gewicht sein, daß er in einem vorhandenen Schreiben vom Jahre 1801 bereits über Harthörigkeit klagte und darüber ganz melancholisch war. Erst mehrere Jahre nach 1808 fiel es mir auf, daß das Übel schlimmer wurde, und Beethoven fing an, sich verschiedener Apparate, wie Ohrentrichter usw., zu bedienen, wobei ihm sein Freund, der Mechaniker Mälzel, hilfreiche Hand zu leisten suchte.

Den meisten Umgang mit Beethoven hatte ich im Jahre 1813, wo ich unter seiner Leitung eines seiner bedeutendsten Werke für das Klavier bearbeitete. Auch in Mälzels Werkstatt sah ich ihn häufig. Mälzel verfertigte damals mehrere Modelle seines Metronoms und erbat sich oft Beethovens Meinung darüber. Diese Unterredungen, sowie Beethovens Bemerkungen über meine Arbeit und meine Erwiderungen darauf erheischten von unserer Seite ein seinem Ohre ganz nahe zu bringendes lautes Sprechen.

Am 8. Dezember 1813 dirigierte er trotzdem seine A-Dur-Sinfonie und die „Schlacht bei Vittoria" in seinem Benefiz-Konzert. Ich wirkte im Orchester mit. Es ist keine Frage, daß damals der Zustand seines Gehörs schon sehr bedenklich war. Schuppanzigh, sein eingeweihter musikalischer Freund, war an der ersten Violine. Sie verstanden sich so und waren so sehr eine Seele, daß Beethovens Gebrechen keine schlimmen Folgen für die Haltung des Orchesters haben konnte. Die Massen mag Beethoven noch gehört haben und er hielt sie durch sein überirdisches Feuer in Blick und Gebärden beim Taktieren zusammen; die feineren Partien dirigierte er mit einer Ruhe und einem Seelenausdruck, als hörte er sie alle, und die sorgfältigen Proben, die das gesamte Orchester mit einer unermüdlichen Ausdauer gehalten hatte, steigerten die Ausführung zu einer hinreißenden Vollkommenheit. Ich

bemerkte, daß, wenn Beethoven sich im Verfolgen von gewissen Violinfiguren während der Aufführung nicht ganz sicher fühlte, er nach Schuppanzihs Bogenführung blickte und dieser folgend taktierte.

Am 11. April 1814 spielte Beethoven mit Schuppanzigh und Linke im Saale zum „Römischen Kaiser" sein neues Trio, op. 97, und wiederholte es bald darauf in einer Matinee im Prater. Beide Male war ich unter den Zuhörern. Es waren dies die letzten Produktionen Beethovens vor einem Publikum. Die „Leipziger Allg. Musik-Zeitung" erwähnt dieser Aufführungen gleichfalls. Dieselbe Zeitung spricht 1816 S. 121 zum erstenmal von dem Zustande seines Gehörs, „der ihn unfähig mache, seine Werke selbst zu dirigieren". Diese Notiz in bezug auf das Selbstdirigieren wolle man fest im Auge behalten, denn sie scheint mir bei Ergründung der beiden Fragepunkte die wichtigste, ja entscheidendste. Daß die Abnahme seines Gehörs in diesem und auch im folgenden Jahre in seinem Klavierspiele nicht zu bemerken war, wird Herr Musikverleger Simrock in Bonn, der in jener Zeit Beethoven wiederholt gehört hat, ebenfalls bestätigen.

K. Czerny kam vom Jahre 1801—1819 oft mit Beethoven am Piano zusammen. Er selbst äußert sich darüber im vierten Teil seiner Klavierschule. Er kann bestätigen, daß unser Meister im Jahre 1819 das Spiel eines anderen noch recht wohl zu korrigieren imstande gewesen. Dasselbe vermochte er noch einige Jahre später mit mir. Und warum sollte er denn im April 1824 die beiden Damen Sontag und Unger wiederholt zu sich beschieden haben, um mit ihnen die Solopartien aus der neunten Sinfonie und der Missa einzuüben, wenn er sich nicht für fähig gehalten hätte, ihren Gesang überhören zu können?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Beethoven bis zu jenem Zeitpunkte wenigstens vermittelst des linken Ohrs einzelne oder einige Stimmen zu überhören vermochte, nicht aber in Massen, und daher seine Unfähigkeit, diese zu leiten. Die Vorgänge 1822 im Josefstädter Theater, das Jahr darauf mit seinem „Fidelio" im Kärnthnertortheater, ganz besonders jene 1824 bei Aufführung der neunten Sinfonie und der Missa zeigen das zur Genüge. Doch hat er im August 1825 das neue A-Moll-Quartett, op. 132, das Herr Moritz Schlesinger gekauft und

zu hören wünschte, sorgfältig mit den Vortragenden eingeübt. Herr Karl Holz saß an der ersten Violine, „Hephaestos" Linke am Violoncell. — Die Leipziger Allg. Musik-Zeitung 1822 berichtet endlich noch in Nr. 19, „daß Beethoven in einem geselligen Zirkel mehrere Male ganz meisterlich fantasiert habe". Es geschah dies im Hause seiner Freundin und Leidensgefährtin, der Frau Baronin von Puthon, die er damals noch zuweilen besucht hat.

Für mündliche Konversation war Beethovens Gehör schon im Laufe von 1818, selbst mit Hilfe der Sprachrohre, zu schwach, und es mußte von da an zur Schrift Zuflucht genommen werden. Nur allein im Verkehr mit dem Erzherzog Rudolf, und zwar seines weichen Sprachtons wegen, vermochte das kleinste seiner Sprachrohre noch mehrere Jahre hindurch gute Dienste zu leisten.

Über letzte Bestimmungen des Meisters berichtet Schindler in der Einleitung zu seiner Biographie:

Als im Verlaufe der Krankheit, welcher Beethoven nach vollem viermonatigen Leiden erlegen, dieser sich mit Stephan von Breuning und mir über die Biographien des griechischen Plutarch unterhielt, benutzte Breuning die längst erwünschte Gelegenheit, den Meister scheinbar ohne alle Absicht zu fragen, wen er sich wohl unter seinen Zeitgenossen zu seinem Biographen erwählen wollte. Ohne sich zu bedenken, antwortete er: „Rochlitz, wenn er mich überleben sollte." Weiter sprach er noch, daß es sicher zu vermuten sei, daß viele geschäftige Federn sich auch nach seinem Dahinscheiden beeilen würden, die Welt mit einer Unzahl von Anekdoten und Histörchen über ihn zu unterhalten, die aller Wahrheit ermangeln — wie es überhaupt Männern zu ergehen pflege, die einigen Einfluß auf ihre Zeit gehabt. Daher sei sein aufrichtiger Wunsch, daß, was man einstens über ihn sage, nach allen Beziehungen hin strenge der Wahrheit getreu gesagt werde, gleichviel, ob dieser oder jener sich dadurch getroffen fühle, oder es selbst seine eigene Person betreffe.

Diese Äußerung, in einem Momente ausgesprochen, wo des Freundes

Auflösung als nahe bevorstehend schien, war für uns zu wichtig, als daß wir ihr keine weitere Folge hätten geben sollen. Doch mußte hiermit die größtmöglichste Vorsicht beobachtet werden, wie mit allem, was nur entfernt auf Tod Bezug haben konnte, denn seine Phantasie, aufgeregter wie selten im gesunden Zustande, schweifte durch alle Welträume, entwarf Pläne zu Reisen, zu großen Kompositionen usw., kurz, an einen nahen Tod dachte er in jenem Momente noch nicht, wollte auch durch nichts daran gemahnt sein. Leben wollte er, denn es war noch so Vieles zu schaffen, wozu vielleicht keinem außer ihm die Kraft verliehen war. Die Vorsicht gebot demnach, mit unseren Wünschen eine passendere Gelegenheit abzuwarten, um ihn auf diesen Punkt wieder zurückführen zu können. Diese ergab sich leider nur zu bald, indem er selber infolge fühlbarer Abnahme der physischen Kräfte die Hoffnung zu einer Genesung eitel nannte und anfing, mit stoischer Weisheit seiner Auflösung entgegenzusehen. Plutarch und andere der griechischen Lieblingsschriftsteller lagen um ihn herum, als er eines Tages (es mag der siebente oder achte Tag vor seinem Dahinscheiden gewesen sein) wieder auf seinen vielbewunderten Lucius Brutus (dessen Statuette vor ihm stand) zu sprechen kam, der für uns das Stichwort abgab, den abgebrochenen Faden in betreff seines Biographen wieder zu erfassen. Ergeben in sein Schicksal las Beethoven das von Breuning Geschriebene mit gespannter Aufmerksamkeit und sagte dann gelassen: „Dort liegt dieses, dort jenes Papier, nehmet es und machet den besten Gebrauch davon, doch in allem streng die Wahrheit, darüber mache ich Euch beide verantwortlich und schreibt an „Rochlitz".

Unsere Wünsche waren erreicht. Über einige der bezeichneten Papiere gab er noch besondere Aufschlüsse und Notizen. Was noch in jener wichtigen Stunde auf sein Verlangen geschehen, war, daß ich sämtliche vorhandene Korrespondenz, Breuning aber alle übrigen Familien- und sonstigen Dokumente, worunter auch die erste Bearbeitung des „Fidelio" in Partitur, in Gewahrsam nehmen sollte, was pünktlich erfüllt wurde. — —

Professor Dr. Wawruch behandelte Beethoven in seiner letzten Krankheit. W. ist meist abfällig kritisiert worden, jedoch zu Unrecht, da er sehr bald die richtige Krankheit erkannte und sorgfältig und umsichtig vorging. Einen Krankheitsbericht schrieb er bald (20. Mai) nach dem Tode des Meisters nieder; im Jahre 1842 wurde er durch Aloys Fuchs in der „Wiener Zeitschrift" veröffentlicht. Das Wesentliche daraus sei mitgeteilt, und zwar nach dem Abdruck in der „Neuen Zeitschrift für Musik" 1843, Nr. 47:

Ludwig van Beethoven versicherte, von seiner frühesten Jugend an, eine rüstige, dauerhafte, durch mancherlei erduldetes Ungemach abgehärtete Gesundheit besessen zu haben, welche selbst durch die angestrengtesten Lieblingsarbeiten, durch ein ausdauerndes, tiefes Studium nicht im geringsten erschüttert zu werden vermochte. Von jeher sagte die einsame nächtliche Stille seiner glühenden Phantasie am freundlichsten zu. Er schrieb daher gewöhnlich bis um drei Uhr nach Mitternacht. Ein kurzer Schlaf von vier bis fünf Stunden reichte vollkommen hin, ihn zu erquicken. Nach genossenem Frühstück saß er wieder bis um zwei Uhr nachmittags am Schreibpult*).

Doch mit dem Eintritte ins dreißigste Lebensjahr stellten sich Hämorrhoidalleiden mit einem lästigen Klingen und Sausen in beiden Ohren ein. Bald wurde er schwerhörig, und obwohl er oft monatelange ungetrübte Zwischenräume besaß, wuchs sein Übel endlich zur völligen Taubheit an. Alle Versuche der Kunst blieben erfolglos. Beinahe um dieselbe Zeit empfand Beethoven, daß die Verdauung zu leiden anfing; gestörte Eßlust brachte Unverdaulichkeit, lästiges Aufstoßen, bald hartnäckige Verstopfung, bald oftmaliges Abweichen.

Nie gewohnt, an einen ärztlichen Rat ernstlich zu denken, fing er an, geistige Getränke zu lieben, um die abnehmende Eßlust zu wecken und der Schwäche des Magens durch starken Punsch und Gefrorenes im Übermaß genossen, durch lange ermüdende Exkursionen zu Fuße einigermaßen aufzuhelfen. Gerade diese Änderung seiner Lebensweise hatte ihn vor etwa sieben Jahren an den Rand des Grabes geführt. Er bekam eine heftige Gedärmentzündung, die zwar der Kunst wich, jedoch in der Folge oftmalige Gedärmleiden und Kolikschmerzen veranlaßte,

*) Wir wissen aber von Schindler, daß Beethoven abends gegen 10 Uhr zu Bett zu gehen pflegte, wovon er vielleicht nur während der letzten Arbeiten abwich.

die auch zum Teil die spätere Entwicklung seiner tödlichen Krankheit begünstigen mußten.

Im Spätherbste des verflossenen Jahres (1826) entstand bei Beethoven der unwiderstehliche Drang, seiner wankenden Gesundheit wegen sich zur Erholung aufs Land zu begeben*). Da er seiner vollständigen Taubheit wegen jede Gesellschaft sorgfältig vermied, so war er unter den ungünstigsten Umständen tage-, ja wochenlang sich selbst überlassen. Er schrieb oft mit seltener Ausdauer am Abhange eines Waldhügels an seinen Werken und lief dann nach beseitigter Arbeit, vom Nachdenken noch glühend und oft jeder Witterung trotzend, nicht selten selbst im rauhen Schneegestöber stundenlang in den unwirtbarsten Gegenden umher. Seine schon von Zeit zu Zeit ödematösen Füße fingen an zu schwellen, und da er (seiner Beteuerung nach) jede Lebensbequemlichkeit, jede gemächliche Erquickung entbehren mußte, so nahm sein Übel schnell überhand.

Beängstigt durch die traurige Aussicht in die düstere Zukunft, im Erkrankungsfalle auf dem Lande hilflos zu sein, sehnte er sich nach Wien zurück und benutzte nach seiner jovialen Aussage das elendeste Fuhrwerk des Teufels, einen Milchwagen, zur Heimkehr**).

Der Dezember war rauh, naßkalt und frostig, Beethovens Bekleidung nichts weniger als der unfreundlichen Jahreszeit angemessen, und doch trieb ihn eine innere Unruhe, eine düstere Unglücksahnung fort. Er war bemüßigt, in einem Dorfwirtshause zu übernachten, worin er außer dem elenden Obdach nur ein ungeheiztes Zimmer ohne Winterfenster antraf. Gegen Mitternacht empfand er den ersten erschütternden Fieberfrost, einen trockenen, kurzen Husten von einem heftigen Durst und Seitenstechen begleitet. Mit dem Eintritt der Fieberhitze trank er ein paar Maß eiskalten Wassers und sehnte sich in seinem hilflosen Zu-

*) Der Neffe war wegen seines Selbstmordversuchs aus Wien ausgewiesen worden; das war die nächste Veranlassung zu diesem Landaufenthalt.

**) Beethoven hatte von seinem Bruder verlangt, er solle den Neffen Karl zum Erben einsetzen. Die Weigerung veranlaßte die sofortige Abreise des erzürnten Meisters und den Abbruch der Beziehungen zu dem Bruder, der sich erst wieder am Sterbebette Beethovens unliebsam bemerkbar macht.

stande nach dem ersten Lichtstrahl des Tages. Matt und krank ließ er sich auf den Leiterwagen laden und langte endlich kraftlos und erschöpft in Wien an.

Erst am dritten Tage wurde ich gerufen. Ich traf Beethoven mit den bedenklichen Symptomen einer Lungenentzündung behaftet an; sein Gesicht glühte, er spuckte Blut, die Respiration drohte mit Erstickungsgefahr und der schmerzliche Seitenstich gestattete nur eine quälende Rückenlage. Ein streng entzündungswidriges Heilverfahren schaffte bald die erwünschte Linderung; seine Natur siegte und befreite ihn durch eine glückliche Krise von der augenscheinlichen Todesgefahr, so daß er am fünften Tage sitzend imstande war, mir sein bisher erlittenes Ungemach mit tiefer Rührung zu schildern. Am siebenten Tage fühlte er sich so erträglich wohl, daß er aufstehen, herumgehen, lesen und schreiben konnte.

Doch am achten Tage erschrak ich nicht wenig. Beim Morgenbesuche fand ich ihn verstört, am ganzen Körper gelbsüchtig; ein schreckbarer Brechdurchfall drohte ihn die verflossene Nacht zu töten. Ein heftiger Zorn, ein tiefes Leiden über erlittenen Undank und unverdiente Kränkung veranlaßte die mächtige Explosion. Zitternd und bebend krümmte er sich vor Schmerzen, die in der Leber und den Gedärmen wüteten, und seine bisher nur mäßig aufgedunsenen Füße waren mächtig geschwollen.

Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich die Wassersucht; die Aussonderung wurde sparsamer, die Leber bot deutliche Spuren von harten Knoten, die Gelbsucht stieg. Ein liebevolles Zureden seiner Freunde besänftigte bald den drohenden Aufruhr und der Versöhnliche vergaß jede ihm angetane Schmach. Doch rückte die Krankheit mit Riesenschritten vorwärts. Schon in der dritten Woche stellten sich nächtliche Erstickungszufälle ein; das enorme Volum der Wasseransammlung forderte schnelle Hilfe, und ich fand mich bemüßigt, den Bauchstich vorzuschlagen, um dadurch der plötzlichen Berstungsgefahr vorzubeugen. Nach ein paar Augenblicken ernsten Nachsinnens willigte Beethoven in die Operation ein, um so mehr, da der zur ärztlichen Beratschlagung erbetene Ritter von Staudenheim dasselbe Mittel als unerläßlich dringend emp-

fahl. Der Primarwundarzt des allgemeinen Krankenhauses Mag. Chir. Hr. Seibert machte den Bauchstich mit der ihm gewöhnlichen Kunstfertigkeit, so daß Beethoven beim Erblicken des Wasserstromes mit einem freudigen Gefühle ausrief, der Operateur komme ihm wie Moses vor, der mit seinem Stabe auf den Felsen schlug und demselben Wasser entlockte. Die Erleichterung trat bald ein. Die Flüssigkeit betrug 25 Pfund, doch der Nachfluß gewiß fünfmal so viel.

Eine Unvorsichtigkeit, die den Wundverband des Nachts löste, vermutlich, um alles enthaltene Wasser schnell zu entfernen, hätte beinahe die Freude des Besserbefindens ganz verleidet. Eine heftige rotlaufartige Entzündung stellte sich ein und wies die ersten Brandspuren, doch das sorgfältigste Trockenhalten der Wundlippen setzte dem Übel bald Schranken. Zum Glück waren die folgenden drei Operationen ohne die geringsten Anstände.

Beethoven wußte nur zu gut, daß die Paracenteſe nur ein Palliativmittel biete, und machte sich daher auf das erneuerte Steigen des Wassers gefaßt, um so mehr, da die regnerische, kalte Winterzeit die Wiederkehr des Übels begünstigen und die Krankheitsursache, die in verjährten Leberleiden sowie in organischen Fehlern der Unterleibseingeweide ihren Sitz hatte, verstärken mußte.

Merkwürdig bleibt es, daß Beethoven selbst nach glücklich vollendeten Operationen kein Medikament vertrug, wenn man leicht und sanft auflösende davon ausnimmt. Die Eßlust nahm von Tag zu Tag ab, und die Kraft mußte durch den oftmaligen großen Säfteverlust bedeutend schwinden. Daher kam Dr. Malfatti, der von nun an mich mit seinem Rate unterstützte und als langjähriger Freund Beethovens vorherrschende Neigung*) für geistige Getränke zu würdigen verstand, auf den Einfall, Punschgefrorenes anzuraten. Ich muß eingestehen, daß die Verordnung wenigstens ein paar Tage trefflich wirkte. Beethoven fühlte sich durch das weingeisthaltige Gefrorene so mächtig erquickt, daß er gleich die erste Nacht durchschlief und mächtig zu schwitzen anfing. Er wurde munter und oft voll witziger Einfälle und träumte

*) Eine solche ist auch sonst z. B. durch Dr. Bertolini und Dr. Braunhofer bestätigt; natürlich ist nicht von Trunksucht die Rede.

sogar, sein begonnenes Oratorium „Saul und David" endigen zu können*).

Doch dauerte, was vorauszusehen war, seine Freude nicht lange. Er fing an, die Verordnung zu mißbrauchen, und sprach dem Punsche wacker zu. Das geistige Getränk verursachte bald einen heftigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe; er wurde soporös und röchelte, gleich einem im tiefen Rausche sich Befindenden, fing an irre zu reden, und einigemal gesellte sich ein entzündlicher Halsschmerz mit einer Heiserkeit, ja sogar Stimmlosigkeit dazu. Er wurde stürmischer, und als nun von der Verkühlung der Gedärme Kolik und Durchfall entstand, war es hoch an der Zeit, ihm diese köstliche Labung zu entziehen.

Unter so bewandten Umständen bei einer rasch zunehmenden Abmagerung und einem bedeutenden Sinken der Lebenskraft verfloß der Januar, Februar und März. Beethoven prognostizierte in trüben Stunden des Selbstgefühls nach der vierten Paracentese seine herannahende Auflösung, und er irrte nicht. Kein Trost vermochte ihn mehr aufzurichten, und als ich ihm mit der herannahenden Frühlingswitterung Linderung seiner Leiden tröstend verhieß, entgegnete er mir lächelnd: „Mein Tagewerk ist vollbracht; wenn hier noch ein Arzt helfen könnte, his name shall be called wonderfull!" — Diese betrübende Anspielung auf Händels „Messias" ergriff mich so mächtig, daß ich in meinem Innern die Wahrheit des Ausspruchs mit tiefer Rührung bestätigen mußte.

Nun rückte der unglücksschwere Tag immer näher heran. Meine schöne und oft so schwere Berufspflicht als Arzt hieß mich, den befreundeten Dulder auf den verhängnisvollen Tag aufmerksam zu machen, damit er den Pflichten des Bürgers und der Religion Genüge leiste. Mit der zartesten Schonung schrieb ich die mahnenden Zeilen auf ein Blatt Papier (denn nur so machten wir von jeher uns einander verständlich). Beethoven las das Geschriebene mit einer beispiellosen Fassung langsam und sinnend, sein Gesicht glich dem eines Verklärten; er reichte mir herzlich und ernst die Hand und sagte: „Lassen Sie den Herrn Pfarrer

*) Der Text von den ihm befreundeten Dichter Chr. Kuffner. Das Werk blieb unvollendet.

rufen." Nun wurde er still und nachdenkend und nickte mir sein: „Ich sehe Sie bald wieder" freundlich zu. Bald darauf verrichtete Beethoven mit frommer Ergebung, die getrost in die Ewigkeit blickt, seine Andacht und wandte sich zu den ihn umgebenden Freunden mit den Worten: „Plaudite amici, finita est comoedia!"*)

Nach einigen Stunden verlor er die Besinnung, fing an komatös zu werden und zu röcheln. Am folgenden Morgen waren alle Symptome der herannahenden Auflösung da. Der 26. März war stürmisch, trüb, ein Schneegestöber mit Donner und Blitz erhob sich gegen die sechste Nachmittagsstunde. — Beethoven starb. — Würde ein römischer Augur aus dem zufälligen Aufruhr der Elemente nicht auf seine Apotheose geschlossen haben?

Anton Schindler veröffentlichte im „Frankfurter Konversationsblatt", 14. Juli 1842, gegen Wawruchs Krankheitsbericht folgende Entgegnung, die sich in Jahns Nachlaß in der Königlichen Bibliothek in Berlin findet:

Wawruch war mit Beethoven früher gar nicht bekannt und durch einen Zufall gerufen. Malfatti kam der dringendsten Bitten ungeachtet erst zu Ende des zweiten Monats ans Krankenbett. Nach der zweiten Operation ließ ihn Beethoven durch Schindler dringend bitten, zu kommen, sonst müsse er sterben, Wawruch kenne seine Natur nicht, ruiniere ihn mit zuvielen Medikamenten, deren er fünfundsiebzig Flaschen, ohne die Pulver, habe nehmen müssen; er habe zu Wawruch kein Vertrauen. Malfatti erwiderte kalt und trocken: „Sagen Sie Beethoven, daß er als Meister der Harmonie wissen werde, daß ich mit meinem Kollegen auch in Harmonie leben muß." Beethoven weinte darüber bittere Tränen. Endlich kam Malfatti, beseitigte Wawruchs Medizinflaschen, besuchte aber Beethoven nicht regelmäßig, wollte auch seinen Assistenten nicht schicken, ließ sich nur mitunter berichten.

Am 17. März schrieb Beethoven — zum letztenmal — an Schindler.

---

*) Wie es sich in Wahrheit um dieses viel erörterte Wort verhält, ersehen wir aus Breunings Erinnerungen.

„Wunder! Wunder! Wunder! Die hochgelahrten Herren sind beide geschlagen, nur durch Malfattis Wissenschaft werde ich gerettet. Es ist nötig, daß Sie einen Augenblick noch diesen Vormittag zu mir kommen. —

Der Ihrige

Beethoven."

Punscheis verordnete Malfatti, weil Beethoven so ganz heruntergekommen war, anfangs täglich ein Glas, erst nach der vierten Woche wurde ihm kein Maß vorgeschriebeu, so daß er zwei, ja drei Gläser trank. Er arbeitete an der zehnten Sinfonie weiter.

Beethoven trank gern ein Glas Wein, verfälschten am liebsten, aber nie unmäßig. — Im Juni 1823 schickte ein Dilettant und Verehrer Beethovens sechs Flaschen Tokaier als vorzügliches Mittel gegen sein anhaltendes Magenübel. Auf Schindlers Meldung schrieb Beethoven vom Lande am 18. Juni:

„Den Tokaier betreffend ist solcher nicht für den Sommer, sondern für den Herbst, und zwar für einen Fiedler, welcher dieses edle Feuer zu erwidern imstande ist, und den Fuß in Ungewittern halten kann" — mit der mündlichen Anweisung, damit nach Belieben zu verfahren. —

Ein Oratorium Saul und David hatte Beethoven nicht in Arbeit. Wawruch fragte ihn einmal, ob dies nicht ein geeigneter Stoff für ein Oratorium sei.

Beethoven konnte nicht Englisch, wohl aber Wawruch. — Nicht ganz genau ist die Nachricht vom Landaufenthalt und der Rückreise.

Frau Linzbaur berichtet von dem letzten Besuche Karl Holzens bei dem Sterbenden folgendes:

Ob Castelli viel mit Beethoven verkehrte? — „Wenig!" antwortete Holz. „Eines Falles gedenke ich, wo es sonderbar, daß gerade Castelli mitgewesen, der den Meister sonst wenig gesehen, nämlich einen Tag vor seinem Hinscheiden. Haslinger, Castelli und ich besuchten ihn, wir knieten alle drei vor seinem Bette." — Holz versagte die Stimme, er

verhüllte sein Gesicht und weinte. — „Er hat uns gesegnet!“ sagte er mit Anstrengung, „und wir haben seine Hand geküßt und ihn nimmer gesehen!“

Der zweite Teil der Erinnerungen Ludwig Cramolinis (vergleiche Bd. I, S. 227 ff.) fällt in diese letzte traurige Zeit wie ein freundlicher Schein.

Ich habe nur ein einziges Mal noch im Leben mit Beethoven verkehrt, und zwar auf Veranlassung meiner Mutter. Es war am 15. oder 16. Dezember 1826. Ich war bereits zwei Jahre als Tenorist am k. k. Hofoperntheater angestellt und mit der ausgezeichneten Sängerin Nanette Schechner verlobt. Da sagte meine Mutter nach der Vorstellung des Fidelio, den Nanny entzückend schön sang und spielte: „Hätte ich doch mein Lebtag nicht geglaubt, daß der alte Brummbär eine so göttliche Musik schreiben konnte, eine Musik, die mir die hellen Tränen auspreßte.“ Meine Mutter hatte nämlich bis dahin noch keine Gelegenheit, eine Beethovensche Musik zu hören. „Du solltest ihn einmal besuchen, vielleicht erinnert sich Beethoven an uns beide. Es wäre undankbar von ihm, wenn er es nicht täte, was ich aber nicht glauben mag, denn wer so tief fühlt, wie er es in der Komposition seines Fidelio beurkundet, muß ein gutes Herz haben, und daran habe ich nie gezweifelt.“ Nanny animierte mich ebenfalls dazu und drückte den Wunsch aus, bei der Gelegenheit ihn ebenfalls kennen zu lernen. Ich ging endlich darauf ein, sprach mit Schindler, damals Musikdirektor am Josefstadt-Theater, und bat ihn, Beethoven an den kleinen Louis, den Sohn der Frau Cramolini, zu erinnern, der ihn so oft gequält, und der jetzt reif sei, seine unsterblichen Werke zu erkennen und zu bewundern. Nach einigen Tagen sagte mir Schindler, daß Beethoven bereit sei, uns, Nanny und mich, zu empfangen, wir müßten aber verzeihen, wenn er uns im Bette liegend empfange. Auch sollten wir Noten mitbringen, er wollte uns hören — wenigstens singen sehen. Wir fuhren also an jenem Dezembertag nachmittags zu ihm hinaus. Als wir eintraten, lag der arme Mann auf seinem Krankenlager an der Wassersucht schwer danieder. Mit strahlenden, weitgeöffneten

Augen sah er mich an, dann reichte er mir lächelnd seine Linke und sagte: „Das ist also der kleine Louis und jetzt sogar Bräutigam?" Darauf nickte er gegen Nanny und sagte: „Ein schönes Pärchen und, wie ich höre und las, ein paar tüchtige Künstler! — Nun wie geht es Ihrer lieben Mutter?" Er reichte uns Papier und Bleistift, und wir führten die darauffolgende Konversation schriftlich, während er manchmal ziemlich unverständlich sprach. Darauf ersuchte er uns, ihm etwas zu singen. Schindler setzte sich an einen der beiden Flügel, die nebeneinander mitten im Zimmer standen, und wir stellten uns Beethoven vis-à-vis. Ich schrieb ihm, ich würde seine Adelaide, durch die ich eigentlich bei der Sängerwelt bekannt wurde, singen. Beethoven nickte freundlich. Als ich aber zu singen anfangen wollte, war mir vor Angst der Gaumen und Hals so trocken geworden, daß es mir unmöglich ward, zu singen. Ich bat Schindler, einige Momente zu warten, bis ich gesammelt sei. Beethoven fragte, was vorging, warum ich nicht sänge, und lachte laut auf, als ihm Schindler schrieb, was Ursache sei. Dann sagte er: „Singen Sie nur, lieber Louis, ich höre ja leider nichts, ich will Sie nur singen sehen." Endlich faßte ich Mut und sang mit wahrer Begeisterung das Lied aller Lieder, Beethovens göttliche Adelaide. Als ich fertig war, winkte mich Beethoven zu sich ans Bett und sagte, mir die Hand freundlich drückend: „Aus Ihrem Atemholen habe ich gesehen, daß Sie richtig singen, und in Ihren Blicken habe ich gelesen, daß Sie, was Sie singen, empfinden. Sie haben mir großes Vergnügen bereitet." Ich war überglücklich über das Urteil dieses großen Mannes und trocknete mir eine Träne ab. Als ich ihm die Hand küssen wollte, zog er sie rasch zurück und sagte: „Das tun Sie Ihrer braven Mutter und grüßen Sie sie zu wiederholten Malen von mir, und sagen Sie ihr, welche Freude es mir war, daß sie sich meiner noch erinnert und mir den kleinen Louis geschickt hat."

Nun sang Nanny die große Arie der Leonore aus Fidelio, und mit jener Begeisterung, daß Beethoven wiederholt taktierte und sie mit seinen weitgeöffneten Augen ordentlich verschlang. Nach der Arie hielt Beethoven längere Zeit seine Augen mit der Hand bedeckt, dann sagte er: „Sicher sind Sie eine Meisterin und im Besitz einer Stimme, die

an die Milder erinnern mag, der aber die Tiefe des Gefühls nicht so zu Gebote stand wie Ihnen, die sich deutlich auf Ihrem Gesicht zeigte. Wie schade, daß ich Sie nicht —", wahrscheinlich wollte er sagen: „hören kann", aber er brach ab und sagte: „Ich danke Ihnen, Fräulein, für die schöne Stunde, und mögen Sie beide recht glücklich miteinander werden." Nanny war ebenfalls tief gerührt und drückte seine Hand an ihr Herz. Es entstand eine kleine Pause, dann sagte Beethoven: „Ich fühle mich doch recht angegriffen."

Wir brachen auf, zuvor aber schrieben wir noch unsern Dank nieder mit der Bitte, zu verzeihen, daß wir seine Ruhe störten, und den Wunsch, der liebe Gott möge ihm bald seine volle Gesundheit wiedergeben. Da sagte Beethoven lächelnd: „Dann schreibe ich eine Oper für euch beide. Grüßen Sie viele, viele Male Ihren Vater und Ihr liebes Mütterchen, und sollte ich nochmals gesund werden, will ich Schindler beauftragen, Sie zu mir zu bringen. Adieu, mein kleiner Louis, und adieu, mein lieber Fidelio." Er drückte uns nochmals die Hand, sah uns wehmütig, aber freundlich an und wendete schließlich seinen Kopf nach der Wand. Wir gingen, leise auftretend, um ihn nicht zu stören, zur Tür hinaus und fuhren schon nach der Stadt zurück, als Nanny zuerst das Schweigen brach und sagte: „Wir haben den göttlichen Mann wohl zum letzten Male gesehen." Den gleichen Gedanken hatte ich auch. Ich gab Nanny meine Hand, und wir weinten bitterlich.

Andreas Streicher, der von Stumpff beauftragt war, die Werke Händels (die unvollständige Ausgabe Arnolds von 1790) dem Meister zu überreichen, schrieb an Stumpff darüber am 5. Januar 1827:

Es wird Ihnen höchst angenehm sein, zu erfahren, daß Ihr Geschenk dem armen Beethoven, der so elend an sein Krankenbett gefesselt ist, die größte Freude bereitete und ihn seine trübselige Lage vergessen machte. Ein Buch (Kompositionen) von einem seiner Londoner Bekannten wurde ihm zur selben Zeit mit Ihrem Händel übergeben; er nahm es in seine Hand und legte es beiseite, ohne eine Silbe zu äußern. Dann zeigte er mit einem Finger auf Händels Werke, und mit Gefühl

und Erhebung sagte er: „Das ist das Wahre!“ Beethoven liegt an der Wassersucht danieder, und obschon die Operation des Abzapfens vorgenommen ist, erklären doch seine Ärzte, daß er sich in äußerster Gefahr befindet.

(Mitgeteilt „Harmonicon“, Februar 1827, Seite 23. Hier Abdruck aus „Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft“, 1863, Seite 450.)

Schindler schrieb an Moscheles am 22. Februar 1827 folgenden Bericht über Beethovens Zustand:

— — Schon bei Ihrem letzten Hiersein schilderte ich Ihnen Beethovens finanzielle Zustände und ahnte nicht, daß der Zeitpunkt so nahe sei, wo wir diesen würdigen Mann auf eine so jämmerliche Art seinem letzten Ende würden entgegengehen sehen. Ja, wohl kann man sagen „seinem letzten Ende“; denn wie die Sache mit seiner Krankheit gegenwärtig steht, so ist an eine Genesung gar nicht zu denken, obwohl er dies gar nicht wissen darf, aber es selbst schon ahnt.

Erst am 3. Dezember kam er mit seinem nichtswürdigen Neffen vom Lande an. Auf der Hierherreise mußte er des schlechten Wetters halber in einem elenden Wirtshause übernachten, wo er sich dermaßen eine Erkältung zuzog, daß er augenblicklich eine Lungenentzündung bekam und in diesem Zustande hier ankam. Kaum war dieselbe beseitigt, so zeigten sich auch schon alle Spuren der Wassersucht, die so heftig überhandnahm, daß er schon am 18. Dezember das erstemal mußte operiert werden, sonst wäre er geborsten. Am 8. Januar folgte die zweite Operation und am 20. Januar die dritte. Nach der zweiten und dritten Operation ließ man das Wasser jedesmal durch elf Tage aus der Wunde fließen; allein, kaum war die Wunde geheilt, so war der Andrang des Wassers ungeheuer schnell, so daß ich öfters fürchtete, er müßte, noch ehe es zur Operation kommen könnte, ersticken. Nur jetzt bemerke ich, daß der Andrang des Wassers nicht so heftig ist als früher, denn es dürften jetzt, wenn es so fortgeht, wohl noch acht bis zehn Tage bis zur vierten Operation vergehen.

Nun, Freund! Denken Sie sich Beethoven in einer so fürchterlichen Krankheit, mit seiner Ungeduld und überhaupt mit seinem Temperament. Denken Sie sich ihn in diese Lage versetzt durch den niederträchtigsten Menschen, seinen Neffen, zum Teil auch durch seinen Bruder; denn beide Ärzte, Herr Malfatti und Professor Wawruch, erklären den Grund der Krankheit aus den fürchterlichen Gemütsbewegungen, denen der gute Mann lange Zeit hindurch durch seinen Neffen ausgesetzt war, sowie aus dem zu langen Aufenthalte in der nassen Jahreszeit auf dem Lande, welches aber nicht leicht zu ändern war, weil der junge Herr nicht in Wien bleiben durfte, infolge eines Polizeimandates, und ein Platz bei einem Regiment nicht sogleich ausfindig zu machen war. Nun ist er Kadett beim Erzherzog Ludwig und beträgt sich noch stets gegen seinen Onkel wie früher, obwohl er jetzt, sowie eh', ganz von ihm lebt. Den Brief an Sir Smart schickte ihm Beethoven bereits vor vierzehn Tagen zu, zur Übersetzung ins Englische, allein bis heute ist noch keine Antwort zurück, obwohl er nur einige Stationen von hier, in Iglau, ist.

Sollten Sie es, mein herrlicher Moscheles, in Verbindung mit Sir Smart dahin bringen, daß die Philharmonische Gesellschaft seinem Wunsche willfährt, so tun Sie gewiß dadurch die größte Wohltat; die Ausgaben in dieser langwierigen Krankheit sind außerordentlich, so zwar, daß die Vermutung, er werde in der Folge Mangel leiden müssen, ihn Tag und Nacht quält; denn von seinem abscheulichen Bruder etwas annehmen zu müssen, brächte ihm zuerst den Tod.

Wie es sich jetzt schon zeigt, so wird aus der Wassersucht eine Abzehrung, denn er ist jetzt schon nur Haut und Knochen; allein seine Konstitution wird noch sehr lange diesem entsetzlichen Ende widerstehen.

Was ihn noch sehr kränkt, ist, daß sich hier gar niemand um ihn bekümmert; und wirklich ist diese Teilnahmlosigkeit höchst auffallend. In früherer Zeit ist man in Equipagen vorgefahren, wenn er nur unpäßlich war; jetzt ist er ganz vergessen, als hätte er gar nie in Wien gelebt. Ich habe dabei die größte Plage und wünsche sehnlichst, daß es sich mit ihm bald ändern möge, wie immer, denn ich verliere alle

meine Zeit, da ich bloß allein mit ihm zu tun habe, weil er sonst niemand um sich haben will, und ihn in dieser ganz hilflosen Lage verlassen, wäre doch unmenschlich.
Er spricht jetzt häufig von einer Reise nach London, wenn er gesund wird, und rechnet schon, wie wir beide am wohlfeilsten auf der Reise leben werden. Aber, du lieber Gott! Die Reise wird hoffentlich weiter als nach England gehen. Seine Unterhaltung, wenn er allein ist, besteht im Lesen der alten Griechen, auch mehrere der W. Scottschen Romane hat er mit Vergnügen gelesen. — —

Und am 24. März 1827 läßt Schindler folgende erschütternde Ergänzung Moscheles zugehen:

— — Mein guter Moscheles, wenn Sie diese Zeilen lesen, wandelt unser Freund nicht mehr unter den Lebenden. Seine Auflösung geht mit Riesenschritten, und es ist nur ein Wunsch unser aller, ihn bald von diesem schrecklichen Leiden erlöst zu sehen. Nichts anderes bleibt mehr übrig. Seit acht Tagen liegt er schon beinahe wie tot, nur manchen Augenblick rafft er seine letzten Kräfte zusammen und fragt auch etwas oder verlangt etwas. Sein Zustand ist schrecklich und gerade so, wie wir es kürzlich von dem Herzog von York gelesen haben. Er befindet sich fortwährend in einem dumpfen Dahinbrüten, hängt den Kopf auf die Brust und sieht starr stundenlang auf einen Fleck, kennt die besten Bekannten selten, ausgenommen, man sagt ihm, wer vor ihm steht. Kurz, es ist schauderhaft, wenn man dieses sieht; und nur noch wenige Tage kann dieser Zustand dauern; denn alle Funktionen des Körpers hören seit gestern auf. Also will's Gott, so ist er, wie wir auch mit ihm, bald erlöset. Scharenweise kommen jetzt die Menschen, um ihn noch zu sehen, obgleich durchaus niemand vorgelassen wird, bis auf jene, welche keck genug sind, den sterbenden Mann noch in seinen letzten Stunden zu belästigen.
Der Brief an Sie ist bis auf wenige Worte im Eingange ganz wörtlich von ihm diktiert und wohl der letzte seines Lebens, obwohl er mir heute noch, ganz abgebrochen, die Worte „Smart — Stumpff — schreiben" — zuflüsterte. Wird es möglich sein, daß er nur seinen

Namen noch aufs Papier bringt, so wird es auch noch geschehen. — Er fühlt sein Ende, denn gestern sagte er mir und Herrn von Breuning: „Plaudite, amici, comoedia finita est!“ Auch waren wir gestern so glücklich, mit dem Testamente in Ordnung zu kommen, obwohl nichts da ist, als einige alte Möbel und Manuskripte. Unter der Feder hatte er ein Quintett für Streichinstrumente und die zehnte Sinfonie, deren er in Ihrem Briefe erwähnt. Von dem Quintett sind zwei Stücke ganz fertig. Es war für Diabelli bestimmt. — Die Tage nach Erhalt Ihres Briefes war er äußerst aufgeregt und sagte mir viel von dem Plan der Sinfonie, die jetzt um so größer ausfallen würde, weil er sie für die Philharmonische Gesellschaft schreiben werde.

Ich hätte nur sehr gewünscht, Sie hätten in Ihrem Briefe bestimmt erklärt, er könne diese Summe von 1000 f. C. M. nur teilweise erheben, und ich hatte es auch mit Herrn Rau so verabredet, allein Beethoven hielt sich an den Schluß des Satzes aus Ihrem Briefe. Kurz, Kummer und Sorgen waren auf einmal verschwunden, wie das Geld da war, und er sagte ganz vergnügt: „Nun können wir uns wieder manchmal einen guten Tag antun“; denn es waren noch 340 fl. W. W. in der Kassette, und wir beschränkten uns daher seit einiger Zeit auf Rindfleisch und Zugemüse, welches ihn mehr schmerzte als alles andere. Des anderen Tages, als Freitag, ließ er sich sogleich seine Lieblingsgerichte von Fischen machen, um nur davon naschen zu können. Kurz, seine Freude über die edle Handlung der Philharmonischen Gesellschaft artete zuweilen ins Kindische aus. Auch mußte sogleich ein großer sogenannter Großvaterstuhl angeschafft werden, der 50 fl. W. W. kostete, in welchem er täglich wenigstens eine halbe Stunde ruht, so daß er sich das Bett ordentlich machen lassen kann.

Sein Eigensinn ist aber noch immer entsetzlich und wirkt vorzüglich auf mich sehr hart, indem er durchaus niemand um sich leiden will, als mich. Und was blieb mir anders übrig, als alle meine Lektionen aufzugeben, und die ganze Zeit, die ich nur immer zusammenraffen konnte, ihm zu widmen. Jedes Getränk und jede Speise muß ich vorher versuchen, ob es ihm auch nicht schädlich sein könnte. — So herz-

lich gern ich dieses nun auch tue, so dauert das für so einen armen Teufel, als ich bin, schon leider zu lange. — —

Moscheles ließ sich von dem Erzieher Rau (im Hause des Bankiers Eskeles) nach London über Beethovens Zustand schreiben; Rau ist nicht mit Heribert Rau zu verwechseln, der einen früher viel gelesenen, aber oberflächlichen Beethoven-Roman schrieb.

Wien den 17. März 1827.

Lieber Freund!

Nach einer sehr bedeutenden Augenentzündung, die mich durch drei Wochen zwischen den vier Wänden meines Dormitoriums gefangenhielt, bin ich, gottlob! wieder so weit hergestellt, daß ich — obschon mit Mühe und Anstrengung — die Feder wieder führen darf. Errate, was Du lesen kannst, und habe Nachsicht mit der Undeutlichkeit meiner Schrift.

Dein Schreiben, welches ich zugleich mit den für Beethoven überschickten 100 Pfund empfing, setzte uns in ebenso großes Staunen als Bewunderung. Der große, in ganz Europa mit Recht verehrte, hochgepriesene Mann, der edelste, gutherzigste Mensch liegt in Wien in der größten Not auf seinem Krankenlager zwischen Leben und Tod! Und dies müssen wir von London aus erfahren; von dort eilt man, ihm sein Elend, seinen Kummer zu mildern, ihn mit Hochherzigkeit vor Verzweiflung zu retten*). Ich fuhr auf der Stelle zu ihm, um mich von seiner Lage zu überzeugen und ihm die bevorstehende Hilfe anzuzeigen. Es war herzzerreißend, ihn zu sehen, wie er seine Hände faltete und sich beinahe in Tränen der Freude und des Dankes auflöste. Wie belohnend und beseligend wäre es für Euch, Ihr großmütigen Menschen, gewesen, wenn ihr Zeugen dieser höchst rührenden Szene hättet sein können!

*) Daß Moscheles selbst die Situation in Wien richtig erkannte, geht aus der Bemerkung hervor, die er auf diesen Brief schrieb: „Ich habe jedoch viele Beweise, welche Teilnahme Beethovens gefahrvoller Zustand damals in Wien erregt hat, und daß viele seiner Verehrer ihm mit Hilfe und Trost entgegengeeilt wären, wenn seine Zurückgezogenheit den Zutritt zu ihm oder seiner nächsten Umgebung nicht zu sehr erschwert hätte."

Ich fand den armen Beethoven in der traurigsten Lage, mehr einem Skelette als einem lebenden Wesen ähnlich. Die Wassersucht hat so sehr um sich gegriffen, daß er schon vier- bis fünfmal abgezapft werden mußte. Er ist in ärztlicher Beziehung in den Händen des Dr. Malfatti, also gut versorgt. Malfatti gibt ihm wenig Hoffnung. Wie lange sein gegenwärtiger Zustand noch dauere, oder ob er überhaupt gerettet werden kann, läßt sich nicht bestimmen. Indes hat die Anzeige der eingetretenen Hilfe eine merkwürdige Veränderung zur Folge gehabt. Durch die freudige Gemütsbewegung veranlaßt, sprang in der Nacht eine der vernarbten Punktionen auf, und alles Wasser, das sich seit 14 Tagen[?] gesammelt hatte, floß von ihm. Als ich ihn des andern Tags besuchte, war er auffallend heiter, fühlte sich wunderbar erleichtert. Ich eilte zu Malfatti, ihn hiervon in Kenntnis zu setzen. Er hielt dieses Ereignis für sehr beruhigend. Man wird ihm auf einige Zeit eine Hohlsonde applizieren, um diese Wunde offen zu erhalten und dem Andrange des Wassers freien Abfluß zu verschaffen. Gott gebe seinen Segen! —

Mit seiner häuslichen Umgebung und Bedienung, die in einer Köchin und einem Dienstmädchen besteht, ist Beethoven zufrieden. Sein Freund, unser bekannter, braver Schindler speist täglich bei ihm und sorgt in dieser Beziehung sehr freundschaftlich und redlich für ihn. Schindler besorgt Beethovens Korrespondenz und bestreitet soviel als möglich seine Auslagen.

Hier beiliegend empfängst Du, lieber Freund, eine von Beethoven ausgestellte Quittung über die ihm eingehändigten 1000 fl. Conv. M. Als ich ihm den Vorschlag machte, nur 500 fl. auf einmal zu übernehmen und den Rest von 500 fl. beim Herrn Baron von Eskeles in sicherer Verwahrung zu lassen, bis er ihrer bedürfe, gestand er mir offenherzig, daß, als ihm die Unterstützung von 1000 fl. gleichsam wie vom Himmel zufloß, er in der peinlichen Lage war, Geld aufnehmen zu müssen. Ich übergab ihm also seinem dringenden Wunsche gemäß die ganze Summe von 100 Pfund oder 1000 fl. C. M. Auf welche Art Beethoven der Philharmonischen Gesellschaft seinen Dank abzustatten gedenkt, wird er in einem eigenen Schreiben an Sie kund-

machen. Kannst Du Beethoven in der Folge nützlich sein, und ich Dir hierzu meine Hand bieten, zähle auf meinen Eifer und meine Bereitwilligkeit. — Die ganze Familie Eskeles grüßt Dich, Deine Frau und Söhnlein eben so herzlich als ich

Dein aufrichtiger Freund

Rau.

Hier möge der Brief folgen, der des Meisters Tod nach London meldet.

Wien den 28. März 1827.

Lieber Freund!

Beethoven ist nicht mehr; er verschied den 26. März abends zwischen 5 und 6 Uhr unter dem herbsten Todeskampf und schrecklichen Leiden. Er war jedoch schon den Tag zuvor ohne alle Besinnung.

Nun ein Wörtchen von seiner Verlassenschaft. Aus meinem letzten Schreiben hast Du ersehen, daß Beethoven nach seiner eigenen Äußerung sich ohne Hilfe, ohne Geld, folglich in der größten Not befinde. Allein bei der Inventur, bei welcher ich gegenwärtig war, fand man in einem alten, halb vermoderten Kasten sieben Stück Bankaktien. Ob Beethoven sie absichtlich verheimlichte (denn er war sehr mißtrauisch und hoffte eine baldige Wiedergenesung), oder ob er es selbst nicht wußte, daß er sie besitze, ist ein Problem, das ich nicht zu lösen vermag*).

Die von der Philharmonischen Gesellschaft überschickten 1000 fl. Conv. M. fanden sich noch unberührt vor. Ich reklamierte sie Deiner Erklärung gemäß, mußte sie jedoch bis zur näheren Verfügung von der Philharmonischen Gesellschaft beim Magistrate deponieren. Daß die Leichenkosten aus diesem Gelde bestritten werden, konnte ich ohne Einwilligung von der Gesellschaft nicht zugestehen. Ich erlaube mir aber die Bitte, wenn von dort etwas erwirkt werden dürfte, daß es zugunsten der zwei armen Dienstleute, die den Kranken mit unendlicher Geduld, Liebe und Treue pflegten, geschehen möge, da ihrer im Testamente mit keinem Worte erwähnt wurde. Der Neffe von Beethoven ist Universalerbe.

*) Das Geld hatte Beethoven für seinen Neffen bestimmt, als dessen Eigentum er es ansah.

Über das von der Philharmonischen Gesellschaft Beethoven zugedachte Geschenk wird Dir Herr Schindler seinerzeit das Nähere mitteilen. Schreibe mir bald und bestimmt, was ich zu tun habe, und sei von meiner Pünktlichkeit überzeugt.

Den 29. ds. wird Beethoven begraben. Es erging eine Einladung an alle Künstler, Kapellen und Theater. Zwanzig Virtuosen und Komponisten werden die Leiche mit Fackeln begleiten; Herr Grillparzer hat einen äußerst rührenden Sermon verfertigt, den Herr Anschütz am Grabe sprechen wird. Überhaupt ist die Einleitung zu einer feierlichen, des Verstorbenen würdigen Beerdigung getroffen worden.

Dein Freund

Rau.

Ferdinand Hillers (1811—1885) Erzählung von seiner Erinnerung an den kranken Meister, den er 1827 als 15jähriger mit seinem Lehrer Hummel besuchte, ist wiederholt veröffentlicht worden. Wir geben hier seinen Bericht für Landaus Beethoven-Album 1877, wo wir ihn Seite 119 bis 123 entnehmen; er deckt sich fast mit der Erzählung in Hillers Buch „Aus dem Tonleben unserer Zeit" (1867).

Obschon man damals über die größten Männer weniger zu hören bekam, als man heutigestags allwöchentlich über die geringsten erfahren kann, war die Kunde von Beethovens Krankheit doch bis nach Weimar gelangt. Er litt an der Wassersucht. In Wien wurde uns von den Künstlern, die Hummel aufsuchten, das Schlimmste über seinen Zustand berichtet. Derselbe sei einesteils hoffnungslos, anderenteils unendlich traurig. Gänzliche Gehörlosigkeit, stets wachsendes Mißtrauen aller Welt gegenüber, dazu jetzt körperliches Leiden — erfolglose Operationen — Unmut und Einsamkeit — ja fast schreckenerregendes Äußeres. So vorbereitet fuhren wir in die Vorstadt hinaus. Durch ein geräumiges Vorzimmer, in welchem hohe Schränke dicke, zusammengeschnürte Massen von Musikalien trugen, kamen wir (wie pochte mir das Herz!) in Beethovens Wohnzimmer und waren nicht wenig erstaunt, den Meister, dem Anscheine nach ganz behaglich am Fenster sitzend zu finden. Er trug einen langen, grauen, im Momente gänzlich geöffneten Schlafrock und hohe, bis an die Knie reichende Stiefel. Abgemagert von der bösen Krankheit, er-

schien er mir, als er aufstand, von hoher Statur, er war nicht rasiert, sein volles, halb graues Haar fiel ungeordnet über die Schläfen, der Ausdruck seiner Züge wurde sehr freundlich und hell, als er Hummels ansichtig wurde, und er schien sich außerordentlich mit ihm zu freuen. Die beiden Männer umarmten einander aufs herzlichste; Hummel stellte mich vor, Beethoven bezeigte sich durchaus gütig, und ich durfte mich aus Fenster ihm gegenüber setzen.

Es ist bekannt, daß die mündliche Unterhaltung mit Beethoven zum Teil schriftlich geführt wurde, er sprach, aber diejenigen, mit welchen er sprach, mußten ihre Fragen und Antworten aufschreiben. Zu diesem Ende lagen dicke Hefte gewöhnlichen Schreibpapiers in Quartformat und Bleistifte stets in seiner Nähe. Wie peinvoll mag es für den lebhaften, sogar leicht ungeduldigen Mann gewesen sein, jegliche Antwort abwarten zu müssen, in jeder Minute des Gespräches eine Pause eintreten zu lassen, während welcher seiner Denktätigkeit gleichsam zum Stillstand verdammt war. Auch verfolgte er die Hand des Schreibenden mit gierigem Auge und übersah das Geschriebene mehr mit einem Blicke, als daß er es las. Der Lebhaftigkeit des Gespräches tat die fortwährende schriftliche Arbeit der Besuchenden natürlich großen Eintrag. Ich darf es mir selbst kaum übelnehmen, wie sehr ich es auch beklage, alle Äußerungen Beethovens damals nicht ausführlicher niedergeschrieben zu haben, als es geschehen, ja, ich muß mich sogar freuen, daß der 15jährige Knabe, der zum erstenmal sich in einer großen Stadt befand, Ruhe genug behielt, um sich überhaupt Einzelheiten zu notieren. Für die vollkommenste Genauigkeit alles dessen jedoch, was ich wiederzugeben imstande bin, darf ich mit bestem Gewissen einstehen. Das Gespräch drehte sich zu Anfang, wie üblich, um Haus und Hof, Reise und Aufenthalt, mein Verhältnis zu Hummel und was dergleichen mehr. Nach Goethes Befinden erkundigte sich Beethoven mit außerordentlicher Teilnahme, und wir durften das Beste melden. Hatte mir doch noch vor wenigen Tagen der große Dichter einige freundliche, auf die Reise bezügliche Verse in mein Stammbuch geschrieben. Über sein Befinden klagte der arme Beethoven gar sehr. „Da liege ich nun schon vier Monate," rief er aus, „man verliert zuletzt

die Geduld!" Auch sonst schien vieles in Wien nicht nach seinem Sinne, und er äußerte sich in der schärfsten Weise über den „jetzigen Kunstgeschmack" und über den „hier alles verderbenden Dilettantismus". Auch die Regierung, bis in die höchsten Regionen hinauf, wurde nicht verschont. „Schreibe ein Heft Bußlieder und dediziere es der Kaiserin!" sagte er unmutig lachend zu Hummel, welcher aber von dem wohlgemeinten Rate keinen Gebrauch machte.

Hummel, der ein praktischer Mann war, benutzte den momentan günstigen Zustand Beethovens zu einer Mitteilung, welche aber längere Zeit erforderte. Der Nachdruck stand damals in der höchsten Blüte. Bei der Herausgabe eines Konzerts meines Lehrers (ich glaube, es war das in E-Dur) hatte es sich ereignet, daß das Stück, von welchem ein Exemplar aus der Offizin des rechtmäßigen Verlegers entwendet worden war, nicht allein nach-, sondern vorgestochen wurde — der Dieb veröffentlichte es nämlich früher, als es dem Eigentümer gestattet gewesen. An den hohen Bundestag wollte nun Hummel sich mit einer Bittschrift wenden, damit dem Unfuge gesetzlich gesteuert werde, und die Unterschrift Beethovens erschien ihm dabei von größter Wichtigkeit. Er setzte sich hin, den Gegenstand schriftlich zu erörtern, und mir wurde unterdes die Ehre zuteil, das Gespräch mit Beethoven fortsetzen zu dürfen. Ich tat mein Bestes, und der Meister ließ weiterhin seinen wehmütig-leidenschaftlichen Ergießungen in zutraulichster Weise ihren Lauf. Sie betrafen zum großen Teil seinen Neffen, den er sehr liebte, der ihm bekanntlich viel Ungemach bereitet und zu jener Zeit wegen einiger Lappalien — (so schien es Beethoven wenigstens anzusehen) — mit den Behörden in Verdrießlichkeiten geraten war. „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!" rief er verdrießlich aus. Nach meinen Studien sich erkundigend und mich ermunternd, sagte er: „Man muß die Kunst immer fortpflanzen", und als ich von dem ausschließlichen Interesse sprach, welches damals die italienische Oper in Wien in Anspruch nahm, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Man sagt: vox populi, vox dei — ich habe nie daran geglaubt." —

Am 13. März nahm mich Hummel zum zweitenmal mit zu Beethoven.

Wir fanden seinen Zustand wesentlich verschlimmert. Er lag zu Bette, schien starke Schmerzen zu haben und stöhnte zuweilen tief auf, trotzdem sprach er viel und lebhaft. Nicht geheiratet zu haben, schien er sich jetzt zu Herzen zu nehmen. Schon bei unserm ersten Besuche scherzte er mit Hummel hierüber, dessen Gattin er als junges, schönes Mädchen gekannt hatte. „Du," sagte er diesmal lächelnd zu ihm, „du bist ein glücklicher Mann; du hast eine Frau, die pflegt dich, die ist verliebt in dich, aber ich Armer!" — und er seufzte schwer. Auch bat er Hummel, ihm doch seine Frau zu bringen, die sich nicht hatte entschließen können, den Mann, den sie auf der Höhe seiner Kraft gekannt, so wiederzusehen. — Man hatte ihm kurz vorher ein Bild des Hauses geschenkt, in welchem Haydn geboren worden — er hatte es in der Nähe des Bettes und zeigte es uns. „Es hat mir eine kindische Freude gemacht," sagte er — „die Wiege eines so großen Mannes!"

Kurz nach unserem zweiten Besuche verbreitete sich in Wien die Nachricht, daß die Philharmonische Gesellschaft in London Beethoven hundert Pfund Sterling gesandt habe, um ihm sein Krankenlager zu erleichtern, Man fügte hinzu, daß die Überraschung auf den großen armen Mann einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich auch körperlich überaus erleichtert fühle. Als wir am 20. wieder an seinem Bette standen, ging zwar aus seinen Äußerungen hervor, wie sehr jene Aufmerksamkeit ihn erfreut, aber er war überaus schwach und sprach nur leise und in abgebrochenen Sätzen. „Ich werde wohl bald nach oben machen", flüsterte er nach unserer Begrüßung.

Ähnliche Ausrufungen kamen öfters wieder; — dazwischen aber sprach er von Entwürfen und Hoffnungen, die sich freilich leider nicht realisieren sollten. Von dem edlen Gebaren der Philharmonischen Gesellschaft redend und die Engländer preisend, meinte er, sobald es besser mit ihm stehe, die Reise nach London anzutreten. „Ich will ihnen eine große Ouvertüre komponieren und eine große Sinfonie." Und dann wollte er Frau Hummel auch besuchen (sie war mitgekommen) und sich, ich weiß nicht mehr, wo überall, aufhalten. Ihm etwas aufzuschreiben, kam uns nicht in den Sinn. Sein Auge, welches das letztemal, als wir ihn gesehen, noch ziemlich lebendig gewesen, fiel heute

zusammen, und es wurde ihm schwer, sich von Zeit zu Zeit aufzurichten. Man konnte sich keiner Täuschung mehr hingeben — das Schlimmste stand zu befürchten.

Trostlos aber war der Anblick des außerordentlichen Mannes, als wir ihn am 23. März wieder aufsuchten — es sollte das letztemal sein. Matt und elend lag er da, zuweilen leise seufzend. Kein Wort mehr entfiel seinen Lippen — der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er zufällig sein Schnupftuch nicht gleich zur Hand hatte, nahm Hummels Gattin ihr feines Batistläppchen und trocknete ihm mehrmals das Antlitz damit. Nie werde ich den dankbaren Blick vergessen, mit welchem sein gebrochenes Auge dann zu ihr hinansah. Während wir am 26. März im kunstliebenden Hause des Herrn von Liebenberg (der früher Schüler von Hummel gewesen) in heiterer Gesellschaft weilten, wurden wir zwischen fünf und sechs Uhr durch ein starkes Gewitter überrascht. Ein dickes Schneegestöber wurde von heftigen Donnerschlägen und den Saal durchleuchtenden Blitzen begleitet.

Wenige Stunden später kamen Gäste an mit der Nachricht, Ludwig van Beethoven sei nicht mehr, er war um fünfdreiviertel Uhr verschieden.

Anselm Hüttenbrenner hat über Beethovens letzte Augenblicke einen Bericht geschrieben, der für Thayer bestimmt war. Er wurde vom Sohne Hüttenbrenners am 23. Oktober 1868 in der Grazer „Tagespost" veröffentlicht. Der Originalbrief soll jetzt in den Wiener Städtischen Sammlungen sein, auf Anfrage wurde dies aber verneint.

Hallerschloß zu Graz am 20. August 1860.

Euer Wohlgeboren!

Sehr lieber und geehrter Freund!

Ihr wertes Schreiben aus Wien vom 17. Juli d. J. hat mich sehr erfreut. Obschon mir das Korrespondieren nicht mehr so leicht vonstatten geht, wie vor 30 Jahren, und ich mich ungerne an traurige Begebenheiten erinnere, in die ich einst mitverflochten war, so will ich doch Ihrem Wunsche nachkommen und über Beethovens letzte Mo-

mente als Augenzeuge so viel zu Papier bringen, als mir nach 33 Jahren in noch ziemlich deutlicher Erinnerung verblieben ist. Oft wollte ich über diesen Gegenstand einen Aufsatz in irgendein Blatt liefern, kam aber nie zur Ausführung dieses Vorhabens, weil ich mir selbst soviel als möglich ausweiche und höchst ungern von mir und meinen Erlebnissen eine Erwähnung mache.

Als ich am 26. März 1827 gegen 3 Uhr nachmittags in Beethovens Schlafzimmer trat, fand ich da den Herrn Hofrat Breuning, dessen Sohn und die Frau van Beethoven, Gattin des Johann van Beethoven, Gutsbesitzers und Apothekers aus Linz, dann meinen Freund Josef Teltscher, Porträtmaler.

Ich glaube, daß auch Herr Professor Schindler anwesend war. Genannte Herren verließen nach einer Weile den mit dem Tode ringenden Tondichter und hegten wenig Hoffnung, ihn bei ihrer Wiederkehr noch lebend anzutreffen*).

In den letzten Lebensaugenblicken Beethovens war außer der Frau van Beethoven und mir — niemand im Sterbezimmer anwesend. Nachdem Beethoven von 3 Uhr nachmittages an, da ich zum ihm kam, bis nach 5 Uhr röchelnd im Todeskampfe bewußtlos dagelegen hatte, fuhr ein von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitz hernieder und erleuchtete grell das Sterbezimmer (vor Beethovens Wohnhause lag Schnee). Nach diesem unerwarteten Naturereignisse, das mich gewaltig frappierte, öffnete Beethoven die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe mit sehr ernster, drohender Miene, als wollte er sagen: „Ich trotze euch, ihr feindlichen Mächte! Weichet von mir! Gott ist mit mir.“ Auch hatte es den Anschein, als wollte er wie ein kühner Feldherr seinen zagenden Truppen zurufen: „Mut, Soldaten! Vorwärts! Vertrauet auf mich! Der Sieg ist uns gewiß!“

Als er die erhobene Hand wieder aufs Bett niedersinken ließ, schlossen sich seine Augen zur Hälfte. Meine rechte Hand lag unter seinem Haupte;

---

*) Schindler und Breuning waren zum Währinger Friedhof gegangen, um eine Grabstätte auszuwählen. (Nach Schindler.)

meine linke ruhte auf seiner Brust. Kein Atemzug, kein Herzschlag mehr! Des großen Tonmeisters Genius entfloh aus dieser Trugwelt ins Reich der Wahrheit. Ich drückte dem Entschlafenen die halb geöffneten Augen zu, küßte dieselben, dann auch die Stirne, Mund und Hände. Frau van Beethoven schnitt auf mein Ersuchen eine Haarlocke vom Haupte des Dahingeschiedenen und übergab sie mir zum heiligen Angedenken an Beethovens letzte Stunde.

Darauf eilte ich tief bewegt in die Stadt, teilte dem Herrn Tobias Haslinger die Nachricht von Beethovens Tode mit und kehrte nach einigen Stunden in meine Heimat Steiermark zurück.

Beethovens Persönlichkeit war mehr abstoßend als anziehend, doch der hohe Geist, der in seinen wunderherrlichen Tonschöpfungen weht, macht auf das Gemüt jedes höher gebildeten Musikfreundes einen gewaltigen, unwiderstehlichen, magischen Eindruck. Man muß Beethoven hochachten, lieben und bewundern!

Es ist nicht wahr, daß ich Beethoven gebeten haben solle, sich mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen; wohl aber veranlaßte ich auf Ersuchen der Gattin des verstorbenen Musikverlegers Herrn Tobias Haslinger, daß Beethoven von Jenger und von der Gutsbesitzerin Frau van Beethoven auf die zarteste Weise gebeten wurde, sich durch den Genuß des heiligen Abendmahles zu stärken. Daß Beethoven zu mir (der ich bei dem Ausspenden der Sterbesakramente am 24. März 1827 vormittag gar nicht zugegen war) die Worte: „Plaudite amici! Comoedia finita est!“ gesprochen haben solle, ist eine reine Erfindung. Auch zu anderen hat Beethoven sicherlich keine solche, seinem biederen Charakter zuwiderlaufende Äußerung getan. Wohl aber erzählte mir Frau van Beethoven am Todestage ihres Schwagers, daß er nach dem Empfange der Sterbesakramente zum Pfarrer gesprochen habe: „Geistlicher Herr! Ich danke Ihnen! Sie haben mir Trost gebracht.“

Das muß ich übrigens dem Herrn Johann van Beethoven und seiner Gattin, sowie dem Herrn Professor Schindler nachrühmen, daß sie gegen mich sehr freundlich und gefällig waren.

In der Anhoffnung, Sie, geehrtester Freund, vor Ihrer Rückreise nach

Amerika noch einmal in Graz zu sehen und zu umarmen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr treu ergebenster Freund

Anselm Hüttenbrenner m. p.

Nachschrift. Wollen Sie nun, verehrter Freund! sich mit dem begnügen, was ich Ihnen — und nur Ihnen — über Beethoven in diesem Briefe mitteile. Es sind wahrscheinlich die letzten Zeilen, die ich in musikalischer Beziehung schreibe.

L. Norbert berichtet im „Wiener Boten" 1847 von der Abnahme der Totenmaske:

Danhauser und sein Freund Ranftl, ebenfalls ein Künstler, erwartete ein seltsamer, trotz der Weihe des Moments komischer Dienst. Danhauser hatte mit Crayon das Porträt des Toten gezeichnet, aber der Gipsauflage stellte sich der Bart entgegen, den Beethoven während seiner Krankheit nicht abnehmen ließ.

[Frau von Gleichenstein in Freiburg

erzählte noch nach Jahren von dem erschreckenden Anblick, den der außerordentlich abgemagerte Meister mit dem langen zottigen, ganz weißen Haupthaare und dem verwirrten grauen Barte in jenen Tagen des Sterbens, wo sie mit ihrem Gemahl nach Wien gekommen, auf sie gemacht habe.]

Ein herbeigeholter Chirurg verlangte einen Dukaten, den die beiden jungen Maler — nicht hatten, und so entschlossen sie sich, den Barbierdienst selbst zu übernehmen. Danhauser legte die Seife an, Ranftl, der zu dem Geschäfte sein Rasiermesser eigens schleifen ließ, schabte den Bart ab, worauf Danhauser zu formen begann. Nach dieser Form vollendete der Bildhauer Dietrich die Büste, die einzig echte; aber nach dem Guß der dreizehnten sprang die Form. [Das Original der Maske soll noch heute der Maler Cramolini in Wien besitzen.]

Aus dem Obduktionsbericht Dr. Johann Wagners ist besonders interessant, was über das Gehörorgan mitgeteilt wird. (Schindlers Biogr. II. Aufl. 1845, S. 193.)

Die Hörnerven waren zusammengeschrumpft und marklos; die längs denselben verlaufenden Gehörschlagadern waren wie über eine Raben-

federschule ausgedehnt und knorpelich. Der linke, viel dünnere Hörnerv entsprang mit drei sehr dünnen, graulichen, der rechte mit einem stärkeren, hellweißen Streifen aus der in diesem Umfange viel konsistenteren und blutreicheren Substanz der vierten Gehirnkammer. Die Windungen des sonst viel weicheren und wasserhältigen Gehirns erschienen noch mal so tief und zahlreicher als gewöhnlich. Das Schädelgewölbe zeigte durchgehends große Dichtheit und eine gegen einen halben Zoll betragende Dicke.

Der dritte Teil der Erinnerungen Ludwig Cramolinis (vgl. Bd. I, S. 227 und S. 217 ff.) gibt noch einige interessante Einzelheiten vom Begräbnis.

Leider war es so, wie wir dachten, denn Montag, am 26. März, nachmittags 5 Uhr, starb der größte und genialste Musiker seiner und aller Zeit, um in seinen Werken für diejenigen, die Sinn für Großes und Edles haben, ewig fortzuleben. Am 27., nach der Probe von A. Müllers Operette „Die erste Zusammenkunft" fuhr ich, eine kleine Schere in der Tasche, in Beethovens Wohnung, wo ich Schindler fand, der bereits eine große Menge von Neugierigen abwies, die Beethoven sehen wollten, mich aber passieren ließ. Da stand ich nun vor der bedeckten Leiche, die nach damaliger Sitte auf langen, über Stühle gelegten Brettern ruhte. Ich lüftete in Gegenwart eines alten Weibes, ich glaube Beethovens Wirtschafterin, die die Leiche bewachte, die Decke und schnitt rasch eine Partie Haare vom Haupte Beethovens ab . . . Da trat Schindler ein. Ich sank an seine Brust und weinte . . . Noch am selben Nachmittag eilte ich, trotzdem ich abends in der „weißen Frau" zu singen hatte, zu Anschütz, ihn bittend, an Beethovens Grab zu sprechen. Anschütz gefiel die Idee. Er schickte mich zu Grillparzer, wenn er ihm die Rede verfasse, wolle er sprechen. Ich flog zu Grillparzer, den ich glücklicherweise zu Hause fand, und der sich nach längerem Weigern auch dazu verstand. Abends im Theater, während der Vorstellung, überredete ich meine Kollegen, gemeinschaftlich mit mir ein Doppelquartett zu singen, was mir auch gelang. Ferner schickte ich meinen Bruder Eduard zu dem Maler Danhauser, er möge von Beet-

hovens Kopf eine Gipsmaske zu erhalten suchen, um ihn dann später zu malen. Auch das geschah . . . Mein Freund Jenger, Franzl Schubert, Baron Breuning besorgten ein Extragrab für Beethoven, sonst wäre er am Ende gleich Mozart mit fünf oder sechs andern in eine Grube gekommmen.

Für Ausschmückung des Sarges sorgten Baron Lannoy, Joseph Hüttenbrenner und andere. Kurz, ein jeder von dem zufällig gebildeten Komitee trug das Seine bei, der Beerdigung Beethovens eine würdige Weihe zu verleihen. Donnerstag, den 29., fand dieselbe statt, und zwar um 3 Uhr nachmittags. Nachdem die Leiche von den Trägern in die Torhalle gebracht worden war, sangen wir (Eichberger und ich ersten Tenor, Schuster und Ad. Müller zweiten Tenor, Forti und Borschitzky ersten Baß, Zeltner und Preisinger zweiten Baß) B. A. Webers „Rasch tritt der Tod den Menschen an", nahmen dann die Leiche auf und trugen sie bis in die Altgläuber (Minoriten-)Kirche. Der Zug währte bis dahin — es sind etwa 1000 Schritt — wenigstens eine Stunde, denn der Andrang der Menschenmassen war ungeheuer; es dürften wohl 20000 und darüber gewesen sein Wir mußten Schritt für Schritt gehen, und mir wurde die Last so schwer, trotzdem wir einige Male niedersetzten und wechselten, daß ich Gott dankte, als wir in der Kirche ankamen. Die Bänder, die vom Sarge, der mit Lorbeerkränzen bedeckt war, herabhingen, trugen folgende neben uns gehende Musiker: Eybler, Weigl, Gyrowetz, Hummel, Seyfried, Umlauff, Lannoy und Schubert. Hinter dem Sarge folgten u. a.: Kiesewetter, Schuppanzigh, Anselm und Joseph Hüttenbrenner, Mercadante, Lablache und andere italienische Sänger, Luigi, Pacini, Franz Lachner, Riotto, Kanne, Schindler, Wenzel, Müller, Würfel, Mayseder, Merk, Jansa, Randhartinger, ferner Anschütz, Löwe, Raimund, Lenau, Grillparzer, Castelli, Zedlitz, Bäuerle, Deinhardtstein, Streicher, Staudigl, Erl. Den Zug beschlossen über 100 Wagen, darunter mehrere kaiserliche.

Frau Marie Egloff, die Schwester Schindlers, die sich damals zur musikalischen Ausbildung bei ihrem Bruder in Wien aufhielt, erzählte, wie Nohl „Musikalisches Skizzenbuch“ (1866), Seite 303—304, mitteilt,

daß sie mit Frau von Breuning an Beethovens Begräbnistage im Eckzimmer von Beethovens Wohnung im Schwarzspanierhause, das damals noch hart am Glacis lag und den freien Blick nach dem Schottentor gestattete, stand.

Ganz schwarz war es auf diesem Glacis von Menschen, man hätte auf ihren Köpfen bis zum Tore hin tanzen können. Und selbst der wirklichen Teilnehmer waren so viele, daß in keinem Laden der Stadt mehr schwarze Glacéhandschuhe zu haben waren. Mein Bruder hatte im Drange der Geschäfte vergessen, sich rechtzeitig um solche umzusehen; nun mußte ich noch in letzter Stunde für ihn ausgehen, fand aber nur baumwollene Handschuhe, die er denn auch zum Begräbnis getragen hat.

Von den verschiedenen Berichten über das Leichenbegängnis bringen wir den wenig bekannten aus Landaus „Erstem poetischen Beethoven-Album“ (Prag 1877), der „Wien, 29. März 1827“ datiert und als Originalbericht bezeichnet ist. Vielfach abgedruckt wurde sonst der Bericht der „Dresdener Abendzeitung“ (April 1827), der im wesentlichen mit dem genaueren „Originalbericht“ übereinstimmt.

Des hohen Meisters letzte Lebenstage waren durch körperliche Leiden sehr getrübt. Die Wassersucht nahm immer mehr überhand, die wenigen Kräfte verschwanden; schon am 24. März trat eine stundenlang währende Bewußtlosigkeit ein, welche ihm die Sprachfähigkeit raubte; endlich setzte der 26. allen irdischen Leiden ein Ziel; er entschlief sanft, wie eine welke Blume das saftlose Haupt vom Stengel senkt, nur ein Schattenbild des einstmaligen kräftig rüstigen, nervösen Mannes, abends, wenige Minuten vor 6 Uhr, im 56. Lebensjahre.

Kaum hatten ihm seine Freunde mit blutendem Herzen den letzten Liebesdienst erwiesen, als sie sich vereinten, das feierliche Leichenbegängnis zu veranstalten, welches, eben wegen der notwendigen Vorkehrungen, auf den Nachmittag des 29. März angesetzt war. Es wurden unverzüglich

Einladungskarten gedruckt und in reichlicher Anzahl verteilt. Der schöne laue Frühlingstag lockte eine zahllose Menge Neugieriger hinaus ins Freie zum Glacis der Alservorstadt vor dem Schottentor, im sogenannten Schwarzspanierhaus, wo Beethoven gewohnt hatte; ja der Andrang eines Zusammenflusses von einigen 20000 Menschen aus allen Klassen und Ständen nahm endlich so überhand, daß die Tore des Trauerhauses geschlossen werden mußten, da der obwohl geräumige Hof, wo die Leiche aufgebahrt stand, die dicht gedrängte Masse nicht mehr aufzunehmen vermochte. Um $^1/_2$4 Uhr erschien die hohe Geistlichkeit, und nun setzte sich auch der Zug in Bewegung, der, wiewohl die Entfernung bis zur Kirche in gerader Richtung kaum 500 Schritt beträgt, dennoch wegen des äußerst langsamen Fortrückens durch das wogende Gedränge, das man nicht ohne Gewalttätigkeit zügeln konnte, über beinahe 1$^1/_2$ Stunde währte. Acht Sänger des k. k. Hofoperntheaters trugen den Sarg; bevor sie ihn jedoch auf ihre Schultern nahmen, stimmten sie den Choral von B. A. Weber aus „Wilhelm Tell" an; darauf ordneten sich sämtliche Leidtragende, Kunstgenossen des Verewigten, Freunde und Verehrer seines erhabenen Genius, Dichter, Schauspieler, Tonkünstler u. v. a., alle in vollständigem Trauerkostüm, mit schwarzen Handschuhen, wehenden Floren, weißen Liliensträußen am linken Arm und umflorten Fackeln. Nach dem den Zug eröffnenden Kreuzträger kamen vier Trombonisten und 16 der vorzüglichsten Sänger Wiens, welche abwechselnd das „Miserere mei Deus" bliesen und sangen, dessen Melodie von dem entschlafenen Meister selbst herrührt. Als er sich nämlich im Spätherbste des Jahres 1812 bei seinem Bruder in Linz aufhielt, bat ihn der dortige Domkapellmeister Glöggl um einige kurze Posaunensätze für seine Turnergesellen (Stadtmusikanten) zum Gebrauch am Allerseelenfeste. Beethoven schrieb ein sogenanntes Equale a quatro Tromboni, treu dem ehrwürdigen antiken Stile, gestempelt durch die Originalität seines kühnen Harmonieenbaues. Aus diesem Quadricinium der Blechinstrumente bildete nun Kapellmeister von Seyfried ganz im Geiste des Schöpfers diese ernst frommen Grabestöne, einen vierstimmigen Vokalchor zu den Worten der genannten Psalmen, welcher, so vortrefflich ausgeführt und alternierend mit den dumpf

dröhnenden Posaunenakkorden, eine furchtbar ergreifende Wirkung hervorbrachte. Auf die Priesterschar des ganzen Kondukes folgte nun die prachtvoll ornierte Bahre, umringt von den Kapellmeistern Eybler, Hummel, Seyfried und Kreutzer zur Rechten, Weigl, Gyrowetz, Gänsbacher und Würfel zur Linken, welche die herabhängenden weißen Bandschleifen hielten, zu beiden Seiten begleitet von Fackelträgern, worunter Castelli, Grillparzer, Bernard, Anschütz, Böhm, Czerny, Lablache, David, Pacini, Rodicchi, Meric, Mayseder, Merk, Lannoy, Linke, Riotte, Schubert, Weidmann, Weiß, Schuppanzigh u. v. a.

Den Schluß des feierlich vollendeten Zuges machten die Zöglinge des Konservatoriums, die Sankt-Anna-Musikschüler, die angesehensten Honoratioren, z. B. Graf Moritz von Dietrichstein, die Hofräte von Mosel und Breuning (letzterer des Entschlafenen Jugendfreund und Testamentsvollstrecker) u. a. m.

In der Kirche angelangt, fand vor dem Hochaltare die Einsegnung des Leichnams statt, während welcher Ceremonialis der 16stimmige Männerchor den Hymnus: Libera me, Domine, de morte aeterna, von Seyfried im Stylo alto komponiert, absang. Als der vierspännige Paradewagen mit der entseelten Hülle vor die Linie nach dem Friedhofe abfuhr, geleiteten ihn 200 Equipagen. An den Pforten des Friedhofes sprach Meister Anschütz mit voller Weihe und Ergriffenheit die von Grillparzer abgefaßte, unvergleichlich schöne Trauerrede, deren tiefe Empfindung und meisterhafter Vortrag alle Herzen rührte und so manche heiße Träne aus edlen Augen dem hingeschiedenen Tonfürsten nachflossen. Zwei Gedichte, von Castelli und von Schlechta abgefaßt, wurden in vielen hundert Exemplaren an die Anwesenden verteilt, welche, nachdem der Sarg und mit ihm drei Lorbeerkränze in die Erde versenkt waren, unter tiefer Rührung bei einbrechender Abenddämmerung von der heiligen Ruhestätte schieden. —

Am 3. April 1827 feierten die hiesigen Musikalienhändler das Andenken des Allverehrten durch die Abhaltung des Mozartschen Requiems in der Augustiner Hofpfarrkirche, welches Meisterwerk vielleicht nie in solcher Vollendung gehört wurde und durch des herrlichen Lablache kraftvolle Mitwirkung einen neuen Reiz erhielt. Dem allgemeinen

Wunsche zufolge wurde am Schlusse das zum Leichenbegängnis gesetzte Miserere und Libera wiederholt. Zwei Tage darauf beging der Verein der Sankt-Karlskirche ein gleiches Trauerfest und wählte hierzu Cherubinis Seelenmesse, welches grandiose Tonwerk auch die „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates" zum gleichen Zwecke zur Ausführung brachte, doch erst am 26. April, da der katholische Ritus weder in der Kar- noch in der Osterwoche eine schwarze Messe gestattet.

Schindler schrieb an Moscheles über das Begräbnis und anderes auf Beethovens Ende Bezügliche.

Wien, den 4. April 1827.

Mein edler Freund!

Ich finde mich veranlaßt, abermals an Sie zu schreiben, um beiliegenden Brief an Sir Smart sicher zu wissen. Er enthält Beethovens letzten Dank an Smart, Stumpff und an die Philharmonische Gesellschaft, sowie an die ganze englische Nation, um welches er mich noch in den letzten Augenblicken seines Lebens innigst gebeten hat. Ich bitte Sie recht sehr, ihn demselben bald einzuhändigen. Herr Levisey von der englischen Gesellschaft hat die Güte gehabt, ihn gleich ins Englische zu übersetzen.

Also erst am 26. März um dreiviertel auf sechs Uhr nachmittags, während eines großen Gewitters, hauchte unser unsterblicher Freund seine große Seele aus. Vom 24. gegen Abend bis zum letzten Hauche war er beinahe stets in delirio. Allein doch vergaß er selbst in dem furchtbaren Kampfe zwischen Leben und Tod die Wohltat der Philharmonischen Gesellschaft nicht, wenn er nur einen lichten Augenblick hatte, und pries die englische Nation, die ihm stets so viel Aufmerksamkeit bewies. Sein Leiden war unbeschreiblich groß, vorzüglich seit dem, daß die Wunde von selbst aufsprang und die Entleerung von Wasser so plötzlich erfolgte. Seine letzten Tage waren überaus merkwürdig, und sein großer Geist bereitete sich mit wahrhaft sokratischer Weisheit zum Tode. Ich werde auch wahrscheinlich dies niederschreiben

und öffentlich bekanntmachen, denn es ist für seine Biographen von unschätzbarem Wert.

Das Leichenbegängnis war nur das eines großen Mannes. Bei dreißigtausend Menschen wogten auf dem Glacis und in den Straßen, wo der Zug gehen sollte. Kurz, dies läßt sich gar nicht beschreiben. Denken Sie an das Praterfest beim Kongreß im Jahre 1814, und Sie haben eine Vorstellung davon. Acht Kapellmeister trugen die Enden des Leichentuches, darunter Eybler, Weigl, Gyrowetz, Hummel, Seyfried usw. Sechsunddreißig Fackelträger, darunter Grillparzer, Castelli, Haslinger, Steiner usw. Gestern war Mozarts Requiem in der Augustinerkirche für ihn. Die große Kirche faßte nicht alle Menschen, die sich hineindrängten. Lablache sang den Baß. Das Gremium der Kunsthändler veranlaßte diese Totenfeier.

Sie haben den letzten Brief von Beethoven, den vom 18. März, und Schott in Mainz seine letzte Unterschrift. An mobilem Vermögen fanden sich sieben Bankaktien und einige hundert Gulden W. W. Und nun schreien und schreiben die Wiener laut und öffentlich, er bedurfte nicht der Hilfe einer fremden Nation usw., bedenken aber nicht, daß Beethoven sechsundfünfzig Jahre alt nnd nervös, Ansprüche machen konnte, siebzig Jahre alt zu werden. Wenn er nun jahrelang nicht arbeiten sollte, wie es ihm seine Ärzte sagten, so war er ja gezwungen, eine Aktie nach der anderen zu verkaufen, und wieviel Jahre konnte er denn von sieben Aktien leben, ohne in die größte Not zu kommen? Kurz, lieber Freund, ich und Herr Hofrat von Breuning ersuchen Sie recht sehr, wenn sich diese abscheulichen Räsonnements bis nach England verbreiten, es den Manen Beethovens zuliebe zu tun und die Briefe, die Sie von Beethoven hierüber haben, in einem der gelesensten deutschen Blätter, z. B. „Allgemeine Zeitung" in Augsburg, öffentlich bekanntzumachen, welches die Philharmonische Gesellschaft auf ihre eigene Veranlassung tun könnte, damit man diese Skribler hier eines bessern belehre.

Die Philharmonische Gesellschaft hat die Ehre, diesen großen Mann von ihrem Gelde beerdigt zu haben, denn ohne dieses konnten wir es nicht anständig tun. Alles schrie: „Welche Schande für Österreich! Das

soll man nicht umgehen lassen, alles wird dazu beitragen", allein es blieb beim Schreien. Der Musikverein beschloß den Tag nach der Beerdigung — — — ihm ein Requiem halten zu lassen, und dies ist alles. Wir aber vom Kärnthnertortheater werden noch im Laufe des April eine große Akademie veranstalten, um ihm einen hübschen Leichenstein machen zu lassen. Noch muß ich Ihnen melden, daß der Totengräber von Währing, wo er begraben liegt, gestern bei uns war und meldete, daß man ihm, mittelst eines Billetts, welches er zeigte, 1000 fl. C. M. anbot, wenn er den Kopf von Beethoven an einem bestimmten Orte deponiere. Die Polizei ist dieserhalb schon mit der Ausforschung beschäftigt.

Das Leichenbegängnis kostete etwas über 300 fl. C. M. — Freund Rau wird Ihnen schon darüber geschrieben haben. — Wollte die Philharmonische Gesellschaft das übrige Geld hier lassen und z. B. mir auch einen kleinen Teil davon schenken, so würde ich es als Legat von meinem Freunde Beethoven betrachten, denn ich erhalte wirklich nicht das allermindeste Andenken von ihm, sowie niemand, denn der Tod überraschte ihn und uns, die wir um ihn waren.

Schreiben Sie mir doch nur einige Zeilen, ob Sie den Brief vom 22. Februar, 14. März und 18. März erhalten haben, und so auch Sir Smart.

Die Verwandten Beethovens haben sich gegen das Ende auf das niederträchtigste benommen; er war noch nicht ganz tot, so kam schon sein Bruder und wollte alles fortschleppen, selbst die 1000 fl. aus London, allein wir haben ihn gerade zur Türe hinausgeworfen. Solche Szenen gingen am Sterbebette Beethovens vor.

Machen Sie doch die Philharmonische Gesellschaft auf die goldene Medaille von Ludwig XVIII. (für die Missa solemnis) aufmerksam. Sie wiegt 50 Duk. und wäre das schönste Andenken an diesen großen Mann.

Also Gott befohlen! Ihr alter Freund

A. Schindler.

Aus einem zweiten Briefe Schindlers an Moscheles vom 11. April 1827 entnehmen wir folgendes:

— — — Auch über die ärztliche Behandlung muß ich Ihnen etwas sagen. Gleich am Anfange der Krankheit ließ Beethoven seine früheren Ärzte bitten, sich seiner anzunehmen. Dr. Braunhofer ließ sich entschuldigen, daß ihm der Weg bis zu ihm zu weit sei und Dr. Staudenheim kam endlich nach dreitägigem Bitten, aber er blieb aus und kam nicht zum zweiten Male. Er mußte sich daher einem Professor des allgemeinen Krankenhauses anvertrauen, den er noch auf eine höchst sonderbare Art erhielt. Nämlich der Kaffeesieder Gehringer auf dem Kohlenmarkte hatte einen kranken Dienstboten, den er gerne diesem Professor auf seine Klinik übergeben wollte, er schrieb deshalb diesem Professor Wawruch, daß er ihn aufnehmen möchte, und ersuchte ihn zugleich, zu Beethoven zu gehen, der eines Arztes bedarf, und nur zu sagen, er schicke ihn hin. Nach längerer Zeit konnte ich erst erforschen, daß der liebenswürdige Neffe Karl van Beethoven, während er eines Tages dort Billard spielte, dem Kaffeesieder diesen Auftrag erteilte. Der Professor kannte weder Beethoven noch seine Natur und behandelte ihn daher ganz schulmäßig, ließ ihn die ersten vier Wochen nur allein zweiundsiebzig Flaschen Medizin nehmen, manchen Tag drei verschiedene, so daß Beethoven schon in den ersten Tagen des Jänners mehr tot als lebend war. Endlich konnte ich diesem Unheile nicht länger zusehen und ging ohne weiteres zu Dr. Malfatti, der ehemals sein Freund war. Dieser ließ sich lange Zeit bitten, und Beethoven selbst bat ihn bei dem ersten Konsilio, um Gottes willen sich seiner anzunehmen. Allein Malfatti wendete ein, er könne dies aus Rücksicht für den anderen Arzt nicht tun und kam die Woche ein-, höchstens zweimal zum Konsilio, bis in den letzten acht Tagen er erst täglich kam. Kurz, zu Ihnen kann und darf ich es sagen, Beethoven ist als Opfer der abscheulichsten Niederträchtigkeit und Unwissenheit wenigstens zehn Jahre zu früh ins Grab gegangen. Doch die nähere Aufklärung über alles dieses bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Hummel ist am 9. wieder nach Weimar zurückgereist. Er hatte seine Frau und seinen Schüler, Herrn Hiller aus Frankfurt, mit hier.

Wir lassen hier eine Arztrechnung und die interessanten Bemerkungen Schindlers darüber folgen, und zwar nach dem Original bei Louis Koch in Frankfurt a. M.

Rechnung.

Über die bei dem seeligen Herrn Ludwig van Beethoven in seiner letzten Krankheit vom 21. Dezembet 826 bis 26. März d. J. geleistete chirurgische Verrichtungen, gemachte Visiten und öfters gepflogenen ärztlichen Beratungen,

Vier Mal die Operation der Paracentesis Abdominis unternommen sammt gemachten Verbänden und Behandlung a 15 f C. M.	60 f
Neunzig Visiten, die öfters mit ärztlichen Beratungen verbunden waren a 1 f 30 × C. M.	135 f
Summa	195 f C. M.

Wien am 28. April 827.

Johann Seibert m/p
Primarchirurg
und Operatur im k. k.
allgem. Krankenhause.

Bemerkungen.

Über die angebrachte Klage des Primar-Chirurgus Herrn Seibert in puncto der 195 Fr. C. M., die derselbe für geleistete ärztliche Hilfe und Visiten bei dem verstorbenen Herrn Beethoven anspricht.

— — — Breuning forderte mich dann auf, ihm genau und ohne allen Rückhalt zu sagen, was ich über diesen Gegenstand glaube, da ich sowohl bei allen Operationen als überhaupt täglich mehrere Male bei Beethoven war und alles beobachten konnte, was vorging und was von jedem geleistet wurde.

Ich entgegnete schon Herrn von Breuning, daß rücksichtlich der Forderung zu 60 Fr. C. M. für die vier Operationen der Paracentesis

man nichts einwenden könne, weil Herr Seibert dafür verlangen kann, was er will und glaubt verdient zu haben. — Was aber die neunzig Visiten anbelangt, die Herr Seibert in seiner Rechnung ansetzt, so muß ich auch hier bekennen, daß dies eine höchst unbillige, aber auch unbescheidene Forderung ist; und ohne die Wahrheit der Zahl neunzig Visiten zu untersuchen, nehme ich mir nur die Freiheit, zu fragen, ob dies wohl für eine ärztliche Visite anzurechnen sei, wenn der Arzt des Tages ein- oder zweimal bei der Tür des Krankenzimmers hineinsieht und die Krankenwärterin fragt: „Wie geht's? Ist der Verband noch auf der Wunde? Näßelt's noch?" — und nachdem er ja! oder nein! oder so! so! gehört hat, wieder davongeht. Und dies war oft, und sehr oft bei Herrn Seibert der Fall, wie ich mich selbst überzeugte. Ich muß sogar noch bekennen, daß der verstorbene Beethoven mir nur gar zu oft über diese ihm noch nie vorgekommene Kälte und Teilnahmlosigkeit des Herrn Seibert qua Arzt klagte, indem er mir oft sagte: „Herr Seibert war wieder da. Er ist aber nicht einmal zu mir gekommen, sondern sprach nur einige Worte mit dem Dienstmädel und dann ging er wieder. Er kommt öfters zu mir, schaut mich an, greift nach dem Puls und, ohne ein Wort zu sagen oder zu schreiben, geht er wieder. Ist das eine trostreiche Behandlung!!" usw.

— — — Was die ärztlichen Konsultationen betrifft, so kann ich sie nach gewissenhafter Angabe auf sechs bis sieben ansetzen.

Schließlich glaube ich dem Verdienste des Herrn Seibert keineswegs nahezutreten, wenn ich sage, daß er sich mit Ansetzung von sechzig oder höchstens fünfundsechzig Visiten begnügen solle, denn diese könnte er allenfalls bei einer strengeren Prüfung der Sache behaupten.

Wien, den 29. März 1827. Ant. Schindler.

Der nachfolgende Brief Schindlers an den Verlag Schotts Söhne in Mainz ist datiert vom 12 April 1827. Er erschien in der „Cäcilia" vom Mai 1827 und sollte statt eines Nekrologs dienen.

Gerne schon hätte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen im Namen unseres verewigten Beethoven, der mich noch auf dem Sterbette damit

beauftragte, das hier beiliegende Dokument*) zu übermachen; allein der Geschäfte gab es so viele nach dem Hinscheiden meines Freundes, daß früher an dieses gar nicht gedacht werden konnte. — Leider war es nicht möglich, dieses Dokument legalisieren zu lassen: in diesem Falle hätte die Unterschrift Beethovens vor Gericht geschehen müssen; und dies war denn doch die größte Unmöglichkeit. Indessen ersuchte Beethoven Herrn Hofrat von Breuning und mich, selbes als Zeugen mitzufertigen, weil wir beide zugegen waren. Und so, glauben wir, wird es auch seine erforderlichen Dienste tun. — Bemerken muß ich Ihnen aber noch, daß Sie in diesem Dokumente die letzte Unterschrift dieses unsterblichen Mannes besitzen; denn dies war sein letzter Federzug.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zugleich etwas aus den letzten Stunden seines Bewußtseins (nämlich am 24. März von früh bis gegen 1 Uhr nachmittags) zu melden, da es gerade für Sie, meine Herren, von nicht geringem Interesse sein dürfte.

Nachdem ich am Morgen des 24. März zu ihm kam, fand ich sein ganzes Gesicht zerstört und ihn so schwach, daß er sich mit größter Anstrengung, nur mit höchstens zwei bis drei Worten verständlich machen konnte. Gleich darauf kam der Ordinarius (Professor Dr. Wawruch), der, nachdem er ihn einige Augenblicke beobachtete, zu mir sagte: „Beethoven geht mit schnellen Schritten der Auflösung nahe!" Da wir nun die Sache mit seinem Testamente schon tags vorher, so gut es immer ging, beendigt hatten, so blieb uns nur noch ein sehnlicher Wunsch übrig, ihn mit dem Himmel auszusöhnen, um auch der Welt zugleich zu zeigen, daß er als wahrer Christ sein Leben beendigte. Der Professor-Ordinarius schrieb ihm also auf und bat ihn im Namen aller seiner Freunde, sich mit den heiligen Sterbesakramenten versehen zu lassen, worauf er ganz ruhig und gefaßt antwortete: „Ich will's!" — Der Arzt ging fort und überließ mir, dies zu besorgen. Beethoven sagte mir dann: „Ich bitte Sie nur noch um das, an Schott zu schreiben und ihm das Dokument zu schicken. Er wird's brauchen. Und schreiben Sie ihm in meinem Namen, denn ich bin zu schwach: ich laß ihn recht

*) Bescheinigung des Verlagsrechts an dem Cis-Moll-Quartett, op. 131.

sehr bitten um den versprochenen Wein. — Auch nach England schreiben Sie, wenn Sie heute noch Zeit haben."

Der Pfarrer kam gegen 12 Uhr, und die Funktion ging mit der größten Auferbauung vorüber; — und nun erst schien er an sein letztes Ende selbst zu glauben, denn kaum war der Geistliche draußen, als er mir und dem jungen Herrn von Breuning (Sohn des Hofrats) sagte: „Plaudite, amici, comœdia finita est! (Klatscht Beifall, ihr Freunde, das Schauspiel ist zu Ende!) — Habe ich's nicht immer gesagt, daß es so kommen wird?" — Darauf bat er mich nochmals, nicht an Schott zu vergessen und auch der Philharmonischen Gesellschaft nochmals in seinem Namen für das große Geschenk zu danken mit dem Beisatze, daß die Gesellschaft ihm seine letzten Lebenstage erheitert habe, und daß er noch am Rande des Grabes der Gesellschaft und der ganzen englischen Nation danken werde. Gott wolle sie segnen! u. dgl.

In diesem Augenblicke trat der Kanzleidiener des Herrn Hofrat von Breuning mit dem Kistchen Wein und dem Tranke, von Ihnen geschickt, ins Zimmer. Dies war gegen $^3/_4$ auf 1 Uhr. Ich stellte ihm die zwei Bouteillen Rüdesheimer und die andern zwei Bouteillen mit dem Tranke auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: „Schade! — Schade! — — zu spät!!" — Dies waren seine allerletzten Worte. Gleich darauf verfiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte.

Gegen Abend verlor er das Bewußtsein und fing an zu phantasieren. Dies dauerte fort bis den 25. abends, wo schon sichtbare Spuren des Todes sich zeigten. Dennoch endete er erst den 26. um $^3/_4$ auf 6 Uhr abends.

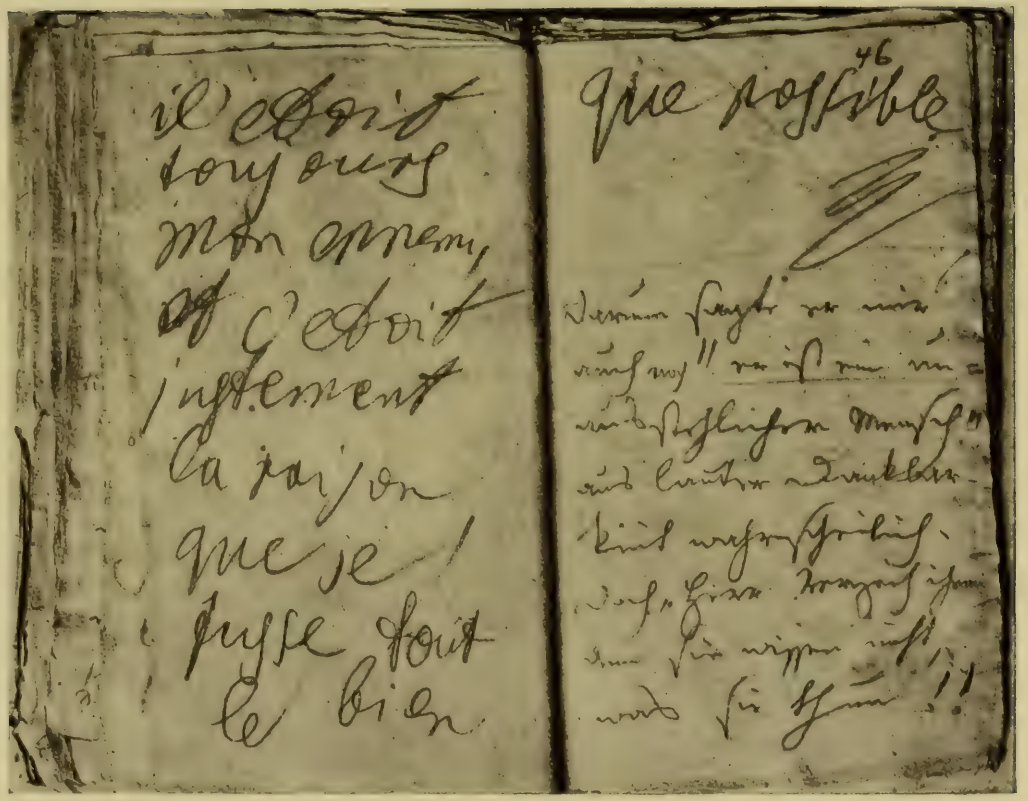
Dieser Todeskampf war furchtbar anzusehen, denn seine Natur überhaupt, vorzüglich seine Brust, war riesenhaft. Von Ihrem Rüdesheimer Wein genoß er noch löffelweise bis zu seinem Verscheiden. So teile ich Ihnen mit Wenigem die drei letzten Lebenstage unseres unvergeßlichen Freundes mit.

Während dieses Buch gedruckt wird, erscheint noch eine Erinnerung an den Meister auf der Totenbahre. Wir bringen sie nach dem Abdruck im „Täglichen Anzeiger" (Elberfeld) vom 16. November 1913.

Ein Freund von Franz Schubert, der 1895 in Graz verstorbene Kriegsgerichtspräsident Franz von Hartmann, der Schubert schon 1823 kennen lernte und in Wien viel mit ihm verkehrte, hinterließ ein Tagebuch, worin sich einige Stellen über Beethoven und Schubert finden. Otto Erich Deutsch, der Herausgeber der neuen Schubert-Biographie, veröffentlicht einen Auszug dieses Tagebuches in der „Österreichischen Rundschau". Daraus stammt folgende Notiz über Beethovens Tod und sein Begräbnis:

28. März 1827:

Hinaus in das Schwarzspanierhaus, wo ich die Leiche des göttlichen Beethoven, der vorgestern um 6 Uhr abends starb, betrachtete. Als ich in sein Zimmer trat, das groß und etwas vernachlässigt ist, wurde ich schon gerührt durch das traurige Aussehen desselben. Die Möbel sind spärlich darin angebracht, und nur das Klavier, das ihm die Engländer zum Präsent machten, sowie ein sehr schöner Sarg zeichneten sich darin an Schönheit aus. Auf einigen Stellen lagen Musikalien und einige Bücher. Es war noch kein Paradebett hergerichtet, sondern er lag noch auf der Matratze seines Bettes. Eine Decke lag über ihm, und ein ehrwürdiger Alter, den ich eher für seinen Diener als für einen Totenwärter halten möchte, deckte mir ihn auf. Da sah ich sein herrliches Antlitz, das ich leider im Leben nicht hatte sehen können. Eine solche himmlische Würde, trotz der Entstellung, die er erlitten haben soll, lag über ihm ausgegossen, daß ich mich kaum an ihm satt sehen konnte. Voll Rührung ging ich wieder von dannen; und erst unten hätte ich weinen mögen, daß ich nicht den guten Alten gebeten hatte, mir einige Haare von ihm abzuschneiden. Ferdinand Sauter, mit dem ich mich zusammenbestellt hatte, den ich aber verfehlte, begegnete mir, und ich kehrte mit ihm um, ihm meinen Plan mitteilend. Der Alte zeigte uns ihn noch einmal und deckte uns auch die Brust auf, welche, sowie der hoch angeschwollene Bauch, schon ganz blau war. Der Leichengeruch war schon sehr stark. Wir drückten dem Alten ein Trinkgeld in die Hand und baten ihn um Haare von Beethoven. Er schüttelte mit dem Kopfe und winkte uns zu, stille zu



Aus den Konversationsheften I

schweigen. Wir trollten uns also über die Stiege traurig hinab, als uns auf einmal oben an der Balustrade der Alte leise zurief, wir sollten am Tore warten, bis drei Gecken, die, mit den Röhrchen an den Pantalons klopfend, den herrlichen Toten betrachteten, fort wären. Dann begaben wir uns wieder hinauf, und, aus der Tür kommend, den Finger auf den Mund legend, gab er uns in einem Papierchen die Haare und verschwand. In einer traurigen Freude darüber gingen wir. Fritz begegnete uns, und ich erzählte ihm von diesem Gange, worauf er dasselbe tat. — Auf dem Kohlmarkte betrachteten wir das neueste Porträt, das von ihm da ist, und fanden seine Leiche mit selbem noch sehr ähnlich. — Dann begegnete mir Spaun, dem ich all das erzählte . . . Disput mit Haas, welcher behauptet, das Geschenk, das die Engländer dem Verstorbenen machten (1000 fl. C. M. mit der Anweisung, alles, was noch nötig sei, bei Rothschild im Notfalle zu erheben) sei sehr schundig.

29. März 1827.

Beethovens Begräbnis angesehen. Es dauert sehr lange, und eine Menge von Zuschauern sind dabei. Es wird ein Miserere von ihm selbst gesungen, und viele Kompositeurs gehen mit. Mit Schober, Schwind und Karl Revertera gehen wir hinaus in den Kirchhof, wo er begraben wird (in Währing). Da warten wir $1^1/_2$ Stunden, bis endlich Anschütz kommt. Um diesen wird ein Kreis geschlossen, und da der Sarg endlich kommt, hält er eine herrliche Rede (von Grillparzer verfaßt), worin er auch den herrlichen Beethoven als Menschen ganz seiner würdig schildert. Nach Hause mit Enderes, Schubert, Schober, Bauernfeld.

Als Schlußstück ist nichts würdiger als Grillparzers Grabrede, die von Anschütz gesprochen wurde. Kurz vor dem Tode war Grillparzer um die Abfassung gebeten worden; während der Arbeit kam Schindler und teilte das Ableben des Meisters mit. „Da tat es einen starken Fall in meinem Innern", schreibt der Dichter, „die Tränen stürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte: ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war."

Die Grabrede lautet:

„Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrigblieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleichherrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst! Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm, und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge, durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Sinfonie: „Freude, schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künſtler war er, aber auch ein Menſch, Menſch in jedem, im höchſten Sinn. Weil er von der Welt ſich abſchloß, nannten ſie ihn feindſelig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer ſich hart weiß, der flieht nicht! (Die feinſten Spitzen ſind es, die am leichteſten ſich abſtumpfen und biegen oder brechen!)
Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich ſeines liebenden Gemüts keine Waffe fand, ſich ihr zu widerſetzen. Er entzog ſich den Menſchen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einſam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an ſein Grab bewahrte er ein menſchliches Herz allen Menſchen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.
So war er, ſo ſtarb er, ſo wird er leben für alle Zeiten!
Ihr aber, die ihr unſerem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unſterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erſt öffnen ſich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er ſteht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantaſtbar für immer. Drum kehrt nach Hauſe, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt ſeiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinſtrömt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geſchlechts, ſo erinnert euch dieſer Stunde und denkt: wir waren dabei, als ſie ihn begruben, und als er ſtarb, haben wir geweint!“

Anhang

Aus den Konversationsheften.

Beethovens Bücherei.

Das Heiligenstädter Testament.

Ein Psychiater über Beethoven.

Beethovens Krankheit.

Zu den Abbildungen.

Beethov.: Sollte es geſchehen, ſo will ich lieber in einem ſolchen Lande nicht bleiben. Es wird aber Vormünder noch Oheime geben meinesgleichen — Denkſchrift!
Wer iſt dieſer Menſch?

Peters: Obſkurus!
Rechnungsrat bei der Stiftsbuchhalterei in Lerchenfeld.
Wir müſſen uns des Lebens freuen.

Beethov.: Wer iſt der neben dem Schlafenden?

Peters: Ein Graf, deſſen Name mir nicht beifällt, bekannt aber durch humane und liberale Grundſätze.

Um ſeinen Freund, ſoviel tunlich, aufzuheitern, greift Hofrat Peters zu dem Mittel, Scherze zu machen; der Dichter und Schriftſteller Bernard kommt noch hinzu, und die Konverſation fällt nun auf Seligs Ungarweine, auf deren Qualität dieſe beiden ſich zu verſtehen ſcheinen, denn ſie werden außerordentlich gelobt und empfohlen.

1823. Aus einer Konverſation mit ſeinem Freunde Bühler, der Erzieher in einem großen Handlungshauſe war. Beethoven erhielt einige Zeit vor dieſer Zuſammenkunft den Antrag, ein Oratorium für Boſton in Nordamerika zu ſchreiben, und zwar zu jedem Preis.

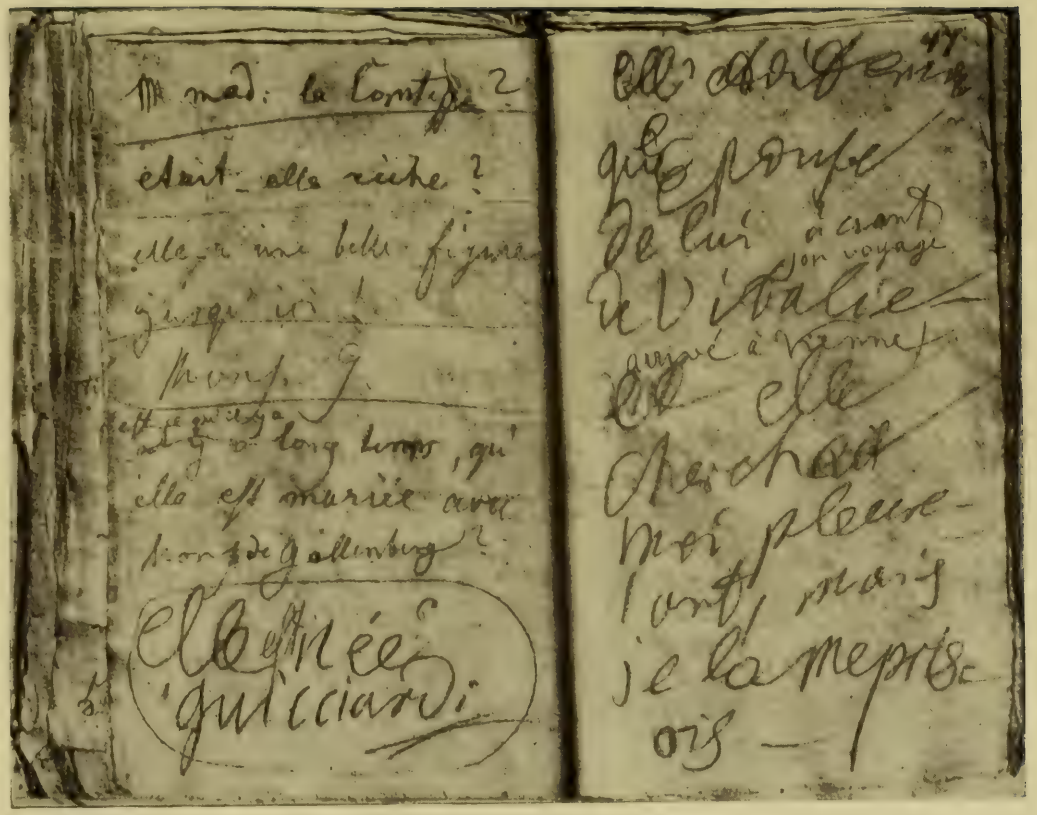
Bühler: Das Oratorium nach Boſton?

Beethov.: Ich ſchreibe nur das nicht, was ich am liebſten möchte, ſondern des Geldes wegen, was ich brauche. Es iſt deswegen nicht geſagt, daß ich doch bloß ums Geld ſchreibe. Iſt dieſe Periode vorbei, ſo hoffe ich endlich zu ſchreiben, was mir und der Kunſt das Höchſte iſt — Fauſt.

Geſpräch mit Herrn Deetz*) aus Berlin.

Deetz: Meine Verehrung für den großen Mann mag zu meiner Entſchuldigung dienen, daß ich mich bei Ihnen ſelbſt introduziere.

*) Wahrſcheinlich Bürgermeiſter Detz aus Berlin, „der ſehr viel beim König vermag und Ihr Verehrer iſt", wie es in Heft 133, Herbſt 1826, heißt. K.



Aus den Konversationsheften II

Deetz: Ich höre, daß Sie bisweilen Teplitz besuchen; sehr glücklich würde ich sein, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen dorthin annehmen wollten.

Ein großer Verehrer von Ihnen ist der Musiklehrer meiner Kinder gewesen, Bernhard Klein aus Cöln. Erinnern Sie sich wohl seiner?

Fürst Radziwill spricht noch immer mit dem größten Enthusiasmus von Ihnen.

Könnte ich wohl die Messe mit nach Berlin nehmen?

Witzleben, der Flügeladjutant des Königs, ist großer Musikliebhaber, und würden Sie mit ihm am besten auch über Musik korrespondieren können, da Fürst Radziwill nur die Wintermonate in Berlin ist.

Spontini macht Lärm. 36 Trompeten in der Olympia.

Zelter sagte, wie er aus der Oper kam und die Retraite trommeln hörte, das ist doch eine Musik, bei der man sich erholen kann.

Mendelssohn, zwölf Jahre alt, verspricht sehr viel.

Gott erhalte Sie noch lange der Welt.

[Nach den Originalen der Kgl. Bibliothek folgen fast alle weiteren Gespräche.]

Über Verbesserungen am Flügel für den tauben Meister. (Heft aus dem März 1820.) Andreas Streicher ist der Jugendfreund Schillers und Klavierbauer in Wien. (Dieses Gespräch wurde mehrfach gekürzt.)

Streicher: Haben Sie nicht versucht, auf einem aufrechten Klavier zu spielen? ich bin der Meinung, daß Sie nichts Besseres haben können. —

Wir wollen es vorn zumachen und zwei Horn hineinmachen, welche gegen Ihre Ohren gerichtet sind. —

Streicher: Da es zuviel kostet und man nicht gut stehen kann, so wollen wir es zuerst von Holz versuchen. —

Dieses Papier beweist, daß wir kein Messing nötig haben. — Aber ich glaube, daß es die Ohren mehr angreift als Messing — ich mache morgen bei mir zu Hause einen Versuch. —

Darf man einen Rauchen machen bei Ihnen? —

Wir haben eine neue Idee, diese hoffe ich, wird gut sein. —

Ein Bogen, der geht bis hinten am Klavier — es kann oben und von den Seiten kein Ton heraus. Dieser Bogen wird von sehr dünnem Resonanzholz. —

Und es hat diesen großen Vorteil, daß das Klavier ganz offen ist, und der Ton doch nicht hinauskann — wenn ich Ihnen das mache, so müßten Sie mir eben Ihr Klavier schicken. —

Ich mache eine Probe von Pappendeckeln, denn wenn ich es von Holz mache, so muß ich Ihr Klavier haben, weil die Form von meinen Instrumenten nicht paßt. —

Wenn es von Holz geht, so geht es auch von Pappendeckeln. — —

Gespräch über des Meisters Freundin und beste Schülerin, die Generalin Ertmann, deren Gatte den nach dem Selbstmordversuch gesundeten Neffen als Kadett unterbringen sollte. (Heft 109, April 1824.)

Schindler: Op. 97, ich spielte es letzthin mit der Generalin Ertmann, sie hat es begriffen; hatte aber den ersten Satz zu langsam, zu breit, nicht wahr? —

Es würde Ihnen viele Freude machen, die Ertmann jetzt hören zu können. —

(Heft 37, Ende 1825.)

Karl Holz: Die Ertmann ist jetzt nicht hier.

Ungarn. —

Sie hat immer bei Zmeskall gespielt. —

Von Zmeskall hört und sieht man nichts mehr. —

(Heft 10, Ende 1825.)

Karl Holz: Die Ertmann wird täglich erwartet. —

(Heft 100, Sommer 1826.) Anregung einer Anleihe bei Ertmanns.

Schuppanzigh: Was macht der Ertmann 4000 fl.

Sie hat auch großes Vermögen. —

Ihr Vater ist einer der reichsten Leute in Frankfurt. —

Der Frank*), der geizige, hätte ihre Schwester nicht geheiratet, wenn sie kein Vermögen gehabt hätte. —

Ein General hat Freiwohnung, so viel Fourage und schöne Besoldung.

(Heft 116, Juli 1826.)

Schuppanzigh: Hat Er die Ertmann schon gesehen? —

Sie wünscht seine sehr neuen Quartette zu hören. —

(Heft 128, Juli 1826.)

Karl Holz: Mylord sagte, die Ertmann wünsche ein Quartett zu hören; sie will sogar dafür bezahlen. —

(Heft 129, Ende Sommer 1826.)

Neffe Karl: Wann sprichst du mit Ertmann? —

Gewiß kann er viel tun, entweder unmittelbar oder auch

*) Ritter von Frank.

indirekt, da jeder Inhaber eines Regiments das Recht hat, Offiziere nach seinem Gutdünken zu wählen, bis zum Major. —

Auch wird dem Eintritt als Kadett kein Hindernis in den Weg gestellt werden, wie ich gewiß weiß. —

(Dasselbe Heft.)

Karl Holz: Ich sprach gestern selbst mit Ertmann in der Stadt. Sie möchten sich nicht zu ihm bemühen, er wird morgen vormittag nach der Revue auf der Schmelz die Ehre haben, Sie zu besuchen. —

Über die Baronin von Droßdick, ehemals als Therese Malfatti Beethovens Schülerin und angebetete Freundin, die seinen Heiratsantrag 1810 zurückwies. (Heft aus dem Herbst 1820.)

Bernard (?): Die Droßdick. —

Ich habe gestern bei der Frau von S. nebst einem Fräulein allein gesessen. Sie hat auch von der Frau v. Dr. gesprochen, weil sie jüngsthin im Theater neben Weißenbach und mir gesessen hat. Dr. S. war auch da. Sie hat so gesprochen von ihr, als ob sie sich nur in Gegenwart ihres Mannes scheue, um recht zu kokettieren. Es scheint, als ob sie nicht so ist, wie Weißenbach sie gerühmt hat. Auch sagt die S., daß sie dem W. nur etwas vorgemacht habe. —

Es scheint, daß sie ihren Mann nicht liebt. Von der Frau v. Janitschek habe ich gehört, daß sie nichts weniger als häuslich ist und daß sie diesen Sommer von ihrem Mann weg war. Man muß also doch behutsam sein.

Dem Maler Mähler gewährte Beethoven im März 1820 (Heft aus diesem Monat) mehrere Sitzungen. Kügelgen war ihm schon in Bonn bekannt.

Mähler: Haben Sie nach Frankfurt geschrieben, daß ich Ihr Porträt angefangen habe? —

Mähler: Kügelgen ist sehr geschickt. —

Sie müssen ja die Bestimmung ihres Bildes niemand sagen, Ich sage, daß ich für mich male. —

Heute habe ich eine gute Sitzung gehabt, weil ich Ihnen [!] viel beobachtet habe. —

Um immer hier zu bleiben. —

Wien ist doch die erste Stadt. —

Wer Ihnen [!] kennt, hat die größte Hochachtung. —

Nur nicht Essighändler. —

Neben dem Tratterhof Nr. 658 im 4. Stock.

Mähler.

Über Rhythmus (Januar 1824). Aus Schindlers Biographie.

Schindler: Aristoteles fragt: Warum viele zusammen besser im Rhythmus sängen, als wenige.

Die Griechen definierten: Rhythmus sei ein gegenseitiges Verhältnis der Teile eines Ganzen, das Ganze möge in der Zeit, im Raume oder in beiden zugleich vorhanden sein.

Er ist unstreitig das Notwendigste zum Verständnis der Musik.

Die verlängerten Rhythmen in Ihren Werken liegen nicht in der Berechnung, sondern in der Natur der Melodie und öfters sogar in der Harmonie — habe ich recht?

Freut mich.*)

*) Beethoven bewies mir durch mehrere Beispiele, daß meine Ansicht richtig sei, namentlich die Motive des 1. und 3. Satzes der C-Moll-Sinfonie erklärend und rhythmisch zerlegend. [Schindler.]

Beethoven schrieb am 8. September 1822 seinem Bruder Johann: „Zwei Sängerinnen besuchten uns heute, und da sie mir durchaus die Hände küssen wollten und recht hübsch waren, so trug ich ihnen lieber an, meinen Mund zu küssen. Dies ist beiläufig das Kürzeste, was wir Dir sagen können.“ — Seitdem blieb Beethoven im Verkehr mit den „schönen Hexen“ Karoline Unger (italienisch Carlotta Ungher) und Henriette Sontag, die so großen Erfolg in dem großen Konzert am 7. Mai 1824 hatten.

(Heft 93, Januar 1823.)

Schindler: Wann besuchen wir denn Mademoiselle Unger? —

Die Unger hat fünftausend Gulden Wiener Währung Gehalt. —

Bernard: Ich werde ihr morgen ihr Präsent übergeben; heute hatte ich keine Zeit. —

Postillon d'amour.

Die Unger ist im Ernste interessant. Wir haben noch einen dritten Nebenbuhler, den ich aber wenigstens nicht fürchte. Dieser ist der Hofkonzipist Nell, der gleich nach der Aufführung der Libussa ihr zwei Sonette überschickt hat. —

Indessen können wir doch miteinander zu ihr gehen.

Die Unger hat mir die Sonette gegeben, und ich habe sie in die Modezeitung einrücken lassen, sie sind wirklich nicht übel, aber die Zensur hat sie mißverstanden und ausgestrichen, weil solche Zärtlichkeiten nicht vor das Publikum gehören. —

(Heft 53, Oktober 1823.)

Karoline Unger: Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie störe, ich konnte aber nicht länger dem Verlangen widerstehen, Sie zu sehen und zu fragen, ob Sie meiner sich noch erinnern. Ich danke für Ihr liebes, freundliches Schreiben, ich werde diesen Brief als ein Heiligtum bewahren; nur schade, daß ich den Titel nicht verdiene.

K. Unger: Ich habe alles versucht, aber Duport*) kann nichts tun, da Hildeprandt die ersten Ansprüche hat. —

Haben Sie schon für Melusine etwas fertig? —

Forti hat es gelesen und ist davon entzückt, ich dachte, er wäre der passendste, die Rolle des Ritters zu spielen. Sollte er nicht einen Verliebten mit mehr Geschicklichkeit als jeder andere spielen können? —

Die Oper soll in die Burg kommen. —

Man sagt, daß das Theater am Kärnthnertor neu gebaut wird. —

Zweimal so groß. Bis Ende des nächsten Monats wird es entschieden sein. —

Warum vermisse ich heute Ihren Gesellschafter, Herrn Schindler? —

Ich will ganz Deutschland bereisen; glauben Sie, daß ich es wagen darf? —

Wenn ich in solcher [Beethovens?] Begleitung käme, würde ich sicher mit offenen Armen empfangen. —

Ich muß mich nun trennen von Ihrer lieben Gesellschaft, denn ich habe die Zeit gestohlen, zu Ihnen zu kommen. Leben Sie recht wohl, ich komme wohl bald wieder und führe Ihnen die schöne Sontag zu. —

(Dasselbe Heft.)

Schindler: Die Unger war unpäßlich mehrere Tage, sonst hätte sie wohl ihre Visite gemacht, sie ist zu wenig achtsam auf sich, so mit dem Speisen als auch mit dem Trinken. —

Die Sontag ist mehr vorsichtig. —

Die Unger ist zu viel Schuß [Temperament].

*) Der Intendant der Hofoper.

(Dasselbe Heft.)

Schindler: War die Unger noch nicht bei Ihnen? —

Sie geht wirklich im Dezember nach Berlin, sagte sie, und die Sontag nach Kassel. —

Die Sontag geht aber erst zu Ostern des nächsten Jahres weg; in der Josefstadt geht es jetzt schrecklich, weil die schändliche Behandlung des Hensler keiner ertragen kann. Hier am Tor wohnt die Unger. Sie sollten Sie überraschen; jetzt ist sie gewöhnlich allein zu Hause. —

(Heft 95, November 1823.)

Lichnowsky: In die Webersche Oper geht fast niemand. —

Es wird der Fidelio mit der Sontag wieder einstudiert, wie ich höre. —

Im Singen ist die Sontag besser, in der Darstellung und Kraft aber die Schröder. —

Die Sontag hat eine ziemliche Höhe und eine sehr richtige Intonation. —

(Heft 12, Herbst 1823.)

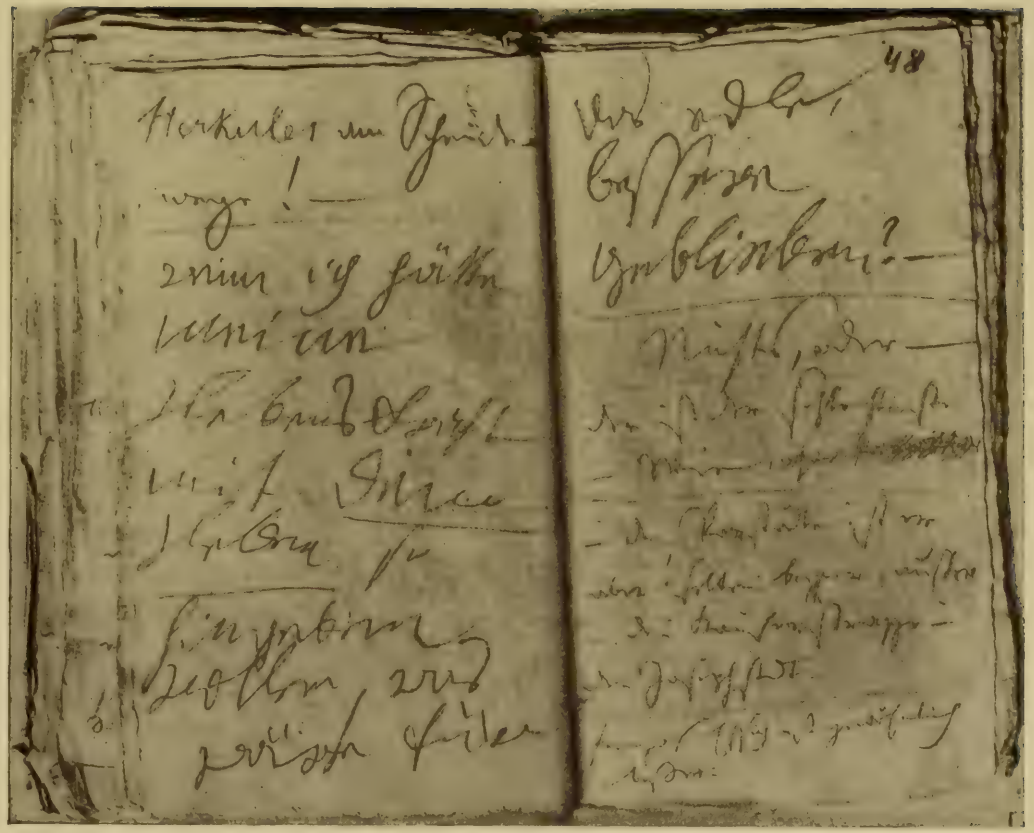
Schindler: Die Sontag können Sie auch tüchtig benutzen, denn das Mädchen hat einen seltenen Fleiß und eine seltene Bildung. Sie will sich die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen, allein sie traut sich nicht recht. —

Die Sontag ist vorzüglich, ein Muster seltener Moralität. Gott geb's. —

Schließlich besuchen die beiden Schönen, die wegen Beethoven ein wenig eifersüchtig aufeinander sind, den Meister.

(Heft 82, Dezember 1823.)

Schindler: Sie bekommen heute einen freundlichen Besuch. Die Unger und die Sontag werden wahrscheinlich schon um drei Uhr bei Ihnen einsprechen. Sie ließ es gestern im Theater sagen. —



Aus den Konversationsheften III

Schindler: Sie würden sich wohl nicht lange aufhalten. —

Sie haben den Vormittag stets eine oder die andere Probe, und dann müssen Sie sich am Nachmittag bald fürs Theater vorbereiten. —

(Später im selben Heft.)

Schindler: Wenn sie nicht kommen, so ist bloß die Eifersucht schuld, denn die Unger sagt mir, daß sie auch allein kommen würde; nun erwiderte ich aber, sie soll nur die Sontag gewiß mitbringen, es würde Ihnen doppelt angenehm sein; nun bin ich begierig, ob es geschieht.

Ich habe ja nur den Wunsch geäußert, sie sollten beide zugleich kommen. —

Die Mädchen kommen wohl jetzt nicht mehr. —

Im Vorbeigehn werde [ich] jetzt die Mamsell Unger eine Lügnerin schelten. —

Die Unger kommt endlich ein andermal allein.
(Heft 14, Dezember 1823.)

Karoline Unger: Demoiselle Sontag bedauert sehr, heute nicht kommen zu können, aber sie hat zu singen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, unseren großen, teuren Meister wiederzusehen. —

Warum haben Sie so lange uns nicht besucht? —

Faulheit, nichts als Faulheit. —

Werden Sie uns bald eine neue Oper geben? —

Samstag ist der Taucher, Freitag die Generalprobe. Kommen Sie? —

Wenn der liebe Gott nur einmal Sie so gnädig erleuchten wolle, daß Sie sich herabließen, bald mir etwas zu schreiben,

dann würde ich keine Mühe scheuen, denn sie würde sicher belohnt.

So komme ich alle Tage hinaus. —

Schindler: Engagieren Sie sie als Haushälterin, kochen kann sie gut. —

Unger: Sie müssen eilen, denn im Dezember gehe ich nach Deutschland. —

Gehen Sie mit ins Lusthaus, wir fahren hin und gehen zu Fuß zurück, erfüllen Sie meine Bitte. —
Mein Wagen steht unten. —

Bis dahin kann mich Gott mit Geduld segnen. —

Sie sollten auch heiraten. Vielleicht würden Sie fleißiger. Vergeben Sie meiner etwas satirischen Bemerkung. —

Ich schwöre zu Vestas Altar, bis ich mich nicht anders besinne. —

Ich habe mich recht sehr gefreut, Sie wiederzusehen. —

Wie kann, wer Ihren Fidelio, Ihre Sinfonien kennt, wer kann Sie da nicht kennen? Wenn Sie wüßten, wie oft ich Ihre Lieder singe. —

Das ist schwer zu entscheiden, da ich alle liebe. —

Haben Sie Euryanthe von Weber gehört? Wie gefällt's Ihnen? —

Mich spricht manches an, nicht alles. —

Die Dichtung ist gräßlich. —

Nimm hin die Seele mein,
Laß mich ganz Du nur sein,
Ganz bin ich Dein.
Seufzer wie Flammen wehn,

Kühlend um Lind'rung flehn,
Laß mich in Luſt und Wehn
An Deiner Bruſt vergehn.

Wie gefallen Ihnen dieſe deutſchen Verſe? —

Das Geſpräch kommt auf die geplante Oper „Meluſine".

Unger: Sie haben ſchon ein Buch, iſt es hübſch? —

Iſt für mich eine Rolle? —

Ich wünſchte das Buch von Grillparzer zu leſen, entſage aber im voraus, obwohl ich glaube, daß Sie mir es nicht geſtatten werden. —

Ich ſchwöre es bei meiner Ehre; ich werde es mit Dank ſelbſt zurückbringen. —

Wer glaubt, iſt ſelig, ſagt Jeſus. —

Steh zu Dienſten Nachmittag. —

Das Buch vom Taucher iſt ſehr hübſch. —

Ich muß nun fort, leben Sie recht wohl und erfüllen Sie bald Ihr Wort und kommen Sie zu Ihrer Dienerin Unger. —

Nach dem Weggange der Unger.

Schindler: Sie iſt ein Teufelsmädchen, voll Feuer und Offenherzigkeit. —

Konverſation (aus Schindlers Biographie) vor den am 7. und 23. Mai 1824 gegebenen zwei großen Konzerten, wobei die Unger und die Sontag mitwirkten.

Schindler: Die Unger bedauert ſehr, daß ſie jetzt wegen der vielen Proben vor und nach Mittag Sie nicht beſuchen kann. Im Konzert mitzuwirken, iſt ihr die allergrößte Ehre, zu was Sie ſie immer ſtellen. Sie ſingt vom F bis A und H. — Für den Baßpart empfiehlt ſie Ihnen ſtatt Forti Herrn Preiſinger, der beſſer für ſolche Kompoſitionen iſt als Forti.

Schindler: Sie ist schändlich malträtiert worden, und man allgemein sehr unzufrieden. Die Ursache ist vorzüglich D . . . . . ., der den Geist dieser Komposition nicht kennt, so wie die Kräfte des ganzen Personals. Er hat die Tempi ganz und gar falsch genommen. Besonders ging auf diese Art das erste Finale ganz zum Teufel.

Es wird ohne Zweifel Ihrem Wunsche entsprechen, wenn die Unger sowohl die Sontag als Herrn Preisinger in Ihrem Namen einladet, welches sie übernehmen will. Wer soll Tenor singen? Herr Heitzinger oder ein anderer?

Jäger ist besser für solche großen Werke. Mit Jäger komme ich oft in Gesellschaft zusammen. Wenn Sie erlauben, so werde ich ihn mit Ihrem Wunsche bekanntmachen.

Sind Sie noch entschlossen, für die zwei Sängerinnen zu diesem Zwecke etwas Besonderes zu schreiben?

Wird es abends statthaben? was sehr zu wünschen wäre.

Es käme bloß darauf an, sich mit Duport einzuverstehen. Wenn er Ballett gibt, so macht es keinem Teil Schaden.

Mehr fragt sich, woher die guten Orchester-Individuen ersetzen, die auf diese Art abgehen?

Es kommt ja bloß darauf an, sich darüber zu besprechen. Einrichten läßt es sich dann, wie Sie es wünschen und es nötig ist.

Kommen Sie nur einmal wieder hervor, es ist Zeit und tut not. Wozu die spanische Wand?

Ihren Freunden und Verehrern kann es aber nicht gleichgültig sein, zu wissen, was fertig ist, aber durch Ihre unverzeihliche Zurückgezogenheit nicht gehört werden kann. Ebenso unangenehm ist es, Ihre Werke erst vom Auslande her eingeführt zu sehen.

Bruder (Johann van Beethoven): Mit Schuppanzigh habe ich schon gesprochen, er war infolge dieses gestern bei Duport; dieser ist ganz für dich und die Akademie eingenommen, sagte mir aber, daß er es nicht in der Gewalt habe, sondern der Graf Dietrichstein. Du mußt also gleich ein höfliches Schreiben an den Gr. Dietrichstein schreiben, worin du diesen bittest, daß er dir die Bewilligung geben soll, daß du 8. April abends den großen Redoutensaal für deine Akademie haben kannst, indem du weißt, daß es ganz allein von ihm abhängt. Das übrige werde ich mündlich mit ihm alles abmachen.

Der Abend ist nun 1500 fl. mehr wert*).

Allein er darf nicht ohne den Grafen.

Wir versuchen es, geht es nicht, so bleibt uns sicher der Mittag.

Duport sagte mir, daß er dann abends eine alte Oper oder ein altes Ballett geben wird.

Schindler: Graf Brunsvik kommt also, vielleicht die Frau auch?

Ich freue mich, ihn kennen zu lernen.

Jawohl ein seltener, edler Mensch.

Er will aber nicht mitspielen, darum bringt er 4 Ohren mit, um nichts zu überhören.

Er will Sie nach dem Konzert durchaus mit nach Ungarn nehmen.

Für Ihre Augen sehr gut. Im Herbst reisen wir dann nach England.

---

*) Der pekuniäre Erfolg stellte sich aller vorausgegangenen Berechnungen ungeachtet auffallend schlecht. [Schindler.]

Bruder: Er (Duport) glaubt, du sollteſt dem Schindler überlaſſen, die blaſenden und anderen Inſtrumente vom Theater herbeizuſchaffen, weil er erſtens die Leute kennt, ihre Wohnung weiß und ſagte, daß die meiſten ohne Bezahlung kommen würden. Schuppanzigh hingegen iſt nicht ſo bekannt, weil er viele Jahre fort war. [Er geht fort.]

Schindler: Umlauf und Schuppanzigh wunderten ſich geſtern ſehr, daß Sie jetzt von den beſchleunigten Tempis in Ihren Werken gegen frühere Jahre ſo auffallend abweichen und alles Ihnen jetzt zu geſchwinde iſt.

Meiſter, darf dein Jüngerlein und Söhnlein ſagen, was es hierüber fühlt?

Ich hätte Sie geſtern bei der Parole umarmen mögen, als Sie uns die Gründe angaben, warum Sie jetzt Ihre Werke anders fühlen, als vor 15 bis 20 Jahren. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich in früheren Jahren öfters mit dieſem oder jenem Tempo nicht einverſtanden war, weil ich es anders fühlte, nämlich die Bedeutung jener Muſik.

Auch bei den Proben in der Joſefſtadt war es ſchon deutlich merkbar und vielen auffallend, daß Sie die Allegros alle langſamer haben wollten, als ſeither. Ich merkte mir den Grund gut.

Ein ungeheurer Unterſchied! was tritt ſo alles in den Mittelſtimmen heraus, was früher ganz unhörbar, oft verworren war.

Meiſter, Sie ſind zu beklagen; von jedem armen Sünder laſſen Sie ſich beſchwatzen; haben Sie denn wirklich ſo wenig Menſchenkenntnis? Wie oft haben Sie ſelbſt geſagt, daß Sie einſehen, daß Ihr Bruder Sie ſtets zu hintergehen ſucht, und Ihr Neffe Sie belügt, und doch glauben Sie ihnen immer wieder. Sehen Sie denn nicht, wie Karl jeden zu

verleumden sucht bei Ihnen, der ihm gefährlich scheint. Auch wir werden deshalb noch getrennt werden, denn ich setze mich dem Argwohn Ihrerseits nicht mehr aus.

Schindler: Warum? weil es nur zu deutlich ist, daß wir durch diese unvernünftigen Räte nur aus einem Dilemma ins andere kommen.

Die Unger und die Sontag werden also so frei sein, heute zu Tisch zu kommen. Da heißt es singen. Sie hat mir es erst heute zu wissen gemacht.

Es ist noch früh am Tage, daher lassen sich noch spanische Rebhühner weich sieden*).

Haushälterin: Es ist schon alles gesperrt. Poularde und ein paar Portionen Fleisch aus dem Gasthaus dazu; wieviel sind Personen? Salat haben wir und einen Gugelhupf zur Mehlspeis.

Die beiden Damen treten ein.

Unger: Fräulein Sontag freut sich mit mir, daß Sie so gütig waren, uns einzuladen. Wir kommen von der Probe, daher verzeihen Sie, daß wir so früh kommen. Ich bin nicht hergekommen, um gut zu essen, sondern um Ihre werte Bekanntschaft zu machen, worauf ich mich so lange gefreut habe.

Schindler hat uns gesagt, daß Sie endlich sich zur allgemeinen Freude entschlossen haben, ein Konzert zu geben; wir werden es mit Dank erkennen, wenn Sie uns würdig finden, darin zu singen. — Dürfen wir in das andere Zimmer gehen, etwas zu singen? Haben Sie nicht „Fidelio" bei der Hand?

---

*) Unter spanischen Rebhühnern versteht man in Wien Kartoffeln — scherzhafterweise natürlich. [Sch.]

Sontag: Machen Sie doch das Benedictus [aus der Missa solemnis]. Wie kann dem Publikum eins Ihrer Werke lang werden?

Schindler: Ich habe gestern Frl. Unger nicht zu Haus getroffen, deshalb konnte ich es erst heut erfahren. Also mir keine Schuld. —

Unger: Er wußte vorgestern, daß ich sicher komme, und nur von Demoiselle Sontag konnte er es nicht gewiß wissen, obschon ich versprochen hatte, sie mitzubringen.

Schindler: Das wußte ich wohl, aber daß die Sontag gewiß kommt, das konnte ich gestern nicht erfahren.

Sontag: Wie wir hergekommen sind, waren Sie gerade am Barbieren, so machten wir links um und warteten, um Sie nicht zu stören.

Warum ziehen Sie denn so weit aus der Stadt? nehmen Sie sich ein nahes Quartier bei der Stadt, dann wollen wir Sie recht oft besuchen.

Schindler hat seinen eigenen Bericht ausgelassen, den er dem Meister ein paar Tage über die schlechten Folgen des Essens erstattet. Wir lassen ihn hier nach dem Original folgen. (Märzheft 1824.)

Schindler: Nun eine unangenehme Neuigkeit von der Sontag, die Sie gewiß betrüben wird. Die wenigen Tropfen Wein vom . . . . . Ausbruch haben auch bei ihr eine Explosion verursacht, so daß der Taucher gestern abgesagt werden mußte. —

Sie hat die letzte Nacht fünfzehnmal sich übergeben. Gestern abend war's aber schon besser. Die Unger hat das Gegenteil davon bekommen; das sind Heldinnen! Sie sind Weintrinken nicht gewohnt, es ist auch schlechter Wein, wie sich's zeigte. —

Schindler: Die Sontag sollte gestern früh zur Probe kommen vom Hofkonzert. Als sie die 24 Dukaten hätte verlieren sollen, ließ sie sagen, sie habe schon ausgelitten und würde kommen. Beide Schönen empfehlen sich Ihnen und bitten in Zukunft um besseren, gesunden Wein; ganz recht, Ihre Diners würden beiden sonst hoch zu stehen kommen. —

(Aus Schindlers Biographie.)

Bericht über die Probe zum Konzert am 7. Mai 1824.

Schindler: Die Probe ging heute gut, nur herrscht noch zu viel Unruhe in den schweren Stellen im Chor, besonders in den zu hohen Stellen des Soprans. —

Ich behaupte, daß diese Höhe kein Chor in der Welt festhalten kann, denn die Stimmung der Orchester ist jetzt zu hoch. —

Wem sollen Sie es jetzt, da es so pressiert, geben? ich kann nicht raten*); wenn wir nur bald das Quartett hätten, die Blas-Instrumente eilen doch nicht so sehr. —

Schindler: Ich komme Nachmittag, vielleicht hat er es bis dahin gebracht. —

Ich muß heute beim Bruder sein, indem er mir vor der Abreise noch manches zu sagen hat, darum bitte ich um Entschuldigung, lieber Meister. —

Betrifft das Rezitativ des Singbasses im 4. Satz der Neunten Sinfonie.

Schindler: Es ist ihm zu hoch. Preisinger singt tief Baß, und das Rezitativ am Schluß müssen Sie ihm etwas abändern; so kann er es nicht singen — keiner unserer Bässe hat das Fis. —

---

*) Dies bezieht sich auf Kopien, die in großer Menge noch zu besorgen waren, als man sie schon haben sollte. Grund: weil B. noch immer feilte, was längst schon unter den Händen der Kopisten sein sollte. [Schindler.]

Schindler: Ja, fatal! aber ein ſolcher Vortrag kann dem Ganzen nur ſchaden. —

Die Rezitative für die Kontra-Bäſſe ſind ungeheuer ſchwer. Im Tempo vorgetragen gar nicht. — Da können 20 ſpielen, aber nicht ſo, wie Sie es verlangen*). —

An Preiſinger müſſen Sie denken wegen des Rezitativs, beſonders wegen der Kadenz.

Beſter! ſeid fromm, ſonſt ſchweig' ich und — —

Umlauf tut dabei nichts. —

Schreiben Sie es hier auf, wie er es gut ſingen kann. —

An der guten Lunge fehlt es ihm nicht, aber das iſt zuviel. —

Forti könnte das Fis ſingen, allein ihm fehlt die Tiefe. —

Das werde ich in der Baß-Stimme ändern. —

Alſo laſſen Sie es und zweifeln Sie nicht mehr, ſo bringt er es gut heraus.

Alſo Sie ſind einverſtanden? Bon!**) .

(Aus Schindlers Biographie.)

Ein kleines Heft vom März 1827 aus Beethovens letzten Lebenstagen fängt mit einem ärztlichen Morgenexamen an, als: „Geſchlafen ruhig?“ uſw. Beim Weiterblättern leſen wir, was den Tag über mit ihm verhandelt wurde. Bei der Abendkonverſation mit Schindler wollen wir etwas verweilen, denn man entnimmt

*) Beethoven verlangte eine etwas freie Bewegung der Kontrabäſſe, die ſich dem Vortrage des Sängers annähert; mithin nicht ſteif und nicht ſchleppend. [Schindler.]

**) Das abgeänderte Rezitativ von Beethovens Hand ſteht mit Rötel notiert auf einem der letzten Blätter dieſes Konverſationsheftes. Auf einem früheren Blatte findet ſich ſchon von ſeiner Hand notiert: „Preiſinger, angenehmere, freudenvollere“ — beides Epitheta aus dieſem Rezitativ. Es ſteht dies dort zur Erinnerung für ihn an die nötige Abänderung. [Schindler.]

daraus, wie der große Meister selbst in dieser Lebenskrisis noch am liebsten sich über Kunst und wissenschaftliche Gegenstände unterhalten ließ.

Schindler: Sie sind heute recht wohl, da könnten wir wieder etwas poetisieren, z. B. vom B-Dur-Trio, wo wir letzthin unterbrochen wurden. — [op. 97.]

Ja, Bester! das geht nicht, so weit versteige ich mich nicht, und muß Ihre Sache sein, wenn Sie wieder gesund sind *). —

Aristoteles sagt in seiner Poetik von der Tragödie: Die tragischen Helden müssen anfangs in hohem Glück und Glanz leben. So sehen wir es auch im Egmont. Wenn sie nun recht glücklich sind, so kommt mit einemmal das Schicksal und schlingt einen Knoten um ihr Haupt, den sie nicht mehr zu lösen vermögen. Mut und Trotz tritt an die Stelle, und verwegen sehen sie dem Geschicke, ja dem Tod ins Aug'. —

Bin einverstanden, Meister! Aber jenes Bild ist der Mikrokosmus, das Konterfei des Lebens und das Abbild von dem Trio. —

Ja wohl, aber die Medea von Euripides ist mir nicht mehr gegenwärtig. Sie müssen mir das deutlicher explizieren, sonst bleibt es dunkel. —

Klärchens Schicksal interessiert deswegen, wie Gretchen im Faust, weil sie einst so glücklich waren. Eine Tragödie, die sogleich traurig anfängt und immer traurig fortgeht, ist langweilig, da kommt mir die alte Medea wieder in Erinnerung. —

Shakespeare hat dies überall vermieden. —

Wozu überall eine Aufschrift? Ich glaube, das würde bei manchen Sätzen in den Sinfonien und Sonaten sogar schaden,

*) Im Vorgefühl seiner baldigen Auflösung (ein Gefühl, das ihn in jenen Tagen öfters beschlich) verlangte er hier von mir, ich sollte seine Intentionen bei den Sinfonien und Klavierwerken gelegentlich publizieren. [Schindler.]

Schindler: Wo das Gefühl, die eigene Phantasie diktieren mögen. Die Musik soll und darf nicht überall eine bestimmte Richtung dem Gefühle geben. —

In der Sonate L'absence usw. ist es doch ganz was anderes, wir können uns die Freude des Wiedersehens deutlich vorstellen, Zorn aber nicht recht musikalisch. — [op. 81 a.]

Bon! Sie komponieren also nächstens eine zornige Sonate. —

Oh, das glaube ich, daß Sie damit fertig werden, und freue mich schon darauf. Die Haushälterin wird aber das Ihre beitragen und Sie vorher recht zornig machen müssen. Aber, Freund, dagegen werden wir jetzt protestieren, jetzt heißt es solche Gemütsbewegungen beseitigen. —

Ich bin sehr gespannt auf die Charakterisierung im B-Trio. —

Der erste Satz träumt von lauter Glückseligkeit. Auch Mutwille, heiteres Tändeln und Eigensinn (mit Permission — Beethovenscher) ist darin? Nicht wahr? —

Im zweiten Satz ist der Held auf dem höchsten Gipfel der Seligkeit. —

Im dritten Satz verwandelt sich das Glück in Rührung, Duldung, Andacht usw. —

Das Andante halte ich für das schönste Ideal von Heiligkeit und Göttlichkeit. —

Worte vermögen hier nichts, sie sind schlechte Diener des göttlichen Wortes, das die Musik ausspricht. —

Aus dem Folgenden ergibt sich, daß es bereits spät geworden, der Patient noch einmal Medizin nehmen müsse, und die Fortsetzung des Gespräches über das Trio auf den andern Tag bestimmt ward.

Im Heft vom April 1824 ist von den leidigen, schließlich erfolgreichen Unterhandlungen mit dem Kärnthnertortheater die Rede, wo statt im großen Theater das große Konzert im Mai ausgeführt wurde.

Schindler: Die Unger ist ganz entrüstet über Duport. Die beiden Mädchen gehen heute zusammen zu ihm; sie zweifeln nicht an dem guten Erfolg. —

Die Wiener wissen schon ein hübsches Bonmot: daß der Beethoven in einer Nußschale Konzert geben will. —

Die Unger kommt jetzt zu Ihnen und wird Ihnen das Weitere selbst vortragen. —

Sie ist voller Freude, daß Sie reüssiert haben. —

Unger: Ich habe die Stimme von der Messe mitgebracht und glaube, es werden einige Fehler darinnen sein, daher wünschte ich, daß Sie so gütig wären, Herrn Preisinger und mir zu erlauben, ein wenig die Partitur zu besehen. Wollten wir nicht ein wenig versuchen, es zu singen? —

Und die Medaille*) wünschte ich noch einmal zu sehen. —

Wen würde ihre Komposition nicht begeistern? —

Heute gehe ich in die „Jahreszeiten". —

Wollen Sie nicht in meine Loge kommen, es würde mich herzlich freuen. —

Nummer 2, Parterre-Loge links. —

Ich schwöre für ewig zu Ihren Fahnen; wer kann mich zwingen, meinem Schwur ungetreu zu werden? —

(Später im selben Heft.)

Schindler: Das muß ich heute noch sagen, die Unger, die mich [!] gestern versicherte, wenn es auch Duport abschlagen sollte, sie und Preisinger doch singen würden. —

---

*) Wahrscheinlich die große goldene Medaille von Louis XVIII. von Frankreich.

Schindler: Beide werden Duport einen Revers ausstellen, daß sie den ganzen Sommer nicht krank werden. —

(Heft 109, ebenfalls im April 1824.)

Schindler: Wir könnten im Vorbeigehen zur Sontag gehen und ihr die Partitur geben. Sie würde vielleicht gesund werden, wenn sie Sie sieht, denn sie hat sich schon letzthin, zwar sehr bescheiden, beschwert, daß Sie der Unger die Ehre geben, sie zu besuchen, und sie könnte sich dessen nicht rühmen; die Unger hat es gewiß auch ausposaunt, denn sie ist sehr ehrgeizig. —

(Heft 107, Ende April 1824.)

Schindler: Morgen um neun Uhr müssen beide wieder zur Probe kommen. Beiden Damen fehlt die Schule im Gesange, solchen getragenen Gesang vorzutragen. Die Sontag sieht das ein, sie ersucht mich, mit ihr die Schule von Durante, Leo, Porpora*) durchzugehen, was ich ihr versprochen habe. Nach der Akademie fange ich gleich mit ihr an. Die italienische Gurgelei hat beide vom rechten Wege abgebracht. —

Die Sontag sagt, sie habe im Leben so was Schweres nicht gesungen. —

Sie wissen ohnehin, daß die Unger ein närrisches Ding ist, voll Spaß und Neckerei auch an jenem Orte, wo es sich doch nicht geziemt. —

Später kommen die „Hexen" selbst.

Sontag: Aber diese Höhe hier, läßt sie sich nicht abändern? —

Unger: Und diese Stimme liegt für die meisten Altstimmen zu hoch; läßt sie sich nicht abändern? —

Sontag: So quälen wir uns in Gottes Namen weiter. —

---

*) Drei Meister der neapolitanischen Musikschule.

(Am 6. Mai 1824.)

Schindler: Wegen der Sontag ist es mir gar nicht bange, die sagte, ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich abends keine Note fehle; sie hat doch Courage, aber die Mamsell Unger fühlt sich zu schwach.

(Heft 107, am 8. Mai, Tag nach dem Konzert.)

Neffe Karl: Die Sontag und die Unger, die sonst, wie sie erscheinen, mit dem größten Applaus empfangen werden, wurden gestern beim Eintritt fast gar nicht beklascht, wie es auch natürlich ist. Das ist in jedem Fall ganz natürlich. Denn bei einer Akademie, die du gibst, fühlt das Publikum wohl, daß es Sänger nicht beklatschen dürfe.

Nach dem Konzert wurde der Verkehr so vertraulich, daß eine der „Hexen" (wahrscheinlich die dreistere Unger) eine der beiden kleinen Bronzen wünscht, die sie aber nicht erhalten hat, da sie beide später in Schindlers Besitz und zuletzt ins Bonner Beethovenhaus kamen.

(Heft 49, Mai 1824.)

Neffe Karl: Das Fräulein wünschte einen der beiden Kosaken zu besitzen, wenn du ihn entbehren könntest. —

(Heft 49, Mai 1824.)

Schindler: Zu dem Diner, das ich im Prater nach den Konzerten geben werde, kommen Sie (per se), die Sontag, die Unger, Umlauf, Barth, Karl, der Bruder? Kannerl, Grillparzer — und Mylord Falstaff, wenn er verspricht, schon irgendwo anders ein ordentliches Mittagsmahl verzehrt zu haben; sonst muß ich für drei Personen mehr bestellen. Ist es Ihnen recht? —

In Heft 125 finden wir die Unger mit einer Freundin beim Meister, der solchen Besuch gewiß nicht ungern sah. Beide setzen ihm, dem Hagestolz, neckisch zu.

Unger: Meine Begleiterin ist Baronesse Lirveeld, welche Sie schwärmerisch verehrt. Sontag konnte nicht kommen, des schlech-

ten Wetters wegen, welches mich aber nicht abhalten konnte —.

Unger: Gestern machten wir im „Taucher" Furore. —

Das Fräulein ist unvermählt. —

Duport hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß Ihre Bedingungen wegen der Melusine ihm recht sind, nun wünscht er auch jene Grillparzers zu wissen, um einig zu werden. —

Meine Begleiterin und ich werden Ihnen einen Ihrer würdigen Glockenzug machen. —

Wie kann Beethoven einen solchen Glockenzug haben? —

Wenn Ihre Hand ihn nicht heiligte, so müßte man behaupten, er wäre ein Strick eines Gehängten. —

Heiraten Sie! Ein Hagestolz ist ein unnützer Staatsbürger. Dixi et salvavi animam meam. — [Beeth. holt etwas?]

Wir bedauern, daß Sie sich so sehr bemüht haben, und haben indessen Ihr Lied an die Ferne gesungen. — [op. 98.]

Welche Antwort soll ich Duport sagen? Wann geben Sie Ihre Akademie? Wenn man einmal den Teufel hat, so kann man zufrieden sein. —

Und einen Normaltag in der Fasten, wo drei bis vier eintreten, wäre am besten. —

Wenn Sie ein Konzert geben, so stehe ich für die volle . . . —

Sie haben zu wenig Selbstvertrauen. Haben denn die Huldigungen der ganzen Welt Sie nicht ein wenig stolzer gemacht? —

Wer spricht denn von Anfechtungen?

Unger: Wollen Sie denn nicht glauben lernen, daß man sich sehnt, Sie wieder in neuen Werken anzubeten? — O Halsstarrigkeit! —

Ich habe keinen. — [Beethov. neckte mit einem Geliebten?]

Wie viel Geliebte zählen Sie? —

Schindler: Sie wird krank von schwarzem Kaffee. —

Unger: Er ist zu gut und macht jungen Mädchen heiß. —

Auch könnten Ihnen die schönen Augen meiner Nachbarin zu gefährlich werden. —

Machen Sie doch keine Komplimente mit Ihren Freunden. —

Er leitet aber das Ganze sehr gut, wir sind alle zufrieden. Er ist sehr artig und behandelt die ganze Gesellschaft mit der größten Achtung und Delikatesse. — [Duport?]

Lieben Sie auch wie ich die Franzosen? —

Leben Sie recht wohl, wir werden bald wiederkommen. —

Baroneß Lirveeld: Ich werde den Tag mir aufzeichnen, der mir das Glück brachte, Sie kennen zu lernen.

Mathilde L. —

Auch in späteren Jahren interessierte sich Beethoven für das Schicksal der beiden Schönen. Noch im Januar 1827 (Heft 83), also kurz vor seinem Tode, hörte er folgendes:

Schindler: Dieser Tage erhielt ich einen Brief von der Unger aus Neapel, worin sie mir die für sie höchst unangenehme Nachricht meldet, daß aus ihrer Vermählung mit dem Architekt Nicolini nichts wird, weil ihm seine Ärzte das Heiraten widerraten haben; sie sieht sich dadurch in eine traurige Lage versetzt, indem H. Nicolini die großen Schulden ihrer Mutter größtenteils zu zahlen unternommen hat. Nächsten April kommt sie daher wieder hierher. —

Schindler: Holbein hat der Demoiselle Unger vor einiger Zeit auch einen Heiratsantrag gemacht, den sie aber ablehnte; nun vermute ich, daß sie dies Verhältnis wieder zu erneuern sucht, denn ich vermute es aus mehrerem, sowie aus einem Briefe an Holbein, der in meinen eingeschlossen war, und den ich hier an Holbein aufgab. — Holbein hat Geld und könnte, an ihn verheiratet, doch ihre 25 000 bis 26 000 Gulden Schulden ihrer Mutter abzahlen. — [Theaterdirektor H.]

Die Mutter ist ein gutes Weib, aber sie hat eine sehr abscheuliche Leidenschaft, nämlich — Schuldenmachen, und wenn sie keine für sich zu machen hat, so übernimmt sie fremde und garantiert für sie — daher in kurzer Zeit so eine große Summe. —

In Jahns Mozartbiographie (Bd. IV, S. 680) hören wir, daß Mozart auf dem Sterbebett gesagt hat: „Mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß hat man mir Gift gegeben. Ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen." — In Wien hielt man tatsächlich Salieri, den italienischen Nebenbuhler Mozarts in Wien und späteren Lehrer Beethovens, des Verbrechens für fähig (Heft 95, November 1823).

Schickh: Salieri hat sich den Hals abgeschnitten, lebt aber noch. —

(Heft 124, Ende 1823.)

Schickh: Es sind 100 auf 1 zu wetten, daß die Gewissensäußerung Salieris wahr ist! Die Todesart Mozarts bestätigt diese Äußerung! — [Schickh war Redakteur der „Wiener Ztg."]

(Heft 125, Jahr 1824.)

Neffe Karl: Salieri behauptet, er habe Mozart vergiftet. —

Schindler: Mit Salieri geht es wieder sehr schlecht. Er ist ganz zerrüttet. Er phantasiert stets, daß er an dem Tode Mozarts schuld sei und ihn mit Gift vergeben habe. — Dies ist Wahrheit — denn er will dies als solche beichten —, so ist es wahr wieder, daß alles seinen Lohn erhält. —

Als Salieri am 7. Mai 1825 starb (Heft 25).

Neffe Karl: Man sagt auch jetzt sehr stark, daß Salieri Mozarts Mörder ist.

Über Beethovens Verhältnis zu Moscheles erhalten wir Auskunft in den Heften von November und Dezember 1823.

Schindler: Eskeles sagte heute dem Bruder, daß Moscheles wieder geschrieben und wie der Größte von Ihnen gesprochen. Er hat auf einem ellenlangen Zettel die Konzerte geschickt, auch Ihr „Christus" befindet sich darauf — aber ans Kreuz kommen Sie doch nicht, die Ehre haben Sie noch nicht verdient. —

Moscheles wird sehr reich. Ein Konzert in London trug ihm 20 000 fl. unseres Geldes ein; er kommt nächsten Winter zum Besuch nach Wien. —

Neffe Karl: Er sagte gestern, er sei vor einigen Jahren Mitglied einer noch jetzt bestehenden Gesellschaft unter dem Titel: Die Ludlamiten*), gewesen, wo auch unter andern Moscheles aufgenommen wurde, und jeder seinen eigenen Namen bekam; so hieß Moscheles: Tasto der Kälberfuß. Der Zweck war, sich abends nach dem Theater noch ein paar Stunden zu unterhalten. —

Schindler: In London und Paris erhält jeder minder bedeutende Künstler freien Eintritt in die königl. Theater, sagte mir Moscheles; er läßt Sie recht höflichst bitten, ob er Ihnen seine Aufwartung machen dürfte, indem er nächstens wieder nach London zurückgehen wird. —

Sie müssen es morgen nun tun und ihn empfangen, und das noch recht freundlich, bitte schön — er ist kürzlich erst

---

*) Über diese lustige Gesellschaft, der die meisten geistigen Größen in Wien gehörten, berichtet ausführlich Castelli in seinen „Memoiren".

gekommen und bedauert, daß er auf keinem Wege an den König [Georg IV.] kommen konnte. Selbst der Esterhazy hat sich an die Enningham, die Mätresse des Königs, gewendet, allein es soll ein . . . sein, also partout comme chez nous. —

Schindler: Moscheles konnte mir nicht genug versichern, zwar zum Überfluß, wie sehr man in ganz England Sie anbetet, und er traute sich nicht, nach London zu kommen, ohne den Engländern sagen zu können, er habe Sie wohl gesehen. —

Nach dem großen Konzerte von Moscheles am 15. Dezember 1823 hört Beethoven, der Moscheles den englischen Flügel geliehen hatte, folgenden Bericht.

Neffe Karl: Auch mir hat es gleich mißfallen, daß Moscheles nicht bekannt macht, daß das Klavier von Dir ist. Dem scheint eine besondere Absicht zugrunde zu liegen. —

Ich glaube, er spielt deswegen gerade die Phantasie auf dem englischen, um die Aufmerksamkeit mehr auf den Ton des Klaviers zu lenken. —

Du und der Bruder gehst in die Loge, sobald es Zeit ist, und ich komme nach, oder bin schon dort. —

Heute ist der 15. Dezember, und da bist Du geboren, soviel ich sehen konnte*).

Du glaubtest heute, ich klatsche aus Entzücken so, das war aber nur, als man ihn herausrief, ein Teil der Zuhörer, vermutlich fremde, zischten. —

Über das Thema „Gott erhalte Franz den Kaiser"; darum klatschte alles, als er in das Thema überging. —

Viel Sicherheit hat er. —

Die Leute sagten: Das Klavier hat doch Töne. —

*) Bestimmt weiß man nur den 17. Dezember als Tauftag. Beethoven selbst wußte seinen Geburtstag nicht.

Neffe Karl: Das war nichts als einſtudiertes Zeug, den Mangel an Ideen ſuchte er durch brillante Paſſagen unmerklich zu machen. —

Im Parterre neben uns wurde von dir geſprochen, die Leute ſagten, du ſeieſt der erſte Kompoſiteur. —

Zu den intereſſanteſten Heften gehören die, wo Grillparzer ſich mit Beethoven unterhält. Wir bringen hier die weſentlichen Abſchnitte, die ihre Erläuterung in den Grillparzer-Erinnerungen (Bd. II, 42 ff.) finden.

(Heft 87, März 1823.)

Grillparzer: Ich mache diejenigen Veränderungen, die Ihnen notwendig dünken*).

Ich bitte, nur ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in betreff deſſen, was geſungen werden ſoll. —

Vielleicht dürfte dieſes Duett nichts anderes enthalten, als die Freude der Minerva im Gegenſatz mit der trüben Warnung Merkurs. —

Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als notwendig, ſie iſt aber nicht das Werk eines Augenblicks; weit ſchneller iſt die Ausführung da, als die Erfindung, ich muß alſo natürlich um Zeit bitten, das bei mir zu überlegen und zu Hauſe durchdenken zu können. —

Soll ich Ihnen das Buch und meine Zeilen hier laſſen —, ſo bitte ich, es mir, ſobald Sie es nicht mehr benötigen, durch H. Schindler zu erhärten. — Was den Gedanken betrifft, eine Anſpielung auf die heutige griechiſche Zeit herzuſtellen, da würde die Zenſur ihr verneinendes Machtwort darein legen. —

Ich glaube, es ſoll nur derjenige öffentlich auftreten, der ganz gewiß iſt, wenn auch nicht gleich, doch einmal etwas Großes

*) Es iſt hier von einer uns unbekannten mythologiſchen Textdichtung die Rede.

in die Welt zu ſchicken. Dieſe Überzeugung läßt ſich nicht einreden. —

Grillparzer: Ich meine, die Kraft dazu zu fühlen. —

Das Reſultat in bezug auf die Kantate wäre alſo dies. Sie haben die Güte, Buch und Schrift hier zu behalten und mir mit Ihren Bemerkungen zu überſenden; ich denke indeſſen den Stoff für mich nach, und ſo kommen wir vielleicht überein. —

Der Schluß iſt Überlegung, und ich werde nicht arbeiten, ohne Ihnen vorher ſelbſt oder mittelbar den Plan mitgeteilt zu haben. —

Schindler: Werden Sie ſich entſchließen? —

(Heft 45, Frühjahr 1823.)

Grillparzer: Auf dem Lande wäre wohl bald das Übel gehoben. —

Sie ſollten Sauerbrunnen trinken; mir ſelbſt hat er ſehr viel Erleichterung verſchafft. —

Johannisbrunnen. —

Wenn Sie erſt ſo geplagt würden, wie ich, und ich bin ſogar Beamter. —

Muß jedem Dummkopf nachſtehen. —

Und doch möchte ich nirgend anders leben. —

Und die übrigen Deutſchen ſind in Pedanterie ertrunken. —

Gefühl iſt hier. —

Den Muſikern kann doch die Zenſur nichts anhaben. Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Muſik denken. —

Der Beamte konnte wahrſcheinlich nicht anders. —

Grillparzer: Wann werden Sie auf's Land gehen? —

Ich habe noch nichts gehört. —

Ich habe mich noch nicht erkundigt. Ich will es. —

Ich sinne schon auf eine ganz ernste Oper. —

Drahomira. —

In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da. —

Es soll eine Oper von Beethoven sein.

Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an als bei Opern — das bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit. —

Und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Übersetzungen. —

Eine große Schwierigkeit unserer Oper wird sein, einen Tenoristen zu finden, der den Raimund spielen kann. —

Er ist gemein. —

Wenn Wild kommt, ob Sie nicht darauf anspielen könnten? —

Die Unger ist nicht übel. —

Und die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur. —

Ich bin auch ein Stümper in der Musik. —

Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt. —

Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neueren erfunden haben. —

Man fängt schon wieder an, der Manier entgegenzugehen. Malerei, Poesie.

Jeder sollte sein eigenes Muster sein. —

(Heft 92, Sommer 1823 in Hetzendorf.)
Man vergleiche die Erinnerung (Bd. II, 48) an diesen Besuch.

Grillparzer: Man hat schon von mir verlangt, daß ich Poesien zur Schwermut vorzüglich mitnehmen soll. —

Mir ist jede Mitteilung doch immer widerlich; besonders selbst vorlesen. —

Ohne daß erst die Stimmung gewonnen wird. Um etwas vorlesen oder vorspielen zu können, müßte man ganz damit zufrieden sein. —

Das ist aber wohl nie der Fall. —

Sie meinen, der Beifall wäre das Schönste, wonach man strebt. —

Er hat doch aber auch mitunter eine große Freude an der Repräsentation. —

Offenbar aber nie, um sich von der Roheit seiner poetischen Zeitgenossen zu entfernen.

Er hat es als Schranke gegen die Zudringlichkeit gebraucht. Daher ist seine Darstellung auch so bildlich. —

Die Musik verstehen die Norddeutschen nicht viel. —

Etwas Höheres als den „Freischütz" bringen sie nicht hervor. —

Aussicht auf Frau und Kinder. —

Sie werden nie heiraten? —

Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber und die Leiber keine Geister. —

Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei. —

Neid! Neid! Neid! —

Grillparzer: Von mir hat er gesagt: ich schimpfte im Theater, indes ich doch gar nicht ins Theater gehe. —

Auch Mosel und Dietrichstein haben sich immer feindselig gegen mich benommen. — [Direktoren am Hoftheater.]

Sie haben mir die Pension genommen, dich ich vom Theater hatte. —

Auch Mosel hat für Sie nur darum Achtung, weil Sie ein Deutscher sind. —

Wenn diese Brut Künstler sein könnte, möchte ich keiner sein. —

Mosel spricht von sich selbst als Tondichter. —

Man versteht so leicht, was sie tun und vornehmen, das macht ihr Glück von oben. —

Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten. —

Von der Oper „Melusine" ist nun die Rede. Interessant die Bemerkung über das „Leitmotiv" (Richard Wagner!).

Grillparzer: Sind Sie noch immer der Meinung, daß statt des ersten Chors in unserer Oper etwas anderes substituiert werden sollte? — [K. Kreutzer hat statt Beethoven später den Text komponiert.]

Vielleicht nur ein paar Töne des Jägerchors, fortgesetzt durch ein unsichtbares Nymphenchor. —

Ich habe mir überhaupt gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusinens durch eine wiederkehrende, leicht fassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Ouvertüre mit dieser beginnen und nach dem lauschenden Allegro auch die Introduktion durch selbe Melodie gebildet werden? —

Grillparzer: Diese Melodie habe ich mir als diejenige gedacht, auf welche Meluſine ihr erſtes Lied ſingt. —

Drahomira. — [Die Oper Drahomira oder Dragomira.]

Ich werde Ihnen den Plan dieſer Drahomira ſchriftlich mitteilen. — [Unbekannt, ob der Text ausgeführt.]

Als er die Freiheit von Griechenland proklamierte. —

Ihre Muſik bleibt uns doch ganz unbegreiflich. —

Auf briefliche Einladung macht Grillparzer im Winter 1823 wieder einen Beſuch. (Heft 124.)

Grillparzer: Die Zenſur hat mein Trauerſpiel „Ottokar" verboten. Sogar den Druck will man nicht erlauben. —

Es iſt zu ſehr auf Öſterreich berechnet. —

Meins liegt an Öſterreich. —

Es iſt leider eigentlich patriotiſch. —

Niemand kann den Grund des Verbotes begreifen. —

Sie haben die „Meluſine" wieder vorgenommen?

Ich habe ſchon früher mich zweimal an die Direktion gewendet, aber keine Antwort erhalten. —

Ich habe auch ſchon früher erklärt, hundert Dukaten dafür fordern zu müſſen. —

Weil doch eigentlich aller Vorteil eines Opernbuches ſich auf jenes Theater beſchränkt, wo es zum erſtenmal aufgeführt ward. —

Ich hätte aus demſelben Stoffe ein rezitiertes Schauſpiel machen können, das mir mehr als dreimal ſoviel getragen hätte. —

Grillparzer: Ich muß so viel fordern, um meine Verbindlichkeiten gegen Wallishauser erfüllen zu können. — [Verleger W.]

Sie geben für gewöhnliche Opernbücher bis 300 fl. Konventionsgeld. —

Haben Sie schon angefangen zu komponieren?

Wollten Sie mir wohl aufschreiben, wo sie Änderungen wünschten? —

Weil aber doch das Stück mit einer Jagd beginnen muß. —

Vielleicht wenn die letzten Töne eines verhallenden Jagdhorns sich nur mit der Introduktion mischten, ohne daß die Jäger selbst auftreten. —

Mit einem Nymphenchor anfangen zu lassen, würde vielleicht die Wirkung dieses Chores am Schlusse des 1. Aktes schwächen.

Ich verstehe mich so eigentlich auf Operntexte nicht. —

Sie wollen bis September es dem Theater übergeben. —

Die Direktion will sich im Publikum Kredit machen. —

Scheint Ihnen der Text der Oper nicht auch zu lang? —

Wem gedenken Sie die Rolle des Raimund zu geben? —

Man spricht von einem jungen Tenor, der vielleicht bis dahin die Bühne betreten soll.

Ich glaube, er heißt Cramolini und soll bei einer hübschen Gestalt eine sehr schöne Stimme haben. — [Vgl. Bd. I, 227.]

Man sagt, die Direktion lasse ihn unterrichten. Forti ist doch etwas plump. —

Ich erwarte also Ihre Vorschläge zu Abänderungen schriftlich, vielleicht bald? Ich bin jetzt unbeschäftigt. —

Grillparzer: Ich bin zu allem bereit. —

Er ist etwas prosaisch. —

Ein Oratorium kann auch leicht zu dramatisch sein. —

Wenn zuviel Handlung vorausgesetzt wird, die der Zuschauer nicht sieht und also nicht begreift. —

Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken. —

Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz, wo bleibt da der Gott? —

Ich habe immer die „Judith" als einen guten Stoff für ein Oratorium gedacht. —

Drahomira. —

Viel Abwechselung, große Charaktere —

Besonders die Mutter des heiligen Herzogs Wenzel von Böhmen. —

Einer ihrer Söhne tötet den andern. Sie selbst ist Heidin, ihr besserer Sohn Christ. —

Man zeigt noch in Prag den Ort, wo sie samt Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden ist. —

Frühjahr 1826 hat „Mephisto" Holz den Meister in ein Wirtshaus geführt, wo es echt Regensburger Bier gab. Holz schreibt auf: „Grillparzer kommt täglich, aber erst um 10 Uhr." Der Dichter kommt wirklich, und es findet sein letztes Gespräch, von dem wir wissen, mit Beethoven statt. (Heft 88.)

Grillparzer: Die Zensur hat mich umgebracht. —

Man muß nach Nordamerika reisen, um seinen Ideen freien Lauf zu lassen. —

Grillparzer: Ich habe vor einiger Zeit die unangenehmste Polizeigeschichte gehabt. —

Bloß um einiger Juden willen. —

Werden Sie heuer nicht aufs Land gehen?

Was erwarten Sie von der Oper unter Barbaja? —

Im Theater an der Wien, abgesondert, wäre für die deutsche Oper noch zu hoffen. —

Und doch wird außer Wien nirgend in Deutschland etwas Bedeutendes für die Oper geleistet werden. —

Ich glaube, daß die Berliner mehr das Beiwerk der Oper lieben als die Musik. —

Sagt Ihnen Webers „Euryanthe" zu? —

Mehr Poesie als Musik. —

Die Welt hat ihre Unschuld verloren, und ohne Unschuld schafft und genießt man kein Kunstwerk. —

Die Losung unserer Tage ist Kritik.

Weber ist ein kritischer Komponist.

Er hat hier sogar dem Castelli den Hof gemacht. —

Ich bin stumpf geworden. —

Der Musiker hat keine Zensur. —

Zugleich sind aber die ausländischen Literatoren gegen alles eingenommen, was aus Österreich kommt. Es besteht ein eigentlicher Bund gegen die österreichischen Schriftsteller in Deutschland. —

Ich bin trotz allem halb in Österreich verliebt. —

Grillparzer: Im Grunde haben meine Arbeiten stufenweise immer weniger gefallen. —

Haben Sie „Ottokar" gelesen? —

Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein, das erklärt viel. Meine Arbeiten machen mir keine Freude. —

Hätte ich den tausendsten Teil Ihrer Kraft und Festigkeit! —

War keine Zeit, wo die Ereignisse des Lebens Sie auf längere Zeit im Arbeiten gestört haben?

Liebesverhältnisse z. B.?

Um $^1/_2$ 10 Uhr. —

Als Grillparzer sich verabschiedet hat, sprechen die beiden Zurückbleibenden noch über ihn. (Gr. war damals im Dienste des „Musikgrafen" Stadion.)

Holz: Er hat zu wenig Festigkeit. —

Die Ahnfrau hat er in 14 Tagen entworfen und vollendet und sie ist in vieler Rücksicht sein bestes Werk. —

Er kann schnell schreiben, der Genius ist da, aber er darf durch nichts aufgehalten werden. —

Bei ihm treten noch Verhältnisse als Beamter ein. —

Er hat ein anderes Fach. —

Mehr Wissenschaft als Kunst. —

Er hatte ein Gehalt von 1200 fl., aber der Herr Musikgraf verlangte dafür eine so große Kaufarbeit; deshalb leistete Grillparzer auf das Gehalt Verzicht, denn er sah ein, daß man dergleichen nicht auf der Maschine machen kann. —

Auf Grillparzer hat es gewiß großen Einfluß, daß Sie ihm heute so Mut zugesprochen haben. Es scheint, daß er sich gerne nachgibt. —

Holz: Er ist hypochondrisch. —

Houwald ist gut, aber Grillparzer steht doch höher. —

Wenn man so etwas sieht, lernt man erst die Freiheit so recht schätzen. —

Grillparzer ist so ängstlich; er ist immer mit seinen eigenen Werken unzufrieden. —

Der Dramatiker Christoph Kuffner (geb. 1780) war Beethovens langjähriger Freund, dichtete ihm den Text zur Chorfantasie (op. 80) und später zu einem, unausgeführt gebliebenen Oratorium „Saul und David". Ein langes Gespräch findet sich in Heft 61 (April 1826). Schindler schrieb später vorn auf dieses Heft: „Interessantes Gespräch. Beethoven nannte es sehr belehrend."

Kuffner: Die allegorischen Personen lassen kalt und sind als personifizierte Ideen nur Wachsfiguren in Kleidern. Auch dreht sich alles immer und ewig um den einen Punkt, daß die Christen und Heiden Proselyten machen wollen.

So fällt alles rein menschliche Interesse weg. Das beste ist, in jedem Fache ein paar Kapitelwerke zu lesen, die immer Quellen sind, aus welchen die nachfolgenden Schreiber schöpften. — [K. kritisiert Bernards Text zum Oratorium „Sieg des Kreuzes."]

Die Zeit ist kostbar, besonders für selbstschaffende Genies, die sich durch vieles Lesen dann obruieren [= überladen].

Grillparzer sagt, Bernard könne niemand ordentlich in die Augen schauen. —

Als ich mit Bernard noch die Modezeitung gemeinschaftlich redigierte, schrieb er die beißendsten Personalsatiren, dann ging er zu den Beleidigten und sagte ihnen, ich hätte jenes gallige Zeug geschrieben. Manche feindeten mich an, bis sich endlich die Sache aufklärte und der falsche Schleicher entlarvt wurde. —

Kuffner: Bernard nun auch gegen mich zu ſehen und toben. In Gottes Namen! —

Ein Oratorium ſcheint mir das Höchſte. Ich konnte mich nie ſatt ſchreiben an Oratorien und bin bereit, für Sie allein tauſend Oratorien zu ſchreiben. —

Bernard ſchrieb in der alten Sprache, weil er die neuere nicht kann und mit dem Geiſt der Zeit nicht fortgeſchritten iſt. —

Wir ſind arm an Oratorien und bedürften ſie doch ſehr. Händels Oratorien, ſo herrlich auch die architektoniſche Schönheit und der hohe Geiſt darin iſt, ſprechen doch einen großen Teil zuwenig an. —

Man konnte alle Stoffe der Händelſchen Oratorien neu bearbeiten. — — —

Der Geiſt der Zeit läßt ſich durch nichts hemmen, und wenn im ganzen Diſtrikt Licht iſt, kann ich nicht ſagen: hier auf dieſem Fleck ſoll's Nacht ſein. Eine chineſiſche Mauer läßt ſich doch nicht ziehen. Gott ſprach: Es werde Licht! Jetzt möchte man gern gebieten: Es werde Nacht! Es ward Licht — und nun kann's doch nie mehr ganz Nacht werden. Amen! — [Über die Reaktion in Öſterreich.]

Man ſagte ſonſt: Castis omnia casta. Jetzt heißt's: Incastis omnia Incasta. Gelbſüchtige ſehen alles gelb. —

Es wird eine Zeit kommen, wo man Köpfe brauchen wird. Aber woher ſie dann nehmen? Köpfe wachſen nicht wie die Pilze über Nacht hervor. — — —

Erinnern Sie ſich noch an das Fiſcherhaus bei Nußdorf, wo wir nachts bis gegen 12 Uhr im Vollmond auf dem Alten ſaßen, vor uns das Brauſen der Auen und der hochgeſchwollenen Donau? Da war ich auch Ihr Gaſt. — — —

Kuffner: Hier sind die politischen Pfuscher zu Hause, die — ohne die Krankheit zu kennen — immer nur probieren, heute zum Purgieren, morgen zum Schwitzen geben, und hat der Staat nicht eine Roßnatur, so muß er zugrunde gehen. —

Zwischen dem Hofe und der Konstitution von Frankreich ist der lächerlichste Kontrast. —

Wenn man das Porträt des jetzigen Königs von Frankreich anschaut, so sieht man eine tabula rasa, wo vielleicht einmal Leidenschaften, Ebenholz —

Aus der römischen Geschichte ließe sich noch immer viel Großes bearbeiten, aber — unsere Zeit ist zu klein. Und Kleines liebt nicht das Große. —

Weil der Tod nichts ist, und man im Leben nur Augenblicke, die schönsten, lebt. Was am Menschen eigentlich lebt, ist ewig; was vergeht, ist nichts wert. Was dieses Leben schön und groß machen kann, ist die Phantasie, eine Blume, die ganz erst jenseits aufblüht. —

Seele ist das Salz, welches den Leib vor Verwesung schützt. —

Schiller behauptete einst, dem Tode seine Macht (durch den Geist) abgetrotzt zu haben. Der polnische Rekrut stirbt. —

Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben. —

[Kuffner unterrichtet sodann Beethoven über den englischen Dichter Thomas Moore.]

Die englischen Dichter haben Phantasie und Gedanken, die Franzosen keines von beiden. —

Die französischen Tragiker haben statt der Leidenschaften, die handeln, nur eine sich selbst zergliedernde Metaphysik der Leidenschaften. —

Rousseau wuchs wohl auf französischem Boden, gehört aber, wie jeder große Geist, keiner und jeder Nation, id est der Welt an. —

Kuffner: Er war etwas hypochondrisch. Wer muß es aber nicht werden, wenn er in einer Zeit lebt, die ihn nicht fassen kann? —

Voltaire hatte viel Witz und Geist, aber keine Seelengröße und keine Heiligkeit des Gemüts. —

Es muß verschiedene Menschen geben; glücklich, wenn einer in dem gut ist, der andere in anderem. —

Alles führt zum großen Zweck. —

Die Worte sind verpönt, glücklich, daß die Töne, die potenzierten Repräsentanten der Worte, noch frei sind. —

Man muß ein jedes Manuskript in duplo eingeben. —

NB. Nach einiger Zeit wird das Duplikat dem Kassstecher*) verkauft. — [K. schimpft hier auf die Censur.]

Pythagoras soll die Kraft besessen haben, auf den Mond hinzuschreiben, was alle lesen konnten. So würde der Mond ein Buch für alle Welt. —

10000 Bände. —

Es waren lange vor Christo große Reiche, die in allem viel höher standen, als man jetzt steht. Indien, Assyrien, Syrien, Chaldäa usw. Diese Reiche, ehemals herrlich, sind nachher herabgekommen. —

Z. B.: Wer kennt denn jetzt das Geheimnis des Pyramidenbaues, der Mumien, der ewigen Lampen usw. —

Z. B.: Von unverbrennbaren Nationen erzählt schon Plinius. —

Plinius erzählt immer die Quellen, aus denen er schöpfte. —

Z. B.: Die Blitzableitung, die wir Franklin zuschreiben, war bestimmt schon den Ägyptern und Etruskern bekannt. —

*) Käsehändler.

Wieviel Aufmunterung dem sterbenden Meister durch den kleinen Gerhard, Sohn seines Jugendfreundes Steffen von Breuning, zuteil wurde, wissen wir schon aus den Erinnerungen, die von Gerhard in dem Buche „Aus dem Schwarzspanierhause" 1874 veröffentlicht wurden. In den Konversationsheften treten uns diese Gespräche, die der 13jährige Knabe mit dem Meister führte, in ihrer vollen köstlichen Frische entgegen. Von dem drolligen Geplauder folgt hier eine Auswahl. [Vgl. die Erinnerungen Gerhards Bd. II, S. 163ff.]

(Heft 83, Januar 1827.)

G. v. Breuning: Wie geht es dir? —

Ich huste nicht, nur wenn ich auf der Stiege laufe. —

Ist der Bauch kleiner geworden? —

Du solltest mehr schwitzen. — Immer fort. —

Wer schrieb denn das eben? —

Darf heute schon Fleisch essen. —

Wie ist dir auf das Klystier? — Solltest mehrere nehmen.

Du hast Walter Scott schon ausgelesen? —

Willst du vielleicht Schiller lesen? —

Willst du die Weltgeschichte von Schröckh? Vielleicht willst du die Reisebeschreibung von Sommer. —

Ich werde sie dir morgen zeigen.

Darum plauscht sie so gern. [Haushälterin.]

Du solltest lieber einen Bedienten haben.

Brauchst du diese Noten noch? —

Wenn du sie nicht mehr brauchst, so gib sie mir, ich hebe mir sie auf. —

Jetzt werde ich gehen, ich komme morgen gewiß mit dem Sommer. — — —

G. v. Breuning: Morgen soll es gekauft werden. —

Es müssen Pflaumen sein. —

Du und der Vater müßten beide diesen Sommer in ein Bad gehen. —

Vater geht wahrscheinlich nach Baden — nach Pischtien. — [Pistyan in Ungarn.]

Vater sagt, ich schreibe so schlecht, ist das wahr? —

Da liegt auch am wenigsten dran, wenn du nur gesund wärest. —

Bis im Sommer habe ich doch viele Hoffnung. —

Deine Natur ist im ganzen gar nicht geschwächt. —

Schmerzt dich der Bauch noch? —

Wenn kein Verband da ist, wird die Wunde entzündet. —

Du bekommst noch einen Überzug. —

Mein Lehrer geht auch in das Concert spirituel. —

Das wußte ich noch nicht. —

Heute abend gehen wir in das Leopoldstädter Theater; ob Vater auch geht, weiß ich nicht, denn er weiß das selbst noch nicht. —

Ich hörte heute, daß dich die Wanzen so sehr quälen und beunruhigen, daß du alle Augenblicke aus dem Schlafe geweckt wirst; da doch der Schlaf jetzt für dich gut ist, werde ich daher dir etwas, um die Wanzen zu vertreiben, bringen. — — —

Morgen bekommst du das Polster. —

Ging die Operation glücklich vonstatten?

G. v. Breuning: Der Ofen ist sehr heiß. —

Ist die Operation schmerzhaft? —

Vater kam auch in der Mitte des ersten Aktes, er lachte von Herzen. —

Heute haben wir Leute zu Mittag, es kommen beide Neustädter, er und sie, und drei Söhne, und dann Hauptmännin Gebauer. —

Als Arzt muß er dich aber fragen. —

Wolfmayer hat dich sehr gerne; als er sich empfahl, sagte er, indem ihm Tränen in die Augen kamen: Der große Mann, ach! ach! —

Er fragte, ob du noch Wein hast. —

Hat dir das Essen heute geschmeckt? —

Da muß ich dir aber einwenden, daß die Schinkennudeln nicht gut hätten werden können, indem, wenn so wenig Schinken gekauft wird, man nur ein schlechtes Stück bekommt, weil die Leute dann nicht darauf soviel aufmerken. —

Da geschah aber der Mutter auch schon oft, daß etwas ganz anderes auf den Tisch kam, als was sie bestellt hat. —

Schindler sagte so, er habe die Schinkennudeln nicht gern. —

Zürne dich nicht darüber, reden wir lieber von etwas anderem. —

Ein Gespräch mit dem Neffen ist deshalb sehr interessant, weil auch Beethoven seine Worte zum Teil schrieb, was er zu tun pflegte, wenn Horcher in der Nähe waren. Es findet sich in einem Heft mit der Aufschrift „Herbst 1824 in Baden". Das Gespräch dreht sich um Karls Schulfreund Niemetz.

Beethoven: Ich bin mit der Wahl dieses deines Freundes sehr übel zufrieden. Armut verdient freilich Teilnahme, jedoch nicht ohne Ausnahme dabei. Ich möchte ihm nicht gern unrecht tun, aber er ist mir ein lustiger Gast, dem es gänzlich an Wohlstand und Anstand fehlt, was doch einigermaßen für wohlgezogene Jünglinge und Männer gehört.

Übrigens habe ich ihn in Verdacht, daß er es eher mit der Haushälterin als mir hält.

Übrigens liebe ich die Stille; auch der Raum ist hier beschränkt für noch mehrere, da ich ja ständig beschäftigt bin, und er für mich gar kein Interesse herbeiziehen kann.

Du bist doch noch sehr schwachen Charakters.

Neffe Karl: Was die Wahl betrifft, so glaube ich, daß ein vierjähriger genauer Umgang wohl genügte, einen Menschen von allen Seiten kennen zu lernen, besonders einen Knaben, der sich unmöglich so lange in einer Larve zeigen kann.

Es kann also von Mangel an Überzeugung von meiner Seite nicht die Rede sein, bloß von den Ursachen, die mich dazu bewogen, und die sind mit einem Worte: die größte Ähnlichkeit des Charakters und der Neigungen. Konnte er dir nicht gefallen, so steht es dir frei, ihn fortzuschicken, doch hat er das nicht verdient, was du von ihm sagst. —

Beethoven: Ich finde ihn roh und gemein. Das sind keine Freunde für dich. —

Karl: Wenn du ihn roh findest, irrst du dich. Ich wüßte wenigstens nicht, daß er dir Gelegenheit gegeben hätte, das zu

glauben. Auch bin ich nicht willens, ihn mit einem anderen zu vertauschen, welches gerade ein Zeichen der Charakterschwäche wäre, die du mir gewiß mit Unrecht vorwirfst; denn ich habe von allen Zöglingen bei Blöchlinger keinen gefunden, der mir meinen oft traurigen Aufenthalt daselbst erleichtert hätte, als ihn, und ich glaube, ihm also wenigstens Dank schuldig zu sein. —

Beethoven: Du bist noch nicht imstande, zu sichten. —

Karl: Es ist wohl unnütz, über einen Gegenstand, zumal über einen Charakter, zu streiten, worüber ich meine Überzeugung nie aufgeben werde, solange ich mich selbst nicht für einen schlechten Menschen halten werde; denn ist je etwas Gutes in mir, so besitzt er es gewiß wenigstens in eben so hohem Grade als ich und es wäre ungerecht, ihm zu zürnen, wenn du nicht auch mich für eben so hältst. Für meinen Teil werde ich nicht aufhören, ihn zu lieben, wie ich meinen Bruder lieben könnte, wenn ich einen hätte. —

Ich glaube, das beste Mittel, keine Verdrießlichkeiten zu haben, ist, davon zu schweigen. —

Ich habe ihn dir nie aufgedrungen. Ich habe nicht gehofft, daß ich mit Vorwürfen würde empfangen werden über etwas, worüber ich mich deutlich genug erklärt habe. Wenn er dir nicht gefallen hat, so hättest du ihn gleich fortschicken können. Almosen zu betteln, ist er zu stolz und braucht es auch nicht, er wird dir also nicht mehr zur Last fallen. —

Du brauchst ja nicht zu streiten. Wenn du davon schweigst, so wird keine Rede davon mehr sein. —

Ich habe nichts zu überlegen. —

Nur müßte ich lügen (und das will ich nicht), wenn ich

gestehen wollte, daß ich aufhören werde, den Niemetz zu lieben. Ich kenne ihn vier Jahre, und also so gut wie mich selbst, und wenn er Fehler hat, so sind die gewiß, was seine übrigen Eigenschaften verdunkelt. —

Karl: Ich sehe nicht ein, wie ein Verdruß vorfallen könnte. Ich werde ihn dir nicht mehr bringen, und wir können ja ganz davon schweigen. Wenn du glaubst, daß er so schlecht ist, so wird ja die Zeit mich dasselbe auch bemerken lassen. —

In ein Gerede werde ich dich nicht bringen, denn du sollst ihn nicht mehr sehen, und ich werde kein Wort mehr von ihm sagen. Übrigens müßte ich doch gar zu sklavisch sein, wenn ich lügen wollte, daß sein Charakter schlecht und seine Kenntnisse zu verachten wären.

Was für Sorgen der leichtsinnige, jedoch nicht bösartige Neffe dem Onkel machte, ersieht man aus einer Bitte um Verzeihung, die wir in einem Heft von 1823 lesen. In dieser Weise wird er oft gebeten haben, um immer wieder rückfällig zu werden, bis er schließlich im Sommer 1826 sich erschießen wollte.

Teuerster Vater, Du kannst überzeugt sein, daß der Schmerz, den ich Dir verursacht habe, mir mehr Kummer macht als Dir. Die Angst hat mir die Vernunft wiedergegeben, und ich sehe, was ich getan habe. Müßte ich denken, daß Du glaubst, ich hätte absichtlich so gehandelt, wäre ich untröstlich. Es ist in der Trunkenheit so gekommen. Wenn Du mir verzeihen kannst, verspreche ich Dir, daß ich sicher keinen Tropfen Wein mehr trinken werde, damit ich ja nicht mehr in solchen Zustand verfalle. Aber daß Du auf solche Gedanken über mich kommen kannst, macht mir großen Kummer. Was für ein Mensch müßte ich sein, hätte ich nur die entfernteste Absicht, Dir Schmerz zu bereiten. Verzeih' mir nur noch dies eine Mal! Ich will sicher keinen Wein mehr trinken, daher allein ist's gekommen, daß ich mich nicht zurückhalten konnte und nicht wußte, wo ich war. Noch einmal bitte ich Dich, verzeihe mir!

Wie Holz sich, allerdings etwas „Mephisto"-mäßig, um den Neffen kümmert, erfahren wir aus einem Septemberheft 1825.

Holz: Bei Karl war ich Sonntag, um Ihr Billett ihm zu geben; es war abends, und ich erfuhr von der Magd, er sei morgens früh ausgegangen und nicht einmal zum Speisen nach Hause gekommen. —

Ich habe den Plan, ihn näher an mich anzuschließen; ich möchte ihn gerne für mich gewinnen; vielleicht lerne ich ihn und seine Lebensweise um so leichter kennen. —

Dann werde ich ihm freundschaftlich abraten. —

Ich habe ihn versucht, mit mir in ein Bierhaus zu gehen, weil ich sehen wollte, ob er viel trinke, das scheint aber nicht der Fall zu sein. Jetzt werde ich ihn einmal zum Billardspielen auffordern; da werde ich gleich sehen, ob er's schon lange geübt hat. —

Was kann es ihm schaden, wenn er von der Alservorstadt durch die Stadt geht? —

Was wollen andere junge Leute machen! —

Ich glaube, daß Sie ihm für seine Bemühungen und ausgestandenen Strapazen eher zuzeiten etwas geben sollten. —

Nur kein Geld. —

Ich sagte ihm auch, er sollte nicht so oft in die Josefstadt gehen.

Er meint, weil es nichts kostet. —

Ich sagte, sein Onkel würde ihm lieber das Geld geben, wenn er monatlich ein paarmal in der Burg klassische Stücke anhörte. — [Im Josephstädter Theater hatte Karl freien Eintritt.]

Ich sagte ihm auch, daß ich hierüber mit Ihnen sprechen werde; das wollte er nicht. —

Holz: Die Geldsucht hat er von Ihrem Bruder. —

Es gehört zur wesentlichen Bildung. —

Wenn er das Geld nicht einsteckt. —

Ich werde oft mich erkundigen beim Reißer!

Ich weiß das Haus nicht. —

Ich stehe immer früh auf. —

Sie brauchen auch jemand, der um Sie ist. —

Es fragt sich auch, ob die Lehrstunden nicht so eingeteilt sind, daß er den Weg bequem machen kann. —

Vielleicht hat er Nachmittag nichts dort zu tun. —

Ich werde mit Reißer sprechen, ob er für Nachmittag dispensiert werden kann, wenn er einen Korrepetitor hat. —

$^1/_2$ Stunde weit. —

Andere Studenten haben das glückliche Los nicht zur Hälfte, als er hat. —

Die müssen Lektionen geben und von einer Vorstadt in die andere laufen und doch mit ihrem Studium zurechtkommen. —

Wenn gar schlechtes Wetter ist. —

Warum kommt er heute nicht? —

Da heißt es, den Zaum anlegen. —

Im September 1825 spricht Holz vom A-Moll-Quartett (op. 132), das eine Kapitalsanlage für den Neffen werden solle, über den er freundliche Worte spricht.

Holz: Das wird einst ein Kapital für Carl. —
Man kann ihm nicht gram sein, selbst wenn man von seinem Leichtsinn überzeugt ist. —

Holz: Wenn die Haushälterin kommt, wird alles beſſer gehen, da Karl auch bei Ihnen bleibt. —

Ich weiß, was das iſt, in ſchlechte Geſellſchaft geraten; mir iſt es einmal ſo gegangen, und mit Mühe habe ich mich aus dem Schlamm gewunden. —

Er iſt nicht ohne Kopf. —

Ich wünſche, daß Sie mich erſt kennen lernen. —

Die gewaltſam gebogene Gerte ſpringt leicht wieder in die Höhe. —

Bedenkliches über „Mephiſto“ Holz hören wir Ende Februar 1827 gegen den Meiſter äußern. Die Erinnerungen werden dadurch weſentlich ergänzt.

Der kleine Breuning: Den Holz kann niemand leiden; denn jedermann, der ihn kennt, ſagt, er iſt falſch. Er macht, als ob er dich Wunders wie gern hätte. —

Er hat eine große Verſtellung. —

Lügen kann er wie gedruckt. —

Du biſt unter allen der Beſte, die andern ſind alle Lumpen. —

Wenn du nicht ſo gutmütig wäreſt, könnteſt du mit Recht auch ein Koſtgeld von ihm verlangen. —

Dein Wein gefällt ihm am beſten. —

Schindler: Ich habe geſtern Herrn Holz tüchtig gewaſchen. —

Die Folge war, daß er ganz freundlich von mir ſchied. —

Ich hörte, daß er irgendwo ſich vernehmen ließ, als ſei es ihm nicht recht, daß ich zu Ihnen komme. —

Ich ſtellte ihn daher darüber zur Rede, allein er wollte durchaus nichts von einer Eiferſucht dieſer Art etwas geſagt

haben, meinte aber, seine Zeit sei zwischen seinem Amt, seinen Lektionen und seiner Braut geteilt, deshalb kann er nicht zu Ihnen kommen. —

Schindler: Allein ich bin zu gut davon unterrichtet und tue weiter, als wüßte ich nichts. Sie sagten mir selbst bereits genug von ihm. —

Er ist Mitglied des Haslingerschen Klubs, zu dem ich mich nie gesellt habe und nie gesellen werde. —

Er hat ihn ganz eingefädelt. —

Er sagte letzthin zu Breuning hier, daß Sie stets mittags über ein Maß Wein tränken, und andere Unwahrheiten. —

Breuning sagte mir dies gestern hier mit Staunen. —

Allein silentio[!]. — [Wegen eines Horchers?]

[Spätere handschriftliche Anmerkung von Schindler: Es muß hier bemerkt werden, daß Herr Holz es allein war, der nach Beethovens Tod allenthalben frei ausgesagt hat, daß Beethoven nur infolge vielen Weintrinkens die Wassersucht sich zugezogen; daher sich die Meinung verbreitete, er sei ein Trinker gewesen. Wahr ist nur, daß H. H., selbst ein starker Trinker, unseren Beethoven oftmals dahin brachte, mehr als gewöhnlich zu trinken. Doch gottlob! hat diese Periode, in der er sich von H. H. herumführen ließ, wo viel getrunken wurde, nur ungefähr 18 Monate gedauert, von Anfang Sommer 1825 bis Ende September 1826.]

Heft 18 aus dem Jahre 1820 ist reich an kurzen interessanten Gesprächen, die wir hier im wesentlichen in der zeitlichen Folge wiedergeben.

(Über Verbesserung an Musikinstrumenten.)

Unbekannter: Er hat mir eben gesagt, daß Sie gestern bei ihm vorübergegangen sind, es wäre ihm sehr erwünscht, wenn Sie ihn besuchten. —

Unbekannter: Er möchte gern wiſſen, ob der Ton der Stahlfedern auf Ihr Gehör wirkt. —

Man ſpielt darauf wie auf dem Klavier. —

Sein Gewölbe iſt in der Weisburg[?]gaſſe. —

Sehen Sie es an. —

Jeder Ton eine eigene Dämpfung. —

Der Ton iſt harmonikaähnlich. —

Jedoch ſchwächer. —

Ein anderer: Ich möchte wiſſen, ob Sie ein Klavier, welches nicht beledert iſt, beſſer hören? —

Kommen Sie doch zu mir, wenn Sie in dieſen Tagen auf die Landſtraße kommen. —

Das wären mir wieder einmal ein paar Feſtſtunden. —

Alſo Nachmittag. —

(Klavierbauer Andreas Streicher [?] gegen ſeinen Konkurrenten Graf.)

Streicher[?]: Die Heizung iſt ſchuld. —

Es gibt nichts Schlechteres als mit vier Saiten. —

Ich habe jetzt vortreffliche Saiten. —

Wenn man ſolche Saiten hat, braucht man nicht vier Saiten. —

Sie ſollen den Graf nichts an Ihrem Klavier machen laſſen. —

Sehen können Sie es jeden laſſen, aber nur nichts machen. —

Ich weiß nicht, was der Graf eigentlich will, indem er Ihr Inſtrument ſchon bei mir geſehen hat. —

Streicher [?]: Sie müssen sich in acht nehmen. —

Es ist ihm wahrscheinlich nicht recht, daß ich es so gelobt habe. —

Er hätte seine größte Freude, wenn Sie es nicht mehr brauchen könnten. —

Wenn Sie einmal ausziehen, so werde ich Ihnen das Klavier wieder ganz in Ordnung machen. —

Ein anderer: Er hat vom selben Meister das Instrument Nr. 372, er kennt den Bau und bittet Sie, ihm zu erlauben, nächstens mit Papier und Maß zu kommen und die Mensur zu nehmen, denn er ist willens, zwei solche Instrumente zu machen. —

Er sagt, in einem halben Tag sei das hier im Hause geschehen, Sie dürfen nur befehlen. —

(Notizen über Reales und Ideales.)

Beethoven: Kerzen halb und ganz. — [Beeth. gebrauchte viele Kerzen.]

Die Welt ist ein König, und sie will geschmeichelt sein, soll sie sich günstig zeigen — doch wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen bringen. Berühmte Künstler sind befangen stets . . .

Man sagt, die Kunst sei lang, kurz das Leben —
Lang ist das Leben nur, kurz die Kunst;
Soll uns ihr Hauch zu den Göttern heben,
So ist er eines Augenblickes Gunst. —

(Der Pädagoge Blöchlinger berichtet über seinen erkrankten Zögling, den Neffen Karl.)

Blöchlinger: Wenn er bis Dienstag nicht zur Prüfung gehen kann, so werde ich schon dafür sorgen, daß er sie nachtragen kann. Wir wollen indessen hören, was der Doktor heute dazu

sagen wird; vielleicht läßt es sich doch machen, daß, wenn der Morgen ganz fieberfrei ist, er vielleicht Dienstag in einem Wagen hinüberfahren könnte. Jedoch müßte dies ganz ohne Gefahr geschehen können. Das Unangenehme bei der Nachtragung der Prüfung ist, daß man diesen Herren für ihre besondere Mühe noch mehr geben muß.

Blöchlinger: Im Vergleich mit heute früh ist der Puls bedeutend schneller, welches aber auch zum Teil von der zu sich genommenen Nahrung herrühren mag. Wegen der Prüfung hätte es nichts zu bedeuten; denn wenn er in dem letzten Examen in einem Fache anstehen sollte, so hat er seine übrigen Prüfungen und Kompositionen [Aufsätze] so gut gemacht, daß er ein sehr gutes Zeugnis erhalten muß. —

Dieses ist seine letzte Komposition. Er hat alle seine Aufgaben in diesem ersten Semester ohne Fehler gemacht. —

Ich wüßte nicht, warum man nicht mit seinen Zöglingen speisen sollte; man findet bei Tisch so viele Gelegenheit, ihnen über manches Aufklärung zu geben, ihr Herz in Anspruch zu nehmen, daß es Sünde wäre, diese Gelegenheit nicht zu benutzen. Und wie soll man denn Zöglinge zur Genügsamkeit anfeuern, wenn sie wissen, daß ihr Erzieher bessere Bissen ißt als sie. —

Man liegt mehr am Busen der Natur. Hier beschäftigt der Magen und die Eitelkeit den Menschen zu sehr, als daß er zum Bewußtsein kommen könnte. —

Man muß alles aufopfern können, um sich selbst zu erhalten, sonst ist man verloren. —

Es droht so manches; es ist eine verhängnisvolle Zeit; was daraus entstehen wird, müssen wir geduldig erwarten und in diesem Zeitalter das übrige tun. —

Blöchlinger: Es wird indeſſen jetzt die Religion ebenfalls mit ins Spiel gezogen, und die ſogenannten Ligorianer fangen ja wieder den alten Gnoſtizismus an, und man huldigt und man heißt gut, weil man ſich nicht mehr anders zu helfen weiß. —

Mir ſcheint, wir Europäer gehen rückwärts, und Amerika wird ſich zur Kultur erheben. Wenigſtens iſt das jetzige Verhältnis nicht geeignet, den rechtlichen Anſprüchen auf Selbſtändigkeit der Amerikaner ſich entgegenzuſtemmen. —

Das Traurigſte bei der Tendenz dieſer neuen Revolutionäre iſt ein übel gedeuteter oder gar zu ſehr hervorleuchtender Egoismus. Wozu die Ermordung Kotzebues? —

Obſchon er kein moraliſches Lumen der Welt war, ſo hat er ſich doch gegen manche Bonzengeſchichte geſtemmt und würde es wahrſcheinlich auch jetzt wieder tun, wenn er leben würde. —

Welcher Menſch iſt imſtande, die Folgen einer ſolchen Tat zu berechnen und folglich ſie als gut und notwendig anzuſehen?

Ich entferne mich auf einen Augenblick, ich werde gleich wieder hier ſein. —

(Über öſterreichiſche Zuſtände, die Beethoven ſo oft einer herben Kritik unterzog.)

Ein Unbekannter: Philoſophie doziert zwar ein Weltlicher, der aber nicht viel zu bedeuten hat, und deſſenungeachtet hat man ſeine Pſychologie verboten; warum, kann kein Vernünftiger enträtſeln. —

Man ſoll denken lernen und darf nicht denken. —

Was man für Hinderniſſe zu bekämpfen hat, weiß nur der, welcher mit dieſen Menſchen täglich zu tun hat. —

(Ein Unbekannter, wahrscheinlich junger Künstler, von Beethoven freundlich aufgenommen. Hier wieder der seltene Fall, daß Beethoven selbst schreibt.)

Ein Unbekannter: In einigen Jahren werde ich wieder in Rom sein. Weißenbach hat für die „Wiener Zeitung" unter Karlsbad etwas geschrieben. Ich studiere jetzt tüchtig, um einmal mit etwas Ordentlichem aufzutreten. Dazu gehört Zeit, wenigstens für mich. —

Beethoven: Wann wollen Sie einmal bei mir die nötigen Subsistenzen mittags einnehmen? —

Der Unbekannte: Ich gebe Ihnen 8 Tage Zeit, um sich gehörig zu verproviantieren. Wo wohnen Sie? —

Beethoven: Im Auerspergischen Palais, gegenüber demselben Haus, wo das Kaffeehaus ist an dem Josefstädtischen Glacis. Freitag wäre es schon Zeit genug, um 2 Uhr oder halb 3 Uhr, was Ihnen am gemäßesten ist, oder auch noch früher. —

Der Unbekannte: Ich komme um die bestimmte Zeit, wenn aber das Aufkaufen des Proviants Teuerung oder gar Hungersnot in Wien hervorbringt, bin ich unschuldig. Es leben erst nämlich den Freitag die 7 satten und nachher die 7 mageren Kühe Ägyptens. —

(Vom Erzherzog Rudolf, Beethovens Schüler und Gönner, ist die Rede.)

Ein Unbekannter: Er hat zu mir gesagt, wenn Sie mit der Messe vertig [!] werden, daß er Sie glücklich machen wird. Was er einmal hat . . . das geht nicht verloren. —

Er sagte, ich werde machen im stillen. —

(Streicher ſcheint wieder gegen Graf aufzuhetzen.)

Streicher [?]: Sie ſprechen von Graf? —

Will er, daß Sie ihm das Klavier nach Hauſe geben? —

Er iſt nicht würdig, daß Sie ſich mit ihm abgeben. —

Er hat eben einen abſcheulichen Mißbrauch davon gemacht, daß Sie nicht hören. —

Es iſt mir leid, daß der Bernard heute nicht hier war, er hätte Ihnen alles unbefangen und in Kürze berichten können. —

Jedoch bitte ich Sie recht herzlich, ſich in Zukunft in keine Späße mit ihm einzulaſſen. —

Es wird das beſte ſein, daß Sie ihn gar nicht bemerken. —

Ein anderes Mal. —

Gegenwärtig iſt der Spion Hempel [?] hier. —

Wenn Sie noch einen Augenblick dableiben, ſo werde ich $^1/_2$ Seidel trinken, dann habe ich die Ehre, Sie zu begleiten. —

(Auf hohen Türmen. Erinnerung an Köln. 1819, Heft 1.)

Waren Sie ſchon auf dem Stefansturm? — [Wahrſcheinlich hat Beethoven verneint.]

Der große weite Horizont von Wien liegt wie ein Panorama zu unſeren Füßen. —

Das Münſter in Straßburg iſt nur wenig höher. Der Turm in Köln iſt bei weitem nicht ſo hoch [1819 waren die Türme noch nicht gebaut] als der Stefansturm. —

Ich war in Köln auf dem Turm. —

Der Dom aber ist in seiner Anlage wirklich außerordentlich großartig. —

Sie sind aus Italien. — [Reiseandenken?]

Wir sind nach [!] Athen gewesen. —

(Über Karls Mutter, „Die Königin der Nacht". Heft 18, Jahr 1820.)

Ein Unbekannter schreibt:

Ich habe nur sagen wollen, daß ich vieles erfahren habe, was man darüber spricht. —

Wider Sie und für Sie. —

Sie wollen ja dem Karl nur Wohltaten erweisen, und dafür würde Ihnen eine andere Mutter die Hände küssen. —

Man kennt sie. —

Es wäre zu wünschen, daß die Sachen bald abgetan würden. Das ist die Meinung aller Ihrer Freunde und Verehrer. —

Sie haben viel Verdruß. —

Es wäre besser für ihr Kind, wenn sie vielleicht im Zuchthaus wäre [hier „Besserungsanstalt" gemeint] — als so. —

(Über Dienstboten. Heft 18, Jahr 1820.)

Unbekannter: Sie hat mir das erklären wollen wegen der Butter, aber ich verstehe das nicht. Sie hat es wollen recht gut machen — und in Zukunft wird sie es schon wissen. —

Sie sagt, sie hätte heute gar keinen Wein verdient, aber sie will Ihnen in Zukunft alles in den Augen absehen, was Sie wünschen.

(Nun folgen Bemerkungen Beethovens selbst, Notizen, die sich auf Kompositionspläne beziehen. Er schreibt:)

Großbrittannien.

Unter dem Gemählde Händels war ein Trohn errichtet, unter welchem der Sarkophag ruhte (?).
Totenmesse aus Händels „Saul" ward aufgeführt, ebenso die von Händel auf den Tod der Prinzessin Karoline.
Eine Kantate aufgeführt mit Beysein des Königs.
Variationen über Händels Trauermarsch für großes Orchester für die Akademie.
Vielleicht später dazu Sinfonie.
† Diese Variationen müssen ebenfalls verschiedene Klagen erhalten.

(Ein Leipziger über Homöopathie und musikalische Dinge. Märzheft 1823.)

Stein (Bruder von Frau Streicher): Das Geld für Ihre Messe vom russischen Kaiser ist hier. —

Das Paket, welches Sie an Gallitzin schicken wollen. —

In 14 Tagen. —

Vorgestern ist eine abgegangen. [Post.] —

Sie dürfen es mir nur mitgeben. —

Haslinger: Darf ich um ein Glas Wasser bitten? —

(Haslinger stellt einen Herrn aus Leipzig vor, dessen Namen ihm nicht bekannt ist.)

Leipziger: Wir hören in jedem Winter in Leipzig Ihre großen Sinfonien, und das Publikum würde es sehr übel aufnehmen, wenn die Konzertdirektion darin nachlässig wäre. —

. . . . . ist tot, und der Kantor Weinich [Weinlig] aus Dresden ist an dessen Stelle gekommen. —

Leipziger: Er war auch ein guter Mensch. —

4 Monate. —

Wie stark müssen Sie spielen, daß Sie es hören? —

Dr. Hahnemann und Dr. Müller in Leipzig haben seit einem Jahre mehrere Beispiele ausgestellt, wo Schwerhörige in einem höheren Grade als Sie binnen 4—6 Wochen auf die allereinfachste und leichteste Art so weit hergestellt wurden, daß alle billigen Wünsche erfüllt wurden. Was würden alle Ihre Verehrer darum geben, wenn Ihnen ein gleiches widerfahren würde? —

Die Heilart dieser beiden Männer weicht so ganz ab von der gewöhnlichen schwerfälligen Kurmethode, daß deren Heilart ohne alle mögliche Beschwerde stattfindet. —

Diese Heilart ist ganz einfach und der Natur gemäß, und mit 2—3 Dosen werden die größten und wohltätigsten Wirkungen hervorgebracht. In Leipzig bedient man sich gegenwärtig allgemein nur dieser Heilart.

Sie heißt die Homöopathie, und Hahnemann ist ihr Gründer. —

Meine Frau litt an unheilbarsten Krämpfen und wurde binnen 4 Wochen auf immer hergestellt. —

Bewegung in frischer Luft und in jeder Witterung ist das einzige Requisit bei dieser Heilart. —

Werden Sie Ihre Verehrer oder vielmehr das ganze musikalische Publikum bald wieder mit einer Sinfonie beschenken? —

Werden Sie Peters in Leipzig, einen der bravsten Verleger, die ich kenne, nicht auch eins Ihrer unsterblichen Werke geben? —

Musikkenner ist er nicht, aber übrigens brav. —

Leipziger: Dieſes Inſtrument hat einen ganz eigentümlichen Ton. —

Welcher Verleger wird Ihre große Meſſe bekommen? —

„Meeresſtille" wurden in den Abonnementskonzerten des vorigen Winters 3 × wiederholt. —

Rochlitz iſt auch gemütlich. —

Von C. M. von Weber zur Deklamation bearbeitet. „Fidelio" findet ſich in Leipzig immer auf dem Repertoire. Die 1. Ouvertüre wird aber ſtets gegeben. —

Würden Sie eine Oper wieder ſchreiben, wenn Ihnen ein Dichter nur von fern die Hand bieten ſollte? —

Ihre Werke unterliegen dieſer Zenſur nicht! Welches Glück! —

Stein: Ich komme nächſtens. Ich werde (auf) Ihre Maſchine nicht vergeſſen. —

Ich reite ohnehin öfters ſpazieren, da komme ich ſchon, es Ihnen zu ſagen. —

Die Tochter iſt ſehr unzufrieden in Wien. —

Werden wir Ihre „Meſſe" nicht zu hören bekommen, wenn ſie fertig iſt? —

Leipziger: Dieſer Tag iſt einer meiner ſchönſten, dürfte ich noch ſagen, warum? — [Beeth. winkt wohl lächelnd ab.]

Der Himmel nehme Sie in ſeinen Schutz! Es kann ja nicht anders ſein! —

Die Natur erſetzt hier viel. —

(Geſpräch über den kleinen Liſzt am 13. April 1823. Vergleiche die Erinnerung Band II, Seite 57. Heft 123.)

Schindler: Der kleine Liſzt hat mich dringend erſucht, Sie recht ſchön zu bitten um ein Thema, worüber er morgen im Konzerte zu fantaſieren wünſchte. —

Schindler: Er will es aber verſiegelt erſt dort eröffnen. —

Mit der freien Fantaſie des Kleinen iſt es eben noch nicht ſtreng zu nehmen, daß man es drucken könnte.

Der Burſche iſt ein tüchtiger Klavierſpieler; was Fantaſie anbelangt, ſo iſt noch weit vom Tage, bis man ſagen kann, er fantaſiert. —

Czerny Karl iſt ſein Lehrer.

11 Jahre eben. —

Kommen Sie doch, es wird Karl ſelbſt gewiß unterhalten, wie der kleine Burſche ſpielt. — [Der Neffe Karl.]

Leider, daß der Kleine in Händen von Czerny iſt. —

Sie mögen es erraten haben. —

Es iſt doch ſchade, daß Ihr hoher Genius in Klavierſachen begraben wird; denn leider bleiben dann die ausgezeichnetſten Werke dieſer Art liegen, weil die Klavierſpieler unſerer Zeit immer mehr den Geſchmack des Guten verlieren. — —

Nicht wahr, Sie werden die etwas unfreundliche Aufnahme von letzthin dadurch gut machen, daß Sie morgen das Konzert des kleinen Liſzt beſuchen? —

Es wird den Kleinen aufmuntern. Verſprechen Sie mir, daß Sie dahin kommen? —

(Einladung nach Bruder Johanns Gut Gneixendorf. Heft 128, Jahr 1825.)

Neffe: Da iſt Hof und Garten. —

Er läßt ſeine Wäſche jährlich einmal auf dem Lande bleichen auf der Wieſe. —

Bruder Johann: Bei mir wird gewaſchen wie bei unſerer Mutter ſelig. So habe ich es eingeführt. — —

Neffe: Das Doppelquartett von Spohr hat gefallen, das erſte Stück weniger, das zweite Stück aber und das dritte gut. Dann kam dein Quartett, welches das Doppelquartett ganz auffraß; es war ein ungeheurer Applaus. —

Die Leute ſagten, es ſei gut gearbeitet, aber kein Genie darin. —

Der Bruder ſagte, die feine Wäſche ſoll außer dem Hauſe gewaſchen werden. —

Iſt nicht gut für die Wäſche. —

Bruder: Komm' zu mir im Frühjahr aufs Gut, ſo wird deine Wäſche wie Schnee und wieder auf mehrere Jahre ſauber. —

(Geplante Reiſe nach England. 1825, Heft 128.)

Neffe: Alte Landkarten habe ich bekommen. —

Er ſchickt in ein paar Tagen die Reiſeroute bis Calais. —

Streicher. —

Mit weniger Verdruß und Koſten. —

Unbekannter: (Streicher?) Ihre Reiſe würde Sie koſten nach London und zurück ca. 4000 Gulden C. M. [Konventions-Münze iſt vollwertiges Geld im Gegenſatz zu minderwertigem öſterr. Papiergeld.] —

Höchſtens. —

Nebſt vier Monaten Aufenthalt in London. —

Ich habe bei dem Koſtenüberſchlag 1 Wagen mit 2 Pferden gerechnet. —

In einigen Tagen werde ich Ihnen die verſchiedenen Koſtenüberſchläge ſowohl für [?] Poſt als Poſtwagen bringen. —

Unbekannter: Auf jeden Fall könnten Sie immer 4000 Gulden erübrigen.

Im Mai sind die Konzerte vorbei; sie fangen aber im März an. —

Auf der Reise wird man selten krank und kann sehr viel vertragen. —

Hälfte März bis Anfang Mai. —

In England ist es viel wärmer als hier und im April schon grün. —

Neffe: Bester! Hütet Euch vor Germanismen. Man sagt faire attention, nicht donner.

Unbekannter: In England ißt man mit der linken Hand. —

Entree in die Oper ist 5 Gld. C. M. —

Überall derselbe Preis. —

Da kann man sehr leicht 12 000 Gld. in einem Abend einnehmen. —

Stumpff hat bei einem Falliment 800 Pfd. verloren. —

Bei dem Fountlery, der gehangen wurde. —

Der F. war Kompagnon vom größten Haus in London. —

(Über Spohrs Doppelquartett. 1825, Heft 128.)

Unbekannter: Es war sehr voll bei Schuppanzigh. —

Steiner winkte dem Abbé Stadler seinen Beifall über das Doppelquartett zu, dieser aber antwortete mit einem Achselzucken. —

Morgen wird der Soldat gehangen, der den Korporal erschossen hat. —

Unbekannter: Er hat keinen Geistlichen gewollt. —

Auch bei den Engländern. —

Am Ende hat Schuppanzigh keinen trockenen Faden mehr am Leib gehabt. —

Neffe: Schuppanzigh ist ins Cafehaus ganz ermattet vom Lektiongeben gekommen. —

Der Bruder meint, sein Bauch wird bald so groß, daß er die Violine nicht mehr lange regieren wird. —

Linke sagt, daß er die schwersten Quartette nicht mehr spielt. —

Anmerkung: Spohrs Septett und Beethovens Quartett op. 29 wurde von Schuppanzigh, Beethovens „Falstaff", am 23. Januar 1825 aufgeführt.

(Speisezettelsorgen. 1825, Heft 128.)

Unbekannter: Saftsuppe. Fleisch mit Sauce. Blaukohl mit Kastanien. Wilde Ente. —

Die Würste können nur gebraten werden. —

Wenn sie [wahrscheinlich die Haushälterin] aber keine Wildente bekommt, ein anderes Wildbret, Haselhuhn Duckente, Wasser=Rohrhendl [=Hähnchen.]

Schlegl. [Schlegel=Keule.] Mehlspeise. —

Sie sagte, du solltest dem Fleischhacker monatlich etwas geben. —

Sie sagt, Rehschlegl wird schwer zu machen sein. —

Weil er erst heute gekauft wird. —

So war es auch damals. —

Sie nimmt also etwas anderes. —

(Ein anderer Speiſezettel.)

Frittaten, Nudelſuppe. Fleiſch mit Sauce. Spinat mit Karbonaden. Kalter Kalbsbraten. —

Mittags den kalten Braten, abends Poularde. —

Eine verdeckte Speiſe. —

Er hat die Abſicht, eine herrliche Speiſe zu bringen. —

(Über den Neffen.)

Holz (?): Er ſpielt den ganzen Tag Billard mit Schloſſergeſellen. —

Zuckerbäckertochter aus der Kothgaſſe. —

(Beſuch eines Holländers. Heft 2, Auguſt 1825. Original-Orthographie.)

Der Holländer: de Boer Mitglied der Akademie in Amſterdam. — Bildende Künſte. —

Geſtern mit Herrn Schuppanzigh Quartett. —

Ihr Fidelio hat in Amſterdam viel Plaiſier gethan. —

Ihre währſte quartetti machen viel Vergnügen. —

Erhabene Styl. —

Ich habe expres die Reiſe gemacht, Ihnen zu ſehen. —

Zemira, Azor von Spohr ſeht man mit viel Vergnügen. —

Seichen [Zeichen] von gut Gefühl. —

In Amſterdam Krieg unter die Liebhaber über Roſſini. —

Für mir ein Genius. —

Ohne wahre Gelehrtheit. —

Der Holländer: Läſt jemand mit ein Bravour Arie ſterben. —

Er ſollte größer ſein, wenn er weniger hat geſchrieben. —

Wer viel ſpricht, iſt ein Narre. —

Jemand unterbricht: Haben Sie von England, von Neate nichts gehört? —

Der Holländer: Ich bin Dilettand, alles zur Vergnügen. —

Nicht verdienen mit die Kunſt. —

Mahlen und muſiek ſind Schweſtern. —

Wer kein Gefühl für dieſe götliche Gabe, beklage ich. —

Eſſen, Schlafen, Trinken und (?) Genuß hat das ſieh auch. —

Die Angenemheid von Kunſte iſt ein Gottes Geſchenk an die Menſcheit. —

Ich Spreche 6 Sprachen. —

Habe ich vom Konig bekommen. —

Pourtrait vom Konig von Holland. —

Alle muſiek freunden ſind Sie ein Pourtrait ſchuldig. — Sprechen Sie Franzoſch? —

Payer [Paër?] hat Geiſt, aber ohne Ende [?] —

Müßte tiefer denken und Geiſtesgabe mit veisheid [!] verbinden. —

Kein Thema. —

Wen Sie in Amſterdam kommen, bei Gott Schwere [!] ich Ihnen, Sie ſollen bei mir wohnen, ſo lang wir beide da ſein. —

Der Holländer: Alſo. —

Ich finde im Vollgefühl von Ihre reception, ich bin zu Schwach, meine Dank Su Sagen. —

Ich ſpiele klein [wenig?]. —

Die Hollander in alle Stäte Sind viel auf Literatur und mahlerey, aber in Tonkunſt nicht gros gefordert [ö]. —

Was Ihre Werke betreft, ohne die hollandſche Sprache geht es nicht und is Schwer fur ein Fremder. —

Die bildende Kunſte haben Profeſſoren und Gelehrte. —

Auch die Literatur und Medizin. —

Aber die muſiek hat keine Compoſiteur und mehr Etiquette als Grundliche Gelehrdheid. —

Es ſoll in mein Gemählde cabinet ein beſte plats habe. —

Ich verſichere Sie, daß kein muſicant in Amſterdam iſt, der mir nicht beſuchen wird. —

(Unmittelbar dahinter ſchreibt eine Dame:)

Sie haben gerade etwas Muſikaliſches komponiert, und da ich weiß, wie unangenehm es iſt, geſtört zu werden, ſo empfehle ich mich. —

Beethoven: Heiliger Dankgeſang eines Wiedergeneſenen. —

Beym $^3/_8$ neue Kraft fühlend. —

Teſtament. — metronom höchſt nötig. —

(Über Homöopathie. Heft 128, Auguſt 1825.)

Neffe: Das homöopathiſche Syſtem nimmt jetzt überhand; es beſteht in äußerſt kleinen Portionen von Medikamenten und hauptſächlich

in der strengsten Diät. Der Beamte, bei dem ich bin, leidet schon seit 10 Jahren an Gehörschwäche. Er hat sich vor einiger Zeit an einen solchen Hahnemanniker gewandt, der ihm Pulver in unglaublich kleinen Dosen gibt und ihm dabei eine Diät vorschreibt, die so streng ist, daß er keine Speise essen darf, wie man sie gewöhnlich kocht, sondern für ihn besonders zubereitet werden muß. —

Neffe: In deiner Krankheit hat Braunhofer dir einmal in einem Rezept den millionsten Teil eines Grans von einem Saft verschrieben. —

In die Suppe darf z. B. kein Grünes kommen. Sie ist also im Wasser, so alle Speisen. —

Es wird schlechter statt besser. [Jedenfalls mit dem Gehör des genannten Beamten.]

Sie richten sich nach der Mode. Denn wie man sieht, finden auch in der Medizin Moden statt. —

Hierin bin ich besser daran.

Gewiß. —

(11. Sept. 1825. Diner im „Wilden Mann". Heft 2.)

Ein Fremder: Kommen Sie mit nach Paris und wohnen einige Zeit bei mir. —

Sie sollten gleich kommen. —

Ein Grund mehr, gleich zu kommen. —

Ich bleibe ja noch 14 Tage hier. —

Mozart auch nicht; so geht es allen großen Geistern, Geld ist für Sie Nebensache. —

Von wem sind Sie Schüler?

Ein Fremder: Wenn Sie nicht nach Paris kommen. —

Vorher beenden Sie noch 3 Quartette, das ist bald bei Ihnen geschehen, wenn Sie einmal daran sind. —

Die „Schöpfung" ein großes Werk, ebenso die „Jahreszeiten". —

Aufs Gemüt soll Musik wirken. —

Es wäre interessant, wenn Sie eine „Schöpfung" komponierten. —

Das ist Ihnen vorbehalten. —

Weshalb nicht? —

Warum hat er sich denn den Hals abgeschnitten? — [Jedenfalls ist von Salieri die Rede. Vgl. Bd. II, 282.]

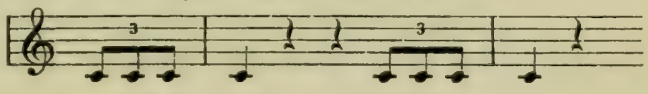
Es stand in allen Journalen. —

Was sagen Sie zu „Don Juan"? —

Seine Frau soll ein dummes Weib sein. — [Vielleicht ist von einem Sänger des Don Juan die Rede.]

(Im folgenden erscheint Beethoven als Besucher, der zum Spiel aufgefordert wird.)

Der Hausherr: Thema von Salieri zu Zeiten des Grafen Brown, welches Sie so göttlich fantasiert haben:



Bester, gebt es zum besten! —

Bitte, schreiben Sie zum Andenken Ihren vollen Namen ins Klavier! —

Darf ich das Büchel nicht behalten, da ich es angefangen und beendet? —

(Vom Gehör. Heft 3, März 1825.)

Neffe: Es ist ein Arzt angekommen, der in Prag über 40 Personen von Taubheit geheilt hat, wovon viele seit Jahren schon das Gehör verloren hatten. Mit diesem will der Bruder sprechen. —

(Heft 3, März 1825.)

Schuppanzighs Verteidigung wegen der schlechten Ausführung des Es-Dur-Quartetts (op. 127) am 6. März 1825. Er und Beethoven nannten sich „Er". Vergleiche Erinnerungen Band II, Seite 74.

Schuppanzigh: Sein Bruder ist ein rechter Hans. —

Ich habe gesagt, daß ich es nicht eher gebe, bis es recht vollkommen geht. —

Wie kann Er denn das von mir glauben, nachdem ich es gewiß erkenne als das größte Quartett. —

Es ist wahr, daß wir es zu bald gemacht haben und es nicht so gelungen ist, wie es sein sollte, jedoch hat es nicht nur an mir gefehlt, sondern an uns allen. —

4 —

Das ist eine infame Lüge. —

Das ist doch ein dummes Geschwätz, ich kann ja so etwas nicht sagen. —

Man hat mich nicht recht verstanden; ich habe gesagt, daß ich es noch nicht folgenden Sonntag geben lasse, weil es für uns noch zu neu und schwer ist. —

Glaubt Er denn alles seinem Bruder? —

Ich habe Seinen Bruder seit dem Quartett nicht gesehen. —

Wer betet Ihn denn mehr an als ich? —

Schuppanzigh: Gebe Er mir meine Stimme zum Studieren, dann wollen wir es morgen über 8 Tage so gut, als es in unseren Kräften steht, geben. —

Glaube Er mir, daß hier ein wahres Galgenvolk ist und nicht wissen, was sie von mir sprechen sollen. —

Was den Vortrag betrifft, da können sie mir nicht zu nahe kommen, daher kommen sie mit solchen Schweinereien angestochen (?), das ist alles der Büringische konservatorische Anhang. —

Sein Bruder soll sich mir ins Gesicht stellen. —

Ich habe es ja oft gespielt. —

Es ist ja nicht schwerer als das 2. oder 3. —

Böhm ist nicht imstande, ein Quartett von Ihm ordentlich zu spielen, das behaupte ich. —

Die öffentlichen Quartette gehen so gut zusammen, als es nur möglich ist. —

Mechanische Schwierigkeiten sind ja nicht darin, nur die Originalität macht es schwer, welche man im ersten Augenblick nicht fassen kann. —

Wenn es Böhm zu seinem Benefiz gibt, ich kann nichts dazu sagen. Sollte aber nichts daraus werden, so gebe Er mir's noch einmal, und ich verspreche Ihm, daß es gewiß gut gehen wird. —

Er muß sich nicht vorstellen, als wenn es gar so schlecht gegangen wäre, auf diese wenigen Proben ist es sehr gut gegangen. —

Ich sage gar nicht, daß es vollendet gegangen ist. —

Schuppanzigh: Ich habe gleich gesagt, daß ich auf Ihm (!) nicht böse sein kann, daß diese Sauräu (!) ein dummes Gewäsch von Seinem Bruder ist. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Neffe (später): Böhm wird sein Konzert nächsten Samstag geben.

Neffe (noch später): Er ist auch noch sehr jung. —

Aber ein schönes Spiel. —

Nächste Woche ist das Konzert. — —

Bruder Johann (später): Mit Mayseder habe ich gesprochen, er läßt sich dir empfehlen und noch einmal um das Quartett bitten. Nur wünscht er, daß es Böhm aber bald in seiner Akademie geben soll, damit er es dann spielen kann, indem er diesem nicht schaden will. —

Mayseder will sich natürlich nicht mit ihm verfeinden. Böhm wird es aber gewiß sobald als möglich geben. — —

Schuppanzigh (später): Ich müßte lügen, daß es für mich in Passagen zu schwer sei, das Ensemble ist schwer. — —

Neffe (später): Das Quartett kann in dieser Woche nicht mehr sein, weil Böhm es nicht machen darf wegen der Heiligkeit der Woche, aber Dienstag. —

Böhm kann das Quartett nicht mehr diese Woche spielen, weil Merk sein Konzert gibt, wobei alle mitwirken. Aber nächste Woche Dienstag oder Mittwoch. —

Holz (später): Böhm wird Ihr Quartett wahrscheinlich nächsten Samstag produzieren. Schuppanzigh möchte es auch gern noch einmal aufführen. —

Holz (später): Ich glaube, daß Mayseder es am besten spielen würde. Er dirigiert die andern drei, während Böhm sich dirigieren läßt. —

Bruder (später): Linke sagte mir, sie wären durch die ersten Quartette schon so ermüdet worden, als daß sie dieses neue Quartett noch gut hätten spielen können. —

Das habe ich ihnen schon in der Frühe gesagt, aber Herr Schuppanzigh hat mich ausgelacht. —

Beethovens Bücherei

Der Bücherschrank eines Menschen legt Zeugnis von dessen Bildung und geistigen Interessen ab. Beethoven suchte bis an sein Ende die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen. Die Konversationshefte zeigen, in welchen Ideenkreisen sich das Gespräch zu bewegen pflegte; gern lernte er von gebildeten Besuchern und Bekannten. Bezeichnend ist, daß er das (im Anhange mitgeteilte) Gespräch mit dem Dichter Kuffner später noch als „sehr belehrend" rühmte. In der ersten Wiener Zeit hat sich Beethoven sehr bemüht, des Französischen Herr zu werden, da der Umgang in der vornehmen Gesellschaft es erforderte. Mit den Regeln der deutschen Sprache, soweit solche überhaupt damals festgelegt waren, stand er zeitlebens auf Kriegsfuß. Er schrieb Substantive klein oder Verben und Adjektive groß, je nachdem sie ihm bedeutungsvoll erschienen. Das „Sie" in der Anrede ermangelt bei ihm oft des großen Anfangsbuchstabens. Seine Interpunktion war eigenwillig; gewöhnlich setzte er statt des Punktes oder Kommas einen senkrechten oder wagerechten Strich. Ebenso waren manche seiner Buchstabenformen durchaus eigenartig. Auch hierin erkennen wir Äußerungen seines starken Gefühls für freie, ungezwungene Betätigung.

Ein Blick in seinen Bücherschrank bestätigt seinen Drang nach Wissen jeder Art. Aus des getreuen Schindlers Nachlaß ist eine Reihe Bücher des Meisters in den Besitz der Kgl. Bibliothek zu Berlin gekommen. Wir sehen dort die Eschenburgsche Übersetzung von Shakespeare (vier Bände), die „Odyssee" von Homer in der Übersetzung von J. H. Voß, Sturms „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur" und Goethes „Westöstlicher Diwan". In diesen Büchern finden sich häufig Bleistiftstriche und Anmerkungen Beethovens, so daß man sieht, was ihn bei der Lektüre interessiert hat. Manche Stelle hat er in sein Tagebuch geschrieben, auch aus geliehenen Büchern.

Schindler nennt außer diesen Büchern noch Homers „Ilias", Goethes Gedichte, „Wilhelm Meister" und „Faust", Schillers Dramen und Gedichte, Tiedges „Urania", Gedichte von Seume und von Matthison und von

Nina d'Aubigny „Briefe an Natalie über Gesang", ein Buch, dem Beethoven großen Wert beilegte.

Diese Bücher sind verschollen, auch die Werke der Schriftsteller, die Beethoven außerdem geschätzt hat. Wir wissen nicht, wohin seine Bücher von Platon, Aristoteles, Plutarch und Xenophon gekommen sind, ferner die Schriften von Euripides, Plinius, Quintinian, Ovid und Horaz, von Ossian, Milton und Thomson, auf deren Spuren man bei Beethoven trifft.

Als am 7. September 1827 der Wiener Magistrat die „öffentliche Feilbietung der Verlassenschaft des verstorbenen Tonsetzers Ludwig von Beethoven" anordnet, kommen auch dessen Bücher unter den Hammer. Da hören wir von der Bibliothek folgendes.

Im ganzen wurden 44 Werke aufgezählt. Davon beschlagnahmte die Zensur fünf als „verbotene Schriften", nämlich:

Seume, „Spaziergang nach Syrakus".

Die Apokryphen.

Kotzebue, „Über den Adel".

W. E. Müller, „Paris im Scheitelpunkte" (1816).

Feßler, „Ansichten von Religion und Kirchentum" (1805).

Zur Versteigerung gelangen unter anderen folgende:

Sailer, Goldkörner der Wahrheit und Tugend.

„ Christians Vermächtnis an seine Söhne.

Kant, Naturgeschichte und Theorie des Himmels.

Thomson, Jahreszeiten.

Hufeland, Heilquellen Deutschlands.

Streckfuß, Gedichte.

Tiedge, Elegien und Gedichte, Urania.

Matthisons Lyrische Anthologie (16 Bände!).

Höltys Gedichte.

Goethes Werke (14 Bände, verschiedene doppelt).

Bode, Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels.

Weißenbach, „Meine Reise zum Kongreß".

Ferger, Kleiner poetischer Handapparat.

Bemerkenswert sind noch ein vierbändiges Werk von Burner „A gene-

ral hist. of Music", das wahrscheinlich das Geschenk eines englischen Verehrers ist, ferner Mathesons „Vollkommener Kapellmeister", Marpurys „Abhandlung von der Fuge", ein „Missale romanum" und schließlich „La bible sainte en français, le latin à côté" (1742). Wahrscheinlich findet sich in diesen verschollenen Büchern manche Äußerung, wie Beethoven sich zu wichtigen Fragen stellte. Im allgemeinen darf man jedoch annehmen, daß er über alles, was sein Inneres bewegte, sich wiederholt ausgesprochen hat.

Das Heiligenstädter Testament

Das „Heiligenstädter Testament" ist ein erschütterndes Zeugnis von der Verzweiflung des 33jährigen Tondichters, als er überzeugt sein mußte, taub zu werden. Den Namen des Bruders Nicolaus schreibt er nicht hin, weil er es nicht leiden mochte, daß dieser sich in Wien Johann nannte. —

Für meine Brüder Carl und . . . .

O ihr Menschen die ihr mich für feindseelig störrisch oder misantropisch haltet oder erkläret; wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet, mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von jahr zu jahr in der Hoffnung gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Ubels (dessen Heilung vielleicht jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen lebhaften Temperamente gebohren selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen, wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussezen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehör's dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreyt, denn ich bin taub, ach wie wäre es möglich daß ich dann die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bey mir in einem vollkommeneren Grade als bey andern seyn sollte, einen Sinn den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben noch gehabt haben — o ich kann es nicht, drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte, doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabey verkannt werden muß, für mich darf Erholung in menschlicher gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben, ganz allein fast nur so viel als es die höchste Nothwendigkeit fodert, darf

ich mich in gesellschaft einlassen, wie ein Verbannter muß ich leben, nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit indem ich befürchte in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen — so war es denn auch dieses halbe jahr, was ich auf dem Lande zubrachte, von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kamm er fast meiner jetzigen natürlichen Disposizion entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ, aber welche Demüthigung wenn jemand neben mir stund und von weitem eine flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand den Hirten Singen hörte, und ich auch nichts hörte, solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben — nur sie die Kunst, sie hielt mich zurück, ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann — Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen, ich habe es — dauernd hoffe ich, soll mein Entschluß seyn auszuharren, bis es den unerbittlichen parzen gefällt, den Faden zu brechen, vielleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt — schon in meinem 28 jahre gezwungen Philosoph zu werden, es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand — Gottheit du siehst herab auf mein inneres, du kennst es, du weist, daß menschenliebe und neigung zum wohlthun drin hausen, o Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur, doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden — ihr meine Brüder Carl und , sobald ich tod bin und professor Schmid lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bej, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde — Zugleich erkläre

ich euch beyde hier für die Erben des kleinen Vermögens, (wenn man es so nennen kann), von mir, theilt es redlich, und vertragt und helft euch einander, was ihr mir zuwider gethan, daß wißt ihr, war euch schon längst verziehen, dir Bruder Carl danke ich noch ins besondere für deine in dieser letztern spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit, Mein Wunsch ist, daß euch ein besseres sorgenloseres Leben, als mir, werde, empfehlt euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld, ich spreche aus Erfahrung, sie war es die mich selbst im Elende gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen selbstmord mein Leben endigte — lebt wohl und liebt euch; — allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowski und Professor Schmidt — die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bey einem von euch, doch entstehe deswegen kein Streit unter euch, sobald sie euch aber zu was nützlicherm dienen konnen, so verkauft sie nur, wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe euch nützen kann — so wär's geschehen — mit freuden eil ich dem Tode entgegen — kömmt er früher als ich gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunst-Fähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen — doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — komm wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen — lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich hab es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen, seyd es —

Ludwig van Beethoven.

Heilgnstadt
am 6ten October
1802.

Für meine Brüder
Carl und
nach meinem Tode zu lesen und zu voll=
ziehen —

Heilgnstadt am 10ten Oktober 1802 so nehme ich den Abschied von dir — und zwar traurig — ja die geliebte Hofnung — die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt geheilet zu seyn — sie muß mich nun gänzlich verlassen, wie die Blätter des Herbstes herab=fallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr ge=worden, fast wie ich hieher kamm — gehe ich fort — selbst der hohe Muth — der mich oft in den schönen Sommertägen beseelte — er ist verschwunden — o Vor=sehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen — so lange schon ist der wahren Freude innigerer Widerhall mir fremd — o wann — o wann o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wider fühlen — Nie? nein — o es wäre zu hart.

Ein Psychiater über Beethoven

Nachdem in den Erinnerungen so viel über die Psyche des Meisters berichtet wurde, wird interessieren, was vor einigen Jahren der Psychiater Vieille in Lyon über Beethoven zu sagen wußte. Er wendet sich damit gegen Lombroso, der den Meister als Typus des degenerativen Genies bezeichnet hat. Vieille stellt fest:

Beethoven war der Sohn eines Alkoholikers; abgesehen von dem eigentlichen musikalischen Unterricht, schlecht erzogen, ein Opfer der Krankheit, des Elends und des häuslichen Kummers. Eine pathologische Tatsache war maßgebend für seine ganze soziale Stellung, seinen Charakter und seine musikalischen Werke: das war die doppelseitige sklerosierende Otitis, eine Ohrenentzündung, welche im 26. Lebensjahr aufgetreten war und im Alter von 43 Jahren zu völliger Taubheit geführt hatte. Außerdem war er herzleidend. Diese Taubheit war die Ursache seines reizbaren Charakters, seines Mißtrauens und seiner Menschenscheu. Keineswegs aber hatte seine krankhafte Erregbarkeit den systematisierten Charakter der Phobien, der Angstvorstellungen. Diese psychische Analyse seiner Persönlichkeit an der Hand besonders seiner Korrespondenz zeigt uns einen normal veranlagten Menschen in bezug auf das Instinkt- — und Triebleben ohne irgendeine Perversion. Sein Zölibat war die Folge seiner sozialen Unsicherheit und seines Mißgeschickes. Sein starker Wille ließ ihn stolz ankämpfen gegen das Schicksal, wie es in verschiedenen seiner Werke zum Ausdruck kommt. Er war ein „auditiver" Mensch, wie manche seiner Briefe beweisen, aber frei von Halluzinationen trotz gegenteiliger Behauptungen und der sonstigen Häufigkeit von Sinnestäuschungen der Schwerhörigen und Tauben.

Von besonderem Interesse ist der Einfluß dieser Taubheit auf die musikalische Komposition und die Entwicklung seiner Werke, denn zwischen beiden läßt sich ein gewisser Parallelismus nachweisen. Während er in der ersten Periode seines Schaffens seine Kompositionen mit dem Gehör physisch kontrollieren konnte, steigert sich in der Periode der Taubheit seine Fähigkeit des innern Hörens; seine Art zu arbeiten wird eine neue. Auf dieser mangelnden Kontrolle des physischen

Hörens seiner Töne beruhen zum Teil die Sonderbarkeiten seiner Produkte. —

Vieille schließt damit, daß Beethoven auf der Grundlage eines völlig gesunden Geisteszustandes sich als echtes Genie betätigt hat; er war wie alle Genies, ein Vorläufer, ein Progénéré und nicht ein Dégénéré.

Beethovens Krankheit

Dr. Theodor von Frimmel, Arzt und Beethovenforscher, hat sich in der „Österreichisch-ungarischen Kunstchronik" von Kabdebo (1880, Maiheft, S. 10) kurz über die Krankheit ausgesprochen:

Auf einer Fahrt von Gneixendorf, in der Nähe von Krems, nach Wien, Dezember 1826, wurde Beethoven von einer Lungenentzündung überfallen, an welche sich bis zu seinem Tode eine Kette von Krankheiten reihte, die, nach den laienhaften Angaben darüber nachträglich zu diagnostizieren, bedeutende Schwierigkeiten bietet. Die nähere Todesursache war eine von Wassersucht gefolgte Leberverhärtung, Cirrhosis hepatis. Daher war auch Beethoven in den letzten Wochen seines Lebens sehr abgemagert und nur der Unterleib aufgetrieben. —

Zu den Abbildungen

Die Bildnisse

In der Einleitung zum 1. Bande wurde bereits von der Gesichtsmaske gesprochen, die im Jahre 1812 von dem Bildhauer Franz Klein geformt wurde, eine Prozedur, die nicht nur einem Beethoven, der sich dabei recht ungebärdig zeigte, unangenehm ist. Klein hatte von Andreas Streicher, dem Freunde Schillers und Beethovens, den Auftrag erhalten, eine Büste vom Meister zu schaffen. (Klein nahm in der Regel bei derartigen Bestellungen zunächst eine Maske ab, was ihm den Spitznamen „Halsabschneider" eintrug.) Nach der Maske arbeitete er dann die Büste, deren Original noch heute im Besitz der Familie Streicher in Wien ist und nebst der Maske am getreuesten die Züge Beethovens vergegenwärtigt. Der einzige Abguß wurde für das Beethovenhaus in Bonn gemacht. Unserem Werke ist eine Reproduktion nach dieser besten Beethoven-Büste beigegeben.

Die Maske, oft fälschlich Totenmaske genannt, ist in Abgüssen allgemein verbreitet. Das urkundlich von Maler Cramolini und Castelli beglaubigte Original besitzt Herr Louis Koch in Frankfurt a. Main, der sie nebst anderen Beethoveniana aus schottischem Besitz erwarb. Unglaublich fein sind alle Fältchen und Poren abgedrückt, und deutlich ist die Nacharbeitung am feuchten Gips (an der Oberlippe z. B.) zu erkennen. Der Anblick der Maske selbst ist so ergreifend, daß er zum unvergeßlichen Erlebnis wird.

Nach der Maske von 1812 ist zweifellos auch unsere andere Büste geschaffen, deren Meister unbekannt, vielleicht aber der Frankfurter Bildhauer G. Schierholz ist, dessen Büste von Schindler (Bd. II, 294) mit besonderer Anerkennung genannt wird. Sie war im Besitz des bekannten Beethoven-Sammlers Meinert, der vieles von Schindler erwarb.

Die Faksimiles

Die faksimilierten Seiten 46 bis 48 aus dem Konversationsheft 10 vom Februar 1823 gehören zu einem Gespräch, das Beethoven mit

Schindler über seine einst heiß geliebte Gräfin Giulietta Guicciardi führte. Für viele gilt sie noch heute als die „unsterbliche Geliebte", an die der Meister die drei bekannten Liebesbriefe richtete. Die Gräfin war 1784, also 14 Jahre später als Beethoven, geboren; ihre eigene Erinnerung an ihn findet sich Band I, Seite 107, und gehört in das Jahr 1801. Selbstverständlich spricht die Greisin nicht von der Jugendleidenschaft, zumal sie den ungeliebten Grafen Gallenberg 1803 heiratete. Die Ehe war unglücklich, der Lebenslauf der Gräfin abenteuerlich; eine Zeitlang war sie in Neapel die Geliebte des bekannten Fürsten Pückler-Muskau, der sie „als das schönste Weib in Neapel" bezeichnete.
Das oben erwähnte Gespräch wurde dadurch veranlaßt, daß Beethoven die Fidelio-Partitur aus der Bücherei des Kärnthnertheaters haben wollte und sich deshalb an den damaligen Bibliothekar, eben den Grafen Gallenberg, wenden mußte. Schindler war erstaunt, vom Grafen unschöne Bemerkungen über den Meister zu hören, worauf sich dann das Gespräch (siehe die Faksimiles!) so fortsetzt:

Beethoven: il etoit (die ältere französische Endung -oit für ait) toujours mon ennemi et c'etoit justement la raison que je fusse tout le bien que possible.

Schindler: Darum sagte er mir auch noch „er ist ein unausstehlicher Mensch" aus lauter Dankbarkeit wahrscheinlich. Doch „Herr verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!!

mad la Comtesse? était-elle riche? —

elle a une belle figure jusqu'ici!

Mons. G.

Est-ce qu'il y a longtemps qu'elle est mariée avec Mons. de Gallenberg? —

Beethoven: elle est née Guicciardi.

ell' etoit . . . . moi qu'epouse de lui avant* de l'italie et* elle cherchoit moi pleurant, mais je la meprisois.

[Es ist interessant, wie die Photographie weit stärker als das Original die späteren Einfügungen Schindlers — teils zur Verbesserung des schlechten Französisch, teils zur Erklärung — kenntlich macht.]

Beethoven: Herkules am Scheidewege! —

Wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das edle Bessere geblieben? —

[Nach diesem bedeutsamen Wort schließt das Gespräch über die Jugendliebe, und es folgt, wie so oft in diesen Gesprächsheften, die Alltäglichkeit auf Worte gehobener Stimmung.]

Schindler: Nichts, oder — [bezieht sich vielleicht noch auf des Meisters letzte Worte].

der [vielleicht Wein?] ist der schlechteste in Wien. —

In den Vorstädten ist er aber selten besser außer in der Kaiserstraße in der Josephstadt. —

Französischer Essig ist gewöhnlich besser.

Anmerkung: Die Faksimiles geben dem Leser eine getreue Vorstellung von den Konversationsheften und von Beethovens hier ausnahmsweise gut leserlicher, dennoch charakteristischer Schrift, die jederzeit sein inneres Leben spiegelte. Merkwürdig ist die inhaltreiche Stelle „ell' etoit .... moi", wo die punktierte Stelle bis jetzt nicht einwandfrei gedeutet wurde.

Gesamtregister

Die Seitenzahlen des zweiten Bandes sind durch Bandzahl bezeichnet. Ein besonderes Register über Beethoven und seine Familie befindet sich am Schluß, damit das übrige Verzeichnis nicht unterbrochen wird. Die mühsame Arbeit des in größter Eile herzustellenden Registers übernahm meine Frau.

Der Herausgeber.

A.

Abercrombie (General) 55.
Adamberger, Antonie (s. auch Arneth) 140.
Albrechtsberger, Joh. Georg 21, 27ff., 30, 40, 88ff., 95, 159, 225, 226, 231, II 191.
Alen, van, II 195.
Alexander I., Kaiser von Rußland 200, II 105, 194, 316.
Alexandra, Kaiserin von Rußland 180, II 161, 194.
Allegri, Gregorio II 114.
Amadée, Graf 233.
Amende, Karl 33, 197, 198ff.
Anschütz, Heinrich II 38ff., 227, 235, 236, 239, 249ff.
Appleby 72.
Aristoteles 261, 275, 333.
Arndt, Ernst Moritz 263ff.
Arneth, Antonie von (s. auch Adamberger) 140.
Arnim, Bettina von 73, 141ff., II 193.
Artaria, Domenico 23, 50, 160, 161, 180, 291, II 29, 181.
Asfing, Ludmilla 153.
Atterbom, Per Daniel Amadeus 243ff.
Aubigny, Nina d' II 333.
Auersperg II 3, 312.
Azevedo, A. J. 291.

B.

Bach, Emanuel 43, 60.
— Joh. Sebastian 13, 39, 45, 60, 123, 159, 264, 288, II 29, 58, 92, 100, 114, 182, 184, 250.
Bäuerle, Adolf II 236.
Balzac, Honoré 135.
Bamberg, Dr. II 51.
Barbaja, Domenico II 76, 139, 293.
Barth, August 31, II 279.
— Gustav 31.
Bauernfeld, Eduard v. II 249.
Bayer, Joh. II 179ff.
Becher, Dr. Alfred Julius 85, 87.
Beethoven (siehe am Schluß des Registers).
Benedict, Julius II 63ff., 66ff.
Bentheim 167.
Belville, Miß II 193.
Berg 204.
Berge 198, 203.
Berger, Ludwig II 116.
Bergmann 266.
Berlin, Reise nach 21, 62, 285.
Berlioz, Hector 111.
Bernard (Redakteur) 212, 256, II 239, 256, 260, 262, 295ff., 314.
Bernhard, Frau v. 23ff.
Bertoldi 11.
Bertolini, Dr. 52, 55, II 193ff., 213.
Biedenfeldt, Ferdinand Leopold v. II 76.

Biehler II 256.
Birkenstock 49, 141 ff., 150.
Bischoff, L. 233.
Blahetka II 34 ff., 63 ff.
— Leopoldini II 34 ff.
Blöchlinger v. Bannholz, Josef 265 ff., II 310 ff.
— (Major) 265.
Bocklet, Karl Maria v. II 65.
Bode II 333.
Böhm, Josef (Geiger) II 65, 73 ff., 78, 129, 239, 329, 330 ff.
— Jos. Daniel (Medailleur) 227, II 168, 167.
Boer, de II 323.
Bondi II 193.
Bonora, v. 165.
Borschitzky II 236.
Boßler 15 ff.
Boucher, Alexander 279 ff.
Braun, Bankier 118.
— v. Braunthal 276 ff.
Braunhofer, Dr. II 213, 243, 326.
Brehmer (Medailleur) 227.
Breitkopf & Härtel 281, 283 ff., II 18 ff., 80, 181.
Brentano, Franz 141, 152.
Breuner, Graf 140.
Breuning, Stephan v. 100, 103, 106, 113, II 1, 5, 163 ff., 175 ff., 205, 208 ff., 223, 232, 236, 239, 241, 244, 246 ff., 299 ff., 308.
— Frau v. 163 ff., 175 ff., 232, 237, 301.
— Gerhard v. 12, II 50 ff., 163 ff., 205, 215, 232, 247, 299 ff., 307.
— Marie v. II 175 ff.
Broadmann II 169.
Broadwood II 11, 77, 136, 148, 155.
Brougham, Lord II 25.
Browne, Graf 101 ff., II 327.
Brunsvik, Graf Franz 108, II 269.
— Gräfin Therese 35 ff., 48, 108, 201.
— Gräfin Josefine 35.
Brutus, Lucius II 28, 209.
Bürger, Gottfried 195.
Bunge, Rudolf 112.
Burner II 333.
Bursy, Dr. Carl v. 197 ff.
Buquoy 186.

C.

Caché (Sänger) 113.
Castelli, Ignaz Franz 89, 246, II 3, 146 ff., 216, 236, 239, 241, 283, 293, 341.
Carpani, Giuseppe 289 ff.
Chantavoine, Jean 133.
Catalani, Angelica II 158.
Cherubini, Luigi 66, 77, 82, 133, 140, 231, 271, II 9, 17, 29, 42 ff., 49, 183, 184, 240.
Chrysander II 58.
Cibbini (Sängerin) 47.
Cimarosa, Domenico 291.
Clementi, Muzio 44, 46, 51, 52, 63, 65 ff., 95, 122, 159, II 29, 136, 169, 194.
Collard 122.
Collin, Heinrich v. 127, 140.
— Matthäus v. 113.
Commettant, O. 111.
Cramer, John 13, 52, 63, 65 ff., 92, 232, II 29, 136, 148.
Cramolini (Mutter) 228 ff., II 217 ff.
— Ludwig, 227 ff., II 218 ff., 234, 235 ff., 291, 341.
Cressener, George 11.
Czerny, Karl 39—67, 217, II 29, 57 ff., 78, 181, 184, 207, 239, 319.
Czerwenka II 181.

D.

Danhauser, Josef II 234, 235.
Daninger II 178.
— Frau II 178ff.
David (Sänger) II 239.
Deeß (Deß) II 256ff.
Deinhardstein, Graf 140, II 236.
Delange (Kapellmeister) 241.
Deutsch, Otto Erich II 248.
Deym, Gräfin 108.
Diabelli, Anton 53, 62, 89, 274, II 173, 186, 223.
Dickens, Charles 135.
Dietrich, Anton II 178, 234.
Dietrichstein, Graf Moritz II 45, 153, 239, 269, 289.
Dönhoff, Graf 170ff.
Dolezalek II 191ff.
Dont, Jakob 234ff.
Donzelli, Domenico II 158.
Dragonetti, Domenico 72, 230.
Drechsler II 184.
Drescher II 110.
Dreßler, E. J. 13.
Droßdick, Baronin v. (s. auch Therese Malfatti) 141, II 260.
Duboc, Eduard (s. auch Waldmüller) 211, 219.
Dumbscher, Ignaz II 194.
Duncker, Friedrich 211.
Duport (Administrator) II 73, 80, 263, 268, 269ff., 277ff., 280.
Durante 278.
Dussek, Joh. Ludwig 51, 63.

E.

Eden, van der 10ff.
Egloff, Marie II 237.
Eichberger II 236.
Elisabet, Kaiserin von Österreich 134, 154ff., 180, II 229.
Enderes II 249.
Engländerin II 153.
Enningham II 284.
Eppinger, Dr. Josef 206.
Erard 204.
Erdödy, Graf Peter 129.
— Gräfin Anna Maria 54, 129, 133, 140.
Erl II 236.
Ernst, Heinrich Wilh. II 65.
Ertmann, General 51, 239, II 258ff.
— Dorothea 50, 108, 237ff., 260, II 193, 258ff.
Eschenburg II 332.
Eskeles (Bankier) II 224ff., 283.
Esterhazy, Fürst Paul 30, II 12, 164, 181, 284.
— Fürstin 102.
Euripides II 275, 333.
Eybler, Josef II 3, 236, 239, 241.

F.

Feder (Grammatiker) 11.
Ferger II 333.
Ferrari, Giacomo II 136, 148.
Feßler II 333.
Fétis II 189.
Fichte (Philosoph) 282.
Field, John 65, II 77.
Fischer, Cäcilie 3ff.
— Gottfried 3ff.
— Frau 6ff.
— Johann 7.
Fischhoff, Professor II 148, 181.
Flohberger II 44.
Fodor (Sänger) II 112, 158.
Förster, Emanuel Alois 71, 91, 231.
— Sohn 71ff.
Forti (Sänger) 189, II 4, 236, 263, 267, 274, 291.
Fountlerey II 321.

Frank, Ritter v. II 259.
— Frau II 193.
Frankl, Dr. II 52.
Franklin, Benjamin II 298.
Franz II, Kaiser v. Österreich 134, 184, 215, II 12, 39, 134, 192.
Freudenberg, Karl Gottlieb II 110.
Friedrich d. Große 128.
— Wilhelm III. 62, 200, 250, II 159, 183, 204 ff., 256, 257.
Friedlowsky (Klarinettist) II 181.
Fries, Graf 91, II 194.
Frimmel, Dr. Theodor v. 68, 125, 204, 225, 227, 265, 291, II 68, 196 ff., 340.
Fröhlich, Katharina II 50.
Fuchs, Alois 25, 30, 108, II 52, 158, 180, 195, 210.
— Joh. G., 190, II 196.
Fux, Joh. Josef 27, 101.

G.

Gänsbacher II 239.
Gall, Dr., 193 II 196
Gallenberg, Graf 107 II 342.
— Gräfin (s. auch Guiccardi) 108, II 342.
Galitzin, Fürst II 1, 187, 316.
Gaßner, Dr. F. S. 239, II 171.
Gaymüller 260.
Gebauer 287.
— Frau II 301.
Gerhard, E. 61.
Gehringer II 243.
Gelinek, Abbé 25 ff., 39 ff.
Giannatasio del Rio, Cajetan 211 ff.
— Frau 214.
— Fanny 211 ff.
— Nanni 213 ff.
Gläser, Franz 270.
Gleichenstein, Frau von II 234.
Glöggl, Franz 170, II 238.
Gluck, Ritter von 45, 57, 60, 162.
Glümer, Cläre v. II 39 ff.
Goethe 49, 55, 73, 87, 108, 130, 140, 141 ff., 169, 195, 216, 235, 253, 256, 263 ff., 279 ff., 281, 285 ff., II 10, 62, 69, 72, 118, 121, 122, 185, 193, 228, 275, 332, 333.
Gottdank (Regisseur) II 66.
Gräffer, Franz Anton 192, II 195.
Graf, Konrad II 26, 160, 168, 309 ff., 314.
Graßmann 10.
Gratzer II 202.
Graun, Karl Heinrich 56.
Grebner, Frau II 80 ff.
Greiner, Michael 271.
Griesinger, von (Gesandter) 85 ff.
Grillparzer, Franz II 3, 12, 38, 42 ff., 62, 121, 125, 137, 227, 235, 236, 239, 241, 249 ff., 267, 279, 280, 285 ff., 292 ff., 295.
Groß, Karl II 163.
Guiccardi, Julietta (s. auch Gallenberg) 21, 48, 107, 140, II 193, 342 ff.
Gyrowetz, Adalbert 49, II 3, 192, 236, 239, 241.
Gusikow II 53.

H.

Haas II 249.
Haberkorn 12.
Hähnel (Bildhauer) II 21.
Händel, Georg Friedrich 30, 45, 57, 60, 83, 87, 177, 231, 269, 288, II 11, 61, 86, 91 ff., 154, 172 ff., 183 ff., 214, 219, 250, 296, 316.
Hahn, Fräulein v. 51.
Hahnemann, Dr. II 317.
Haitzinger (Sänger) II 4, 268.
Halm, Anton II 162 ff., 184.

Halm, Frau II 162 ff.
Ham (General) 205, II 193.
Hammer, Peter 126.
Hanslick, Eduard 293.
Hanzmann, Peter 5.
Hardetzky II 181.
Hartmann, Franz v. II 248 ff.
Haslinger, Tobias 30, 88 ff., 206, 237, 247, 282, II 4, 14, 53, 59, 63 ff., 65, 66, 67, 129, 159, 160, 162, 173, 186, 199, 216, 233, 241, 308, 316.
— Frau II 233.
Hatzfeld, Fürst II 161, 204 ff.
Hauser, Franz 264 ff.
Haydn, Josef 1, 21, 24, 25 ff., 30, 40, 41, 44, 49, 52, 57, 95, 98, 109, 130, 133, 138, 141, 253, 263, 293, II 12, 28, 29, 68, 104, 105, 174, 181, 192, 230, 250, 327.
Hebbel, Friedrich II 51.
Heckermann (Sängerin) 271.
Heger 48.
Heiligstädter Testament 21, II 253, 335 ff.
Heller (Klavierlehrer) II 174.
Helmuth 10.
Hempel II 314.
Hensler (Theaterdirektor) 269 ff., II 186, 264.
Herbst II 181.
Herder, Gottfried 235.
Hermstedt, J. S. 177.
Herzog (Beamter) 278.
— J. (Schriftsteller) II 142 ff.
Hildebrandt II 263.
Hiller, Ferdinand 111, 290, II 227 ff., 243.
Hirsch, Friedrich Karl 225 ff.
— (Vater) 225 ff.
Hirschberg, Dr. Leopold II 108.
Höfel, Blasius 180, 278.
Höffer, Franz II 178, 179.
Hölty, Ludwig Heinrich II 333.
Hoffmann, E. Th. A. II 40.
Holbein II 282.
Holtei, Karl von II 112.
Holz, Karl 48, II 1, 3, 65, 146, 162 ff., 181 ff., 194, 204 ff., 208, 216, 259 ff., 292 ff., 305 ff., 307 ff., 323, 330 ff.
Homer II 10, 62, 332.
Hornstein, Robert II 36.
— Freiherr von II 37.
Horowitz-Barnay, Ilka II 57.
Horaz II 333.
Horzalka, Johann 257.
d'Houdetot 140.
Houwald II 295.
Hüffer, Dr. H. 204.
Hügel, Baroneß v. 51.
Hüttenbrenner, Anselm 206 ff., 276, II 174, 231 ff., 236.
— Josef 274, 276, II 79, 236.
— Sohn II 231.
Hufeland, Dr. 333.
Hume, David II 25.
Hummel, Joh. Nepomuk 38, 44, 51, 60, 64, 65, 260, II 227 ff., 236, 239, 241, 243.
— Frau II 230 ff., 243.
Huppert 3.

J.

Jäger, Prof. von II 50.
— (Sänger) II 268.
Jahn, Otto 10, 12, 13, 25, 29, 47, 60, 62, 63, 108, 197, II 48, 49, 86, 96, 148, 180 ff., 194, 215, 282.
Janin, Jules 246 ff.
Janitschek, Frau v. II 260.
Jansa (Musiker) II 78, 236.
Jansen 156, 157.

Jaquino (Sänger) 113.
Jeitteles, Dr. Ignaz 212, 244.
Jenger, Joh. Baptist II 202ff., 233, 236.
Jérôme, König von Westfalen II 71.
Joachim, Josef II 73ff.
Josefine, Kaiserin v. Frankreich 39.
Junker, Karl Ludwig 15.

K.

Kabdebo II 340.
Kalkbrenner, Friedrich 65, II 136.
Kallbrunner (Apotheker) II 197.
Kaltenbrunner, Anton II 201ff.
Kanne, Fr. A. II 65, 236, 276.
Kant, Immanuel II 333.
Karoly, Fürst II 12.
Karrer (Chirurg) II 197.
— Frau II 197.
Kerner, Justinus 168.
Kerppel (Weinbauer) II 177.
Kidd (engl. General, s. Ham) II 193ff.
Kiesewetter, G. R. II 3, 236.
Kind (Dichter) 85ff.
Kinsky, Graf 73, 186, 254.
Kirchhofer II 157.
Kirnberger, Joh. Philipp 10, 101, II 184.
Kissow, von 23.
Klein, Bernhard (Komponist) II 116, 257.
— Franz (Bildhauer) 73, II 341.
— Prof. 233.
Klengel, Aug. Alexander 95.
Klerr (Theaterdirektor) II 180.
Kleyle, Friedrich v. II 197ff.
Klingemann, August 187.
Klippel, Michael II 176.
Klöber, August von 234.
Klopstock (Dichter) 286.
Klüpfell, v. (Gesandtschaftssekretär) 23ff.
Kneisel, E. M. 14.
Knispel, Hermann 227.
Knyvett (Musiker) II 136, 148.
Koch, Louis 204, II 34ff., 180, 244, 341.
Köchel (Musikhistoriker) 42.
Köhler, Louis 156ff.
Körner, Theodor 140.
Kotzebue, A. v. 167, II 312, 333.
Kotzeluch, L. II 191ff.
Kraft, (Violinist) 130, II 193.
Kreißle v. Hellborn, Heinrich 274.
Kren, Vater II 201.
— Michael II 199ff.
— Brüder II 201.
Krenn, Musikdirektor II 196.
Kreßher (s. Cressener) 11.
Kreutzer, Konradin II 3, 37, 239, 289.
Kriehuber, Franz 89, II 84.
Krommer, Franz 23, 280.
Krumpholz, (Geiger) 40ff., 46, 56, 97, 104, 109, 225, II 191, 195.
Kübeck v. Kübau, Karl Friedrich 68ff.
Kügelgen (Maler) II 261.
Kuffner, Christoph 51, II 196, 214, 232, 259ff.
Kurzböck, Frl. v. 51.

L.

Lablache (Sänger) II 112, 158, 236, 239, 241.
Lachner, Franz 294ff., II 236.
La Mara 35.
Landau (Schriftsteller) II 178, 227, 237.
Lannoy, Baron v. II 34, 236, 239.
Lederer 228.
Lenau, Nikolaus II 57, 236.
Lenne, Peter 169.
Lenz, Wilhelm von II 56.
Letronne, Louis 180, II 63, 161.

Leo, Leonardo II 278.
Levi (Bankier) II 195.
Levin, Rahel 167.
Leviſey II 240.
Lewinsky (Schauſpieler) 294.
Lichnowsky, Fürſt Karl 23 ff., 36 ff., 40, 44, 50, 94, 97, 112, 120, 124 ff., 129, 204, 215, II 104, 196, 264.
— Fürſtin 24, 113 ff., 215.
— Graf Moritz 50, 56, 195.
— Gräfin 108.
Liebenberg, von II 231.
Liechtenſtein, Fürſt II 12.
Liepmannsſohn (Antiquar) 263.
Linke, Joſef 130, II 3, 65, 78, 184, 207, 208, 239, 322, 331.
Linzbaur, Fanny II 216.
Lipawsky (Klaviervirtuoſe) 39.
Lirveeld, Baroneß II 279 ff.
Liſte, Anton 166.
Liſzt, Franz 39, II 1, 57 ff., 81, 318 ff.
Lobkowitz, Fürſt Joſ. Maximilian 73, 86 ff., 99, 132, 140, 172, 254, 280, II 12.
Löwe II 236.
Lombroſo II 339.
Lonsdale & Martin II 86.
Lorenz, Dr. II 196 ff.
Lorme, Lola 246.
Louis XVIII. von Frankreich II 249, 277, 297.
Louis Ferdinand von Preußen 51, 56.
Louvain, Leon de St. II 65.
Lucheſi (Kapellmeiſter) 11.
Luib, Prof. 29, 276.
Luigi II 236.
Lyſer, Joh. Peter 12, II 167.

M.

Macco (Maler) 110.
Macher 48.
Mähler (Maler) II 260 ff.
Mälzel, J. Nep. 161, 53 ff., 206.
Mäurer, Bernhard 10.
Malfatti, Dr. II 193, 203, 213, 215 ff., 221, 225, 243.
— Thereſe (ſ. auch Droßdick) 141.
Malibran (Sängerin) II 158.
Mara (Sänger) II 158.
Marcheſi, Mathilde 237 ff.
Marpurg, Friedrich Wilhelm 101.
Marſchner, Heinrich 233 ff.
Marſury II 334.
Matheſon, Johann II 334.
Matthiſon (Dichter) II 332, 333.
Marx, Adolf Bernhard 245, 264.
Maximilian Franz, Kurfürſt 11, 14, 15 ff., 25, 169.
Mayſeder, Joſef 88, 184, 192, II 3, 14, 65, 78, 104, 129, 236, 239, 330 ff.
Mehul, N. Et. 77.
Meißner, Alfred 109.
— Aug. Gottlieb 109 ff.
Mendelsſohn, Felix 238, 281, II 37, 257.
Mercadante II 236.
Merk, Joſef II 3, 236, 239, 330.
Mekarsky 48.
Meric II 239.
Metternich, Fürſt 247, 249.
Meyer, Dr. E. 197.
— Friedrich Sebaſtian (auch Meyer, Mayer) (Sänger) 60, 112 ff., 121.
Meyerbeer, Jakob 65, 185, 187, 189.
Michotte, E. 290 ff.
Milder-Hauptmann, Anna Pauline 192, 200, II 218.
Milton, John 251, II 333.
Mollo (Verleger) 203, 204.
Montecuccoli, Graf 229.
Moore, Thomas II 297.

Moscheles, Ignaz 65, 159ff., 185, 191, 232, 293, II 62, 136, 205, 220ff., 224ff., 240ff., 283ff.
Mosel, Ignaz v. 50, II 3, 103ff., 239, 289.
— Frau v. 260.
Mozart 1, 13ff., 25, 29, 31, 32, 37ff., 39, 41ff., 49ff., 60, 64, 83, 95, 118, 121, 130, 138, 140, 159, 162, 231, 263, 278, 281, 288, 293, II 12, 28, 29, 61, 68, 91, 103ff., 126, 173, 181, 183, 185, 236, 239, 241, 250, 282ff., 326, 327.
— Konstanze 33.
Müller, Adolf (Operettenkomponist) II 235, 236.
— Dr. W. Chr. 259ff., 263.
— Elise 259ff.
— Dr. (Arzt) II 317.
— W. E. (Schriftsteller), II 333.
— Wenzel (Komponist) II 112, 236.
— Mademoiselle (Sängerin) 113.
Mylich, Heinrich 34.

N.

Nägeli, Hans Georg 100, 166, II 146.
Nanini, Giovanni II 29.
Napoleon I. 39, 49, 55ff., 99, 109, 133ff., 139ff., II 4, 158, 192, 194.
Narischkin, Fürst 180.
Neate II 324.
Neefe, Christian Gottlob 1, 13, 15.
Nell (Hofkomponist) II 262.
Nelson II 194.
Nestroy (Sänger) 48.
Nicolini II 281.
Nicky, Anne Maria (s. auch Erdödy) 129.
Niemetz II 302ff.
Nisle, Johann Friedrich 127.
Nohl, Ludwig 23, 140, 156, 157, 211, 239, 264, 276, II 77, 187, 237.
Norbert, L. II 234
Nordländer, ein reisender 126.
Nottebohm, G. II 15.
Novalis II 45
Nürnberg, Reise nach 21.

O.

Odescalchi, Fürstin 93, 108.
Oehlenschläger, Adam 47, 230.
Oehlke 147.
Oldenburg, Herzogin von 180.
Oliva 167ff.
Ossian II 333.
Ovid II 333.

P.

Pachler-Koschak, Marie II 202ff.
Pacini (Komponist) II 236, 239.
Paer, Fernando 52, 111, 117, II 324.
Paganini, Nicolo 88, 239.
Palestrina, G. II 29, 114.
Pallfy, Graf 102, 172, 200, II 12.
Pasqualati 178, 240.
Pauer (Konsistorialrat) II 195.
Paul, Jean 198, 201, II 98, 118, 122.
Pearson, Henry 85.
Pereira, Frau v. 51.
Pergolesi, Giovanni 289, 291.
Persuis 47.
Peters (Hofrat) II 255ff.
— (Verleger) II 317.
Pfanner II 143.
Pfeiffer 10.
Pinterics 179.
Piringer II 64, 66.
Pixis, Friedrich II 54ff.
Plato II 333.
Pleyel, Ignaz 16, 110, II 169.
Plinius II 298, 333.

Plutarch II 62, 208ff., 333.
Pocci, Graf Franz v. II 108ff.
Porpora, Nicolo II 278.
Potter, Cipriani 230ff.
Prag, Reise nach 21.
Preisinger (Sänger) 236, 267ff., 273ff., 277.
Pückler-Muskau, Fürst Hermann 153ff., II 342.
Pulai 266.
Punto 51.
Puthon, Frau v. II 208.
Pythagoras II 298.

Q.

Quintinian 333.

R.

Racine 140.
Radnitzky, Karl II 68, 178.
Radziwill, Fürst II 257.
Ranftl II 234.
Raimund II 236.
Randhartinger II 236.
Rasumowsky, Fürst 23ff., 53, 130, II 56, 184, 192.
— Fürstin Elisabet 24.
Rau (Erzieher) 223, 224ff., 242.
— Heribert (Schriftsteller) II 224.
Raymund II 112.
Reicha, Anton 134ff., II 148.
Reichardt, Joh. Friedrich 128ff.
Reinhardt (Kapellmeister) 127.
Reißer II 306.
Rellstab, Ludwig 106, II 42, 47, 115ff.
Reuter, Ferdinand 166, II 157.
— Jakob II 155ff.
Revertera, Karl II 249.
Riedel II 162.
Riedl 197, 202.
Riem, Friedrich Wilhelm 262.
Riemann, Prof. Dr. Hugo 73, II 86, 148, 158.
Ries, Ferdinand 55, 56, 90ff., 161, 204ff., 225, II 58, 136, 192.
— Franz 16ff., 20, 90, 169, 205.
Righini 16, 19.
Ring, Max 124, 129, 195.
Riotto, II 236, 239.
Robert (s. Assing) 167.
Rochlitz, Friedr. Joh. 281ff., II 20, 53, 56, 70, 86, 158, 208ff., 318.
Röckel, Aug. Jos. 112ff.
Roda (Geiger) 134.
Rodenberg 292.
Rodicchi II 239.
Rollet, Herm. II 23, 178ff.
Romberg, Andreas 16, 19.
— Bernhard 16, 103.
Rossini 209, 288ff., II 3, 55, 76, 89, 111, 114, 323.
Rosti, Adalbert 35.
Rousseau, Jean Jacques 46, 137, 140, II 297.
Rothschild II 249.
Rubini II 158.
Rudolf, Erzherzog 73, 93, 154, 166, 195, 215, 254, 256, 261, II 12, 158, 162, 192, 208, 313.
Ruhland, Dr. Wilh. II 97.
Russel, Sir John 267ff.
Rust, Henriette 123.
— Wilhelm 123ff.

S.

Sailer II 333.
Salieri, Antonio 21, 24, 28, 40, 95, 162, 232, 280, 281, II 3, 105, 282ff., 327.
Sauter, Ferd. II 248ff.
Savigny, Karl Friedr. 141.
Schechner, Nanette II 217.

Schenk, Joh., 21, 25ff., II 49.
Schicht II 158.
Schickh (Redakteur) II 282.
Schiller 49, 45, 140, 176, 177, 206, 278, II 62, 76, 184, 257, 297, 332, 341.
Schilling, Dr. Gustav 25, 177, II 34, 39.
Schimon, Ferdinand 227, II 18, 19, 21.
Schindler, Anton 19, 25, 29, 47, 48ff., 59, 65, 73, 75, 88, 119, 120, 121, 159, 161, 163, 178ff., 204, 257ff., 269ff., 271ff., 274ff., 288, 293, II 5, 17ff., 34ff., 46, 48, 57, 61, 62, 63, 76, 78, 79, 96, 102, 128, 137, 162, 174ff., 178, 181ff., 188, 192, 194, 202, 204ff., 208ff., 210, 215ff., 217ff., 220ff., 225ff., 232, 234, 235, 236, 237, 240ff., 245, 249, 255ff., 258, 262, 266, 269ff., 273ff., 277ff., 279ff., 281ff., 283ff., 285ff., 295, 301, 307ff., 318ff., 332, 341ff.
Schlechta II 239.
Schlemmer (Kopist) 233.
Schlesinger, Adolf Martin 245.
— Moritz 245, 246, II 16, 147, 183, 207.
Schlösser, Louis II 3ff.
Schmerling, 213, 217.
Schnabel, Jos. II 111, 115.
Schnaps, Frau II 148.
Schneider, Maria II 177
Schnyder v. Wartensee, Xaver 165ff.
Schober, II 249.
Schönborn, Graf 140.
Schönauer 213.
Schopenhauer II 37.
Schott (Verleger) II 130, 199, 241, 245, 246.
Schröckh II 299.
Schröder-Devrient, Wilhelmine 119, II 4, 39ff., 119, 264.
— Sofie II 39.
Schubert, Ferdinand 276.
— Franz 179, 207, 274ff., 284, II 3, 5, 37, 65, 81, 128, 178, 204, 236, 239, 248, 249.
Schulz, Edward II 58ff., 86.
Schumann, Robert 293, II 82, 158.
Schuppanzigh (Geiger) 42, 52, 67, 130, 160, 178, 285, II 3, 4, 34, 52, 56ff., 65, 74, 78, 79ff., 89, 104, 148, 173, 184, 186, 188, 192, 194, 195, 206ff., 236, 239, 259, 269ff., 279, 321ff., 323, 328ff., 331.
Schuster, Ignaz II 112, 236.
Schwarzenberg, Fürst II 192.
Schwind (Maler) II 249.
Scott, Sir Walter 49, II 222, 299.
Seibert (Chirurg) II 213, 244ff.
Selig II 255ff.
Seng, Ignaz II 171.
Seume, Joh. Gottfried II 332, 333.
Seyfried, Ignaz Ritter v. 36, 75ff., 103, 174, 187, II 3, 4, 34, 53, 64, 196, 236, 238ff., 239, 241.
Shakespeare 137, 278, II 32, 39, 154, 275, 332.
Simonetti 16.
Simrock, Nikolaus 11, 12, 16, 19ff., II 193, 207.
— Peter Josef 204, 219ff.
Sina (Quartettspieler) 130.
Skrebensky, Baron v. 234.
Smart, George 148ff., 183, 186, 221, 222, 240, 242.
Smetana, Dr. 272ff.
Sommer II 299.
Sonnleithner, Ignaz 191ff.
— Josef II 42, 49.

Sonnleithner, Leopold 33, 78, 112.
Sontag, Henriette II 66, 77, 207, 262 ff., 271 ff., 277 ff.
Spath 17.
Spaun II 249.
Spielmann, Baroneß 51.
Spiker, Dr. II 159 ff.
Spohr, Dorette 172.
— Louis 171 ff., 191, II 3, 114, 320, 321, 323.
Spontini, Gasparo 191, II 114, 119, 257.
Sporschil, Johann 282, II 68 ff.
Stadion, Graf II 294.
Stadler, Abbé 184, 293, II 3, 64, 147 ff., 321.
Starcke, Friedrich 239 ff., II 60.
Staudenheim, Ritter von II 212, 243.
Staudigl II 236.
Steibelt, Daniel 51, 191.
Stein, Andreas II 92, 158, 316, 318.
— Charlotte von II 193.
— — Professor 213.
Steiner (Verleger) 171, 204, 205 ff., 207, 245, 254 ff., II 14, 63 ff., 129, 130, 141 ff., 147, 162, 241, 321.
Steinkopf 113.
Sterckel (Kapellmeister) 11, 19.
Sterz II 198.
Stieler, Josef 227, II 17 ff., 19, 21.
Stoll, Ludwig II 45.
Stommb 5.
Strauß II 185.
Streckfuß II 333.
Streicher, Andreas 23, 230 ff., 241, 294, II 59, 87, 181, 189, 195, 219, 236, 257 ff., 309 ff., 314, 320, 342.
— Nanette 23, 197, 263, 294.
— Tochter II 195.
Stumpff, Joh. Andreas 30, II 58, 86 ff., 172, 219, 222, 240, 321.
Sturm, Christian II 26 ff., 332.
Süßmayer 42.
Swieten, van (Arzt) 25, II 29.

T.

Teltscher, Josef 276, II 232.
Thayer, Alexander Wheelock 20, 33, 72, 119, 120, 141, 152, 169, 170, 180, 206, 211, 230, 276, 278, 291, II 63, 73, 86, 148, 155, 158, 162, 231.
Thomson II 154, 333.
Thun, Gräfin 24, 129.
Tiedge, Christoph Aug. 184, 215, II 332, 333.
Tomaschek, Wenzel 31, 185 ff.
Treitschke, Friedrich 181 ff.
— Heinrich 181.
Trémont Baron von 133.
Trost II 180.
Troxler, Dr. 166.
Tucher, Freiherr v. II 29.
Türckheim, Baron v. II 5.

U.

Uhland, Ludwig 168, II 47.
Umlauf (Kapellmeister) 183, 185, 188, 192, 271, II 40 ff., 78, 79 ff., 236, 270, 274, 279.
Unger, Caroline II 77 ff., 112, 207, 262 ff., 271 ff., 277 ff., 287.
Ulibischeff II 189.

V.

Vallat (Schriftsteller) 279.
Varnhagen van Ense, Karl Aug. 167 ff.
Vehring, von (Arzt) 273.
Vieille II 339.
Viol, Dr. II 110.

Vogler (Klaviervirtuose) 17.
— Abbé II 42 ff., 49.
Volkmann, Hans II 68.
Voltaire II 298.
Voß, J. H. II 332.

W.

Wähner, Friedrich II 97 ff.
Wagner, Dr. Johann II 234.
— Richard, 290 ff., II 37, 289.
Waldbrühl, Wilhelm v. II 82.
Waldmüller, J. G. (Maler) 227, II 18 ff., 177.
— Robert (s. Duboc) 219.
Waldstein, Graf v. 96.
Wallishauser II 47, 291.
Wandl, Georg II 201 ff.
Wanner II 73.
Wawruch, Dr. II 189, 190, 203 ff., 210 ff., 215 ff., 221, 243, 246.
Weber, B. A. II 62, 236, 238.
— Carl Maria 48, 56, 82, 86, II 1, 3, 46, 62, 63 ff., 66 ff., 116, 119 ff., 183, 264, 266, 293, 318.
— Dionys 159, II 54 ff., 62.
— Gottfried II 62.
— Max Maria II 66.
Wedel, Gottschalk II 82.
Wegeler, Franz 90 ff.
Weidmann II 239.
Weigl (Komponist) 141, II 3, 77, 236, 239, 241.
Weimar, Herzog v. 151, 155.
Weingartner, Felix von II 80 ff.
Weinlig (Kantor) II 316.
Weinmüller (Sänger) 113, 189.
Meister, Dr. Anton 125 ff.
Weiß, Franz 130, II 184, 239.
— Peter 273.
Weißenbach, Alois 186, 192 ff., 197, II 260, 313, 333.
Welsch 16.
Wendt, Amadeus 291.
Wenzel II 236.
Wernhard (Hofrat) II 205.
Wessenberg 219.
Wetzlar, Raymund v. 36 ff.
Wieck, Friedrich II 158 ff.
Wiedebein, Gottlieb 155 ff.
Wild, Franz 183 ff., II 287.
Wilhelm I., König v. Holland II 324.
Willibald, Ordensbruder 4.
Windeck (Bürgermeister) 3.
Winneberger v. Wallerstein 16 ff.
Witteschek (Hofrat) 49.
Witzleben II 257.
Wölffel, Josef 21, 36 ff., 111.
Wolfmayer II 182, 195, 301.
Wolzogen, Alfred v. II 39.
Worzischek 187, II 3, 65.
Wranitzky, Anton 42, 83.
Würfel, II 236, 239.
Wurzer, Prof. 14.

X.

Xenophon 333.

Y.

York, Herzog v. II 222.

Z.

Zambona, 10 ff.
Zedlitz II 236.
Zeitungen, Zeitschriften siehe unten.
Zellner 244.
Zelter, Karl Friedrich 169, 253 ff., II 110, 117 ff., 122 ff., 141, 257.
Zeltner II 236.
Zingarelli, Nicola Antonio 141.
Zizius 160.
Zmeskall, Domanovecz v. 24, 160, II 104, 185, 259.
Zuccalmaglio (Schriftsteller) II 82 ff.
Zumbusch, von II 178.

Zeitungen und Zeitschriften

Allg. Musikalische Ztg. (Leipzig) 38, 187, 190, 234, 262 263, 281.
Augsburger Allg. Ztg. II 25, 50, 241.
Badener Bote II 178.
Berliner Allg. Musikalische Ztg. 127.
Berlinische Nachrichten II 159.
Belletristische Blätter aus Rußland 197.
Blätter für Musik, Theater und Kunst (Wien) II 190.
Boßlers Musikalische Korrespondonz 15.
Brünner Ztg. II 74.
Cäcilia 75, 85, II 120, 245.
Chrysanders Jahrbücher für musikalische Wissenschaft II 58, 153, 220.
Deutsche Blätter für Literatur u. Leben II 108.
Deutsche Musikztg. II 196.
Deutsche Post II 142.
Dresdener Abendztg. II 68, 237.
Dresdener Nachrichten II 158.
Dresdener Ztg. II 97.
Echo 168.
Elberfelder Täglicher Anzeiger II 248.
Europa 23.
Figaro 246.
Frankfurter Konversationsblatt 246, II 215.
Frankfurter Ztg. 227, 246.
Frankls Sonntagsblätter 31, II 52.
Gartenlaube 112, 142, II 196.
Gazette musicale 246.
Grazer Tagespost II 231.
Grenzboten 211.
Hallelujah II 3.
Harmonicon II 58, 153, 220.
Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag 30.
Jahresbericht der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien 39.
Kölnische Ztg. 14.
Leipziger Allg. Musikalische Ztg. 90, 267, II 54ff., 207, 208.
Leipziger „Signale" 124, 156, 157, 294ff., II 158, 205.
Libussa 31, 185, 188.
Magazin der Musik 13.
Mannheimer Generalanzeiger II 97.
Mercure musical 133.
Monatshefte für Musikgeschichte 123.
Münchner „Neueste Nachrichten" 294.
Musical Miscellany 61.
Nationalztg. II 97.
Niederrheinische Musikztg. 111, 233, II 33, 107, 205.
Neue Musikztg. 122, II 97, 108, 176.
Neue Zeitschrift für Musik 88, 156, 157, 225, 276, II 82, 210.
Orpheus (Musikal. Taschenbuch) 181.
Österreichische Rundschau II 248.
Österreichisch-ungarische Kunstchronik II 340.
Petersburger Ztg. 197.
Rezensionen über Theater und Musik 112, 183.
Schweizerische Musikztg. und Sängerblatt 165.
Der Salon 292.
Stuttgarter Morgenblatt für gebild. Stände 256, II 68.
Süddeutsche Monatshefte II 36.
Süddeutsche Ztg. 276.
Theaterzeitung (Wien) 274.
Thüringische Ztg. 157.
Tribune (London) II 177.
Turiner Stampa 289.

Wiener Allg. Musikztg. 46, 108, II 51, 78, 103 ff.
Wiener Bote II 234.
Wiener „Freie Presse“ II 97.
Wiener „Presse“ 193.
Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur usw. 12, II 97, 210.
Wiener Ztg. 212, 256, II 313.
Zellners Blätter für Musik 244.

Äußere Erscheinung: 8, 23, 24, 40, 42 ff., 68, 108, 117, 126, 128, 129, 134, 142, 158, 193, 198, 221, 226, 230, 235, 236, 243, 247, 248, 262, 265, 267, 277, 282, 292, 294, II 7, 18, 19, 38, 42, 43, 59, 63, 67, 70, 75, 81, 84, 87, 97, 103, 109, 113, 115, 124, 154, 160, 162, 164, 165, 166, 177, 178, 198, 202, 227, 228, 233, 234, 248.

Kleidung: 4, 8, 24, 42, 49, 108, 143, 152, 181, 201, 227, 229, 236, 263, 265, 278, 287, II 14, 21, 38, 42, 43, 46, 54, 67, 70, 84, 87, 94, 97, 103, 160, 165, 166, 176, 178, 198, 227.

Porträts und Büsten: 73, 89, 180, 226 ff., 234, 276, 278, II 10, 17 ff., 21, 27, 62, 63, 68, 84, 161, 232, 234, 249, 260, 342.

Stimme: 48, 59, 146, 152, 292. II 81.

Gehör: 12, 42, 49, 52 ff., 84, 105 ff., 126, 128, 136, 143, 153, 158, 160, 161 ff., 167, 168, 169, 171, 173, 175, 184, 185, 188, 192, 194, 198, 201, 204, 205, 212, 221, 226, 228, 230, 233, 235, 238, 243, 245, 247, 251, 253 ff., 260, 261, 267, 270 ff., 277, 280, 282, 285, 290, 292, 294, II 7 ff., 26, 38, 40 ff., 47, 50, 51 ff., 59, 65, 66, 69, 73, 74, 80 ff., 81, 85, 95, 99, 107, 113, 123, 127, 137 ff., 146, 154, 156, 160, 161, 164, 166, 168, 186, 189, 205, 210, 218, 227, 234 ff., 309, 317, 328, 335 ff., 339.

Gedächtnis: 34, 268. II 27 ff., 59.

Wohnungen: 3, 9, 42, 48, 70, 71, 84, 120, 129, 134, 146, 163, 166, 178, 197, 204, 212, 228, 240, 242, 244, 250, 271, II 6, 23, 43, 44, 46, 50, 57, 77, 82, 121, 151, 160, 164, 165, 179, 180, 184, 237, 248, 313.

Hauswesen: 42, 128, 134 ff., 142, 186, 198, 201, 206, 215, 222, 236, 250 ff., 258, 289, 291, 292, II 6 ff., 28 ff., 30 ff., 54, 66, 68, 74, 75, 77, 83, 108, 115, 122, 123, 148, 155, 158, 160, 164, 165, 175, 186, 193, 225, 227, 248, 280.

Unordnung: 42, 49, 78, 88, 104, 116, 135, 186, 188, 206, 221, 227, 262, II 7, 66, 83, 122, 128, 160, 165, 202, 248.

Lebensgewohnheiten: 79, 116, 158, 179, 181, 187, 195, 249, 256, 265 (Schach), 267, 279, 294, II 4, 24 ff., 59, 63, 65, 70, 73, 100, 134, 165, 167, 180 ff., 184, 192, 199 ff., 210 ff.

Essen und Trinken: 82, 245, 248, 294, II 24 ff., 61, 70, 89, 100, 166, 184, 192, 194, 196, 210, 213, 216, 223, 301, 308, 322.

Der Gastgeber: 81, 157 ff., 164, 193, 221 ff., 240, 242, 251 ff., II 11, 18, 48, 66, 72, 75, 77, 79 ff., 90, 113, 149, 175, 186, 271 ff.

Pekuniäre Verhältnisse: 34, 132, 138, 173, 175, 180, 181, 195, 199, 217, 226, 254, 261, II 12, 70, 72, 79, 88, 94, 102, 144 ff., 184, 185, 188 ff., 193, 194, 220 ff., 224 ff., 241, 254, 269.

Benehmen: 24, 49, 95, 172, 181, 195, 212, 239, 257, 266, 267, II 13, 50, 102, 168, 176.

Reisepläne: 34ff., 216, 232, II 11ff., 63, 95, 148, 208, 222, 230, 263, 269, 320ff.
Liebenswürdig: 117, 122, 129, 135, 146, 152, 158, 160, 164, 166, 167, 168, 172, 186, 226, 230, 237, 251, 255, 280, II 7, 46, 76, 85ff., 87, 108, 113ff., 133, 153ff.
Güte: 144, 156ff., 161, 184, 224, 233, 271, 274, II 9ff., 13, 17, 41, 58, 60, 69, 77, 85, 89, 123, 145, 179, 217, 218, 228, 251.
Hilfsbereit: 69, 144, 156ff., 201, II 10, 86, 107ff., 201.
Herzlichkeit: 68, 142, 177, 179, 193, 203, 230, 239, 254, 281, II 63, 64, 66ff., 95, 127, 139ff., 156, 159, 196, 228.
Gutmütig; 83, 100ff., 101, 138, 197, 214, 220, 287, II 80, 212.
Kindesliebe; 5ff., 12, 216.
Dankbarkeit: 28ff., 90, 92, 195, 216, 220, 225, 246, II 222, 224, 231.
Mitteilsam: 145, 199.
Bescheidenheit: 18, 66, 75, 162, 206, 216, 288, II 61, 154, 197.
Fröhlichkeit: 46, 76, 162, 213, 223, 287, II 87, 91, 100, 161, 193.
Mutwillen: 6ff., 78, 84, 121, 152, 155, II 147, 162.
Humor, Witz und Sarkasmus: 46ff., 48, 50, 53, 56, 76, 77, 79, 80, 81, 88, 102, 112, 116, 123, 205, 206, 207, 212, 214, 219, 257, 258ff., 262, 263, 288, II 13, 23, 27, 48, 49, 50, 54, 56, 69, 91, 98, 145, 146, 147ff., 165, 169ff., 183, 185, 193, 194, 195, 213, 229.
Heimatliebe: 170.
Naturliebe: 9, 79, 106, 168, 222, 231, 236, II 14, 22, 61, 69, 72, 94, 96, 99.
Fleiß: 45, 117, 133, 167, 168, 183, 187, 243, II 68, 72, 210.
Ehrgeiz: 14, 25, 29, 46, 50, 53, 56, 66, 118, 175, 187, 215, 231, II 74, 185.
Stolz und Selbstbewußtsein: 24, 35, 39, 45, 46, 53, 75, 86, 87, 101, 108ff., 114, 117, 120, 126, 142, 151, 154ff., 163, 201, 202, 205, 215, 216, 279ff., II 37, 72, 93, 100, 102, 115, 173, 183, 185, 194, 196, 255.
Wahrheitsliebe: 123, 224, 263, II 69, 208, 209.
Gradheit: 28, 69, 75, 87, 154, 166, 189, 194, 257, 260, 263, 266, 284, II 13, 61, 69, 102, 121.
Lauterkeit: 46, 168, 243, 260, II 102, 251.
Widerwillen gegen Sentimentalität: 62, 152, 153, 146, 165.
Eigenheiten: 24, 32, 48, 77, 81, 85, 94, 114, 124, 127, 136, 142, 146, 157, 164, 166, 195, 197, 202, 217, 221, 240, 246, 253, 260, 262, 266, 272, 277, 287, 292, II 4, 8, 13, 24, 28ff., 43ff., 50, 57, 61, 82, 89, 90, 108, 110, 158, 165, 166, 168, 175, 177, 179, 199, 201ff.
Weltfremd: 195, 216, 224, 260, 262, 284, II 35, 49.
Ungeniertheit: 81, 163, 244, 287, II 67, 175.
Zerstreutheit und Vergeßlichkeit: 8, 10, 12, 80, 83, 105, 143, 171, 174, 181, 212, 217, 221, 228, 229, 238, 242ff., 253ff., 265, 279, II 14ff., 23, 72, 75, 115, 149, 165, 168, 179, 180, 191, 192, 198, 211.

Ungeschicklichkeit: 104ff., 135, 171, 174.
Der Melancholiker: 37, 46, 123, 142, 176, 251, 272, 283, II 8, 41, 59, 73, 119, 134, 206.
Rücksichtslosigkeit: 23ff., 172, 215, II 57, 80.
Grobheit: 102, 123, 134, 142, 154ff., 217, 229, 267, II 37, 38, 82.
Eigensinn: 95ff., 125ff., 131, 268, II 223, 276.
Ungeduld: 154, 181, 226, 235, 272, 274, II 19, 221, 228.
Heftigkeit und Temperament: 71, 72, 82, 94, 96ff., 101, 108, 113, 114, 118ff., 133, 146, 169, 174, 196, 222, 226, 238, 245, 252, 258, 287, II 13, 19, 24, 39, 44, 68, 76, 80, 91, 101, 107, 159, 170, 174, 177, 186, 192, 194, 195, 199, 212, 221, 228, 341.
Der Hypochonder: 45, 48, 81, 129, 131, 134, 137, 188, 194, 199, 228, 229, 230, 253, 267, 292, II 39, 50, 107, 121, 122, 133, 178.
Mißtrauen: 80, 98, 101, 118, 131, 205, 215, 216, 221, 238, II 14, 46, 74, 75, 79, 80, 185, 186, 188, 193, 200, 227, 271, 302, 339.
Menschenscheu: 8, 10, 134, 145, 153, 167, 168, 172, 228, 236, 243, 267, 282, II 5, 71, 99, 100, 113, 119, 145, 153, 159, 211, 251, 268, 339.
Verschlossen und wortkarg: 77, 137, 145, 158, 159, 161, 169, 172, 178, 228, 233, 234, 253, 291, II 74, 76, 101, 109, 195, 197.
Reizbar und launenhaft: 100, 101, 108, 131, 166, 193, 213, 215, 238, 282, 283, II 19, 60, 75, 79, 121, 339.
Politische Ansichten: 71, 134, 139, 179, 216, 232, 263, 284, II 25, 101.
Der Patriot: 109, 124ff., 160f., 215, II 70.
Freimaurer: II 187.
Religion: 145, 148, 266, II 26, 215, 233, 246.
Als Vormund: 46, 200, 203, 211ff., 242, 243, 247, 261, II 29, 60, 67, 79, 87, 102, 156ff., 170, 182, 193, 226, 229, 255, 302ff.
Als Freund: 28ff., 33, 36, 75ff., 198, 225, 237, 239, II 69, 77, 80, 164, 166, 191.
B. und die Frauen: 20, 23, 35ff., 103ff., 107ff., 114, 140, 141, 146ff., 168, 195, 218, 219, 222, 237, II 44, 69, 72, 77, 81, 98, 101, 164, 175, 176, 186, 192, 193, 230, 260, 262ff., 279ff., 341ff.
Bildung: 3, 10ff., 24, 108, 126, 137, 166, 224, 284, II 10ff., 69, 103, 275, 332ff.
Lektüre: 55, 137, 147, 235, 257, 286, II 28, 69, 72, 154, 184, 208ff., 222, 332ff.
Musikalische Bibliothek: II 29ff.
Sprachkenntnisse: 11, 135, 137, 232, 281, 288, 290, 292, II 9, 154, 216, 332.
Der Philosoph: 71, 137, 145, 147, 215, 218, II 61, 96, 209, 214, 240, 247, 310.
Bemerkungen über Wien und Wiener: 124, 166, 178, 187, 189, 199, 201, 203, 205, 235, 261, 285, II 9, 12, 56, 57, 87, 89ff., 104, 114, 139, 158, 192.
Bemerkungen über Albrechtsberger: 231; Allegri: II 115, Bach 43, II 29,

92, 100, 114; Bruder Johann: II 93, 94; Cherubini: 82, 231, II 49, 183; Clementi: 46, II 29, 169; Kramer: 92, 232, II 29; Cramolini: II 218; Czerny: 44, II 184; Engländer: 205, 261, II 87, 89, 95, 230; Franzosen: 89, 192; Fuchs: 190; Goethe: 55, 147, 264, 280, II 256; Graun: 56; Händel: 57, 83, 231, II 61 ff., 91 ff., 154, 172 ff., 183, 219 ff.; Heydn: 98, II 230; Hessen, Großherzog von: II 8; Kind: 86; Klopstock: 286; Liszt: II 58; Louis Ferdinand: 56; Meyerbeer: 188, 190; Milder-Hauptmann: 200, II 218; Moscheles: 191, 232; Mozart: 43, 51, 83, 231, II 29, 62, 91, 126, 183; Napoleon: 49, 99, II 192; Palestrina: II 114; Pergolesi: 289, 291; Rellstab: II 134; Ries: 56, 205; Rossini: 289, 290, II 55, 89, 91, 114; Schechner, Nanette: II 218; Schiller: 55; Schubert: 275 ff.; Seyfried: 187; Spontini: II 114; Spohr: II 114; Weber, C. M.: 56, 82, 86, II 64, 66 ff., 119 ff.; Vorzischek: 187; Zelter: II 125.

Bemerkungen über sich und seine Werke: 31, 45 ff., 46, 48, 50, 53, 55, 56, 62, 86, 183, 192, 212, 232, 269, 294 ff., II 22, 31 ff., 60, 62, 66, 69, 74, 77, 78 ff., 87 ff., 104, 114, 148, 182, 184, 191, 195, 196, 256, 270, 276, 279 ff., 335 ff.

Kompositionsweise: 34, 41, 48, 51 ff., 62 ff., 78, 92, 102, 106 ff., 143, 147, 153, 171, 182, 186, 199, 223, 231, 236, 244, 247, 252, 258, 265, 268, 277, 287, II 7, 15 ff., 24, 31, 38, 49, 51, 57, 61, 70, 110, 148, 161, 170, 174, 176, 177, 180, 182, 185 ff., 187, 191, 194, 199, 273. (Kompositionspläne S. II 316.)

Bemerkungen über Musikalisches im allgemeinen: 91, 141, 161, 163, 172, 187, 190, 207, 213, 225, 289, 290, II 15, 29, 32 ff., 50, 55, 66, 91, 96, 100, 104, 114, 158, 173, 261, 274.

Als Lehrer: 35, 43, 50, 60, 69, 71, 93 ff., 105, 108, 161, 215, 225, 235, 238, II 29, 168 ff.

Als Dirigent: 51, 77 ff., 83 ff., 99, 149, 173, 175, 183, 185, 192, 217, 243, 270, II 40, 73, 206.

Widerwillen gegen Vorspiel: 24, 79, 90, 125, 142, 165, 167, 170, 224. 232, 262, 268, II 102, 115, 147, 169, 175, 193.

Orgelspiel: 11, 14, 242, II 196.

Violinspiel: 3, 34, 105, II 26.

Klavierspiel: 13, 14, 18, 19, 23, 25, 30, 31, 36 ff., 40, 44 ff., 56, 60, 64, 65 ff., 68, 90 ff., 111, 128, 133, 137, 143, 146, 153, 162, 169. 176, 204, 213, 240, 252, 265, 268, 277, 295, II 26, 32, 60, 70, 93 ff., 99, 102, 146, 169, 185.

Phantasieren: 3, 11, 14, 17, 26, 29, 31 ff., 34, 37 ff., 40, 45, 47, 60 ff., 90, 92, 111, 127, 128, 130, 136, 137, 168, 170, 182, 232, 237, 240 ff., 241, 269, II 26, 50, 76, 147, 159, 185, 208.

Werke:

(Diese Aufzählung ordnet sich nach der übersichtlichen Einteilung in Th. von Frimmels Biographie. Bezüglich der bekannteren Werke ist auch auf die biographischen Tabellen vor den einzelnen Teilen der Bände zu verweisen.)

1. Frühwerke.

Im 11. Jahre komponierte Werke 17.
Frühe Kompositionen 9.

Frühe Klaviertrios 11.
Trauerkantate auf den Tod Cressener's.
9 Variationen über einen Marsch v. E. J. Dreßler 13.

2. Orchesterwerke.
3. Sinfonie (Eroica) Es-Dur op. 55. S. 51, 55, 56, 76, 98, 121, 139, 290, 291, II 193, 194, 196.
5. Sinfonie C-Moll op. 67. S. 51, 54, 76, 96, 261, 239, II 196, 205, 261.
6. Sinfonie (Pastorale) F-Dur op. 68. S. 51, 76, 96, 259, II 14, 22, 52, 94, 185, 205.
7. Sinfonie A-Dur op. 92. S. 53, 56, 133, 175, 177, 191, 243, II 196, 206.
8. Sinfonie F-Dur op. 93. S. 53, II 185, 187.
9. Sinfonie (Chorsinfonie) D-Moll op. 125. S. 54, 59, 60, 176, 257, 286, 293, II 13, 33, 61, 71, 73 ff., 77 ff., 78, 80, 107, 148, 159 ff., 183, 185, 196, 207, 250, 273 ff.
10. Sinfonie (unvollendet). S. 286, II 94, 173, 186, 216, 223.
Phantasie mit Chor C-Moll op. 80. S. 51, 60, 83, 133, 160, II 197, 206, 295.
Musik zum Ballet „Die Geschöpfe des Prometheus" op. 43. S. 51, 109, 183, 280.
Musik zu Goethes „Egmont" op. 84. S. 49 ff., 286, II 39.
Die Schlacht bei Viktoria op. 91. S. 59, 161, 183 ff., 187, 192, II 29, 206, 250.
Gratulationsmenuett o. Op. S. II 186.
Ouvertüre zu Coriolan op. 62. S. 56, 127, 131, II 183.
Ouvertüre zu „Ruinen von Athen" op. 113 und 114. S. 55, 59.
Ouvertüre „Zur Namensfeier" op. 115. S. 59.
Ouvertüre zu „König Stefan" op. 117. S. 59.
Ouvertüre C-Dur zur „Weihe d. Hauses" op. 124, 59, 269.

3. Für Streichinstrumente.
Violin-Konzert in D-Dur op. 61. S. 76.
Trio in Es-Dur op. 3. S. II 184.
Sechs ländlerische Tänze o. op. S. 259.
Quartett C-Moll op. 18, Nr. 2. S. 101, II 182.
Drei Quartette (Rasumowsky'sche) in F-Dur, E-Moll, C-Dur op. 59. S. 53, 56, 62, 130, II 182, 184, 185, 192.
Quartett Es-Dur op. 127. S. 58, II 13, 105, 130, 135, 328 ff.
Quartett B-Dur op. 130. S. 58, II 13, 162, 182, 188, 194.
Quartett Cis-Moll op. 131. S. 58, II 74, 151, 187, 188, 246.
Quartett A-Moll op. 132. S. 58, 245, II 13, 74, 207, 306.
Quartett F-Dur op. 135. S. 58, II 13, 74, 151, 182, 187, 194.
Adagio aus op. 135. S. II 187.
Große Fuge in B-Dur op. 133. S. 58, II 182, 184.
Quintett, unvollendet II 186, 223,
Fuge in D-Dur op. 137. S. 58.

4. Für Blasinstrumente:
Equale für 4 Posaunen (o. op.) S. II 238.

5. Für Blas- und Streichinstrumente:
Septett in Es-Dur op. 20. S. 50,

217, 232, II 62, 105, 107, 182, 184, 192.

6. Für Klavier:

Sonate A-Dur op. 2, Nr. 2. S. 23, 31, 32.
Sonate Es-Dur op. 7. S. 55.
Sonate D-Dur op. 10, Nr. 3. S. 60, II 31.
Sonate C-Moll (Pathétique) op. 13. S. 43, 159, II 32, 105.
2 Sonaten, E-Dur und G-Dur op. 14. S. II 32.
Sonate B-Dur op. 22. S. II 182.
Sonate As-Dur op. 26. S. 52.
Marcia funebre aus Sonate op. 26. S. 52, 56, 102, 211, II 194.
Sonate Cis-Moll op. 27, Nr. 2 (Mondscheinsonate). S. 48.
Sonate D-Dur op. 28. S. 46, 50.
Drei Sonaten in G-Dur, D-Moll, E-Dur op. 31 (29). S. 46, 54, 56, 62, 100, II 32, 191.
Sonate C-Dur op. 53, S. 45, 54, 96.
Andante favori F-Dur op. 53. S. 54.
Sonate F-Moll op. 57. S. 50, 55, 62, 92, 107, 126, II 32.
Sonate Fis-Dur op. 78, S. 48.
Sonate Es-Dur op. 81 a. S. II 276.
Sonate A-Dur op. 101. S. 58, 238.
Sonate B-Dur op. 106. S. 53, 58, 62, 232.
Sonate E-Dur op. 109. S. 52, 58, 59, 245, II 13.
Sonate As-Dur op. 110. S. 52, 57, 58, 59, 245, II 13.
Sonate C-Moll op. 111. S. 52, 57, 58, 59, 247, II 13.
Rondo in G-Dur op. 51, Nr. 2. S. 108.
Fantasie G-Moll op. 77. S. 60, 63.
Neue Bagatellen op. 119. S. 58, 239.
Sechs Bagatellen op. 126. S. 58.
Rondo in G-Dur op. 129. S. 59.
15 Variationen in Es-Dur op. 35. S. 51.
33 Variationen über einen Walzer von Diabelli op. 120. S. 53, 58, 63.
12 Variationen A-Dur (1797). S. 105.
6 Variationen F-Dur op. 34. S. 93.
32 Variationen C-Moll S. II 195.

7. Für Klavier und Orchester:

1. Konzert in C-Dur op. 15. S. 31, II 58, 182.
2. Konzert in B-Dur op. 19. S. 32.
3. Konzert in C-Moll op. 37. S. 63, 76, 84, 93, 160.
4. Konzert in G-Dur op. 58, S. 51, 76, 84.
5. Konzert in Es-Dur op. 73. S. 63, 84, II 206.

8. Für Klavier und Blasinstrumente.

Quintett in Es-Dur op. 16. S. II 105.
Sonate F-Dur mit Horn op. 17. S. 51, 240, II 182.
Sechs variierte Themen für Klavier mit Flöte oder Violine op. 105. S. 58.
Zehn variierte Themen usw. op. 107. S. 58.

9. Für Klavier und Streichinstrumente:

C-Moll Trio op. 1, Nr. 3. S. II 191.
D-Dur Trio op. 70, Nr. 1. S. 176, II 184.
Es-Dur Trio op. 70, Nr. 2. S. 54, II 184.
B-Dur Trio op. 97. S. 49, 52, 162, 258, 294, II 207, 258, 275 ff.
14 Trio-Variationen in Es-Dur op. 44. S. 203.

10. Für Klavier, Klarinette (oder Geige) und Violoncell.
Trio in B-Dur op. 11. S. 52, 91.
Trio in Es-Dur op. 38. S. II 63.

11. Für Klavier und Geige:
A-Moll-Sonate op. 23. S. II 182.
F-Dur-Sonate op. 24. S. 52.
A-Dur-Sonate (Kreutzer-Sonate) op. 47. S. 239.

12. Für Klavier und Violoncell:
Sonate G-Moll op. 5, Nr. 2 S. 72.
Zwei Sonaten C-Dur, D-Dur op. 102. S. 58.

13. Gesangmusik.
Oper „Fidelio" in 3 Bearbeitungen op. 72, 72a und 72b. S. 45, 76, 84, 86, 97, 109, 111, 112ff., 121, 161, 173, 181ff, 185, 191, 193, 200, 202, 203, 230, 231, 271, 280, 285, II 4, 8, 12, 39ff., 66, 69, 89, 104, 114, 132, 139, 145, 194, 207, 209, 217ff., 250, 264, 266, 271, 318, 323, 342.
Opernpläne: 109ff., 167, 198, 203, 211, 230, 232, 286, II 12ff., 39, 41, 42, 45ff., 62, 68, 76ff., 125ff., 173, 183, 219, 263, 267, 280, 285ff., 289ff.
Messen: Messe in C-Dur op. 86. S. 54, II 196. Messe in D-Dur op. 123 (Missa solemnis). S. 58, 253, 256, 257ff., 259, 267, 293, II 6, 18, 33, 62, 182, 185, 207, 238, 242, 249, 277, 313, 316, 318.
Oratorien: „Christus am Ölberg" op. 85. S. 76, II 283. „Sieg des Kreuzes" (unvollendet) S. 256, II 183ff.
Oratoriumspläne: S. 185, 214, 295ff., 327.
Lieder zu Goethes „Egmont" op. 84. S. 40, 286.
Meeresstille und glückliche Fahrt op. 112. S. 58, II 318.
Die Ruinen von Athen op. 113. S. 59, II 68ff.
Terzett: Tremata op. 116. S. 59.
Musik zu König Stefan op. 117. S. 59, II 186.
Elegischer Gesang für (Pasqualati) op. 118. S. 59.
Opferlied (von Matthison) op. 121. S. 59.
Bundeslied (v. Goethe) op. 122. S. 59.
Cantate „Der glorreiche Augenblick" op. 136. S. 59, 186, 193, 199.
Musik zu Dunckers Leonore Prohaska (o. op.). S. 211.
Kanon: Wie Silber ist die Rede. S. 213.
— Kurz ist der Schmerz. S. 177.
— Das Schöne dem Guten. S. II 142.
— Ars longa usw. S. II 149.
— Es muß sein. S. II 194.
— Edel sei der Mensch. S. II 17.
— (Fuge). S. II 154.
25 schottische Lieder op. 108. S. 206, 245, II 194.
Lieder: „Wenn ich ein Vöglein wär'". S. 213.
— „Rasch tritt d. Tod". S. 225, II 195.
— „Der Kuß" op. 128. S. 59.
— „An die ferne Geliebte" op. 98. S. 212, 217, II 280.
— „Trocknet nicht, Tränen der Liebe" op. 83. S. 146, 152.
— „Mignon" op. 83, S. 146, 152, 212.
— „Adelaide" op. 46. S. 31, 40, 43, 184, II 154, 218, 250.
— Kantate „An die Hoffnung". S. 184, 215.

Die Verwandten Beethovens

Vater Johann von Beethoven: 1, 3ff., 10, 13, II 11.

Bruder (Nicola) Johann: 5, 216, 291, II 80, 92ff., 131ff., 134ff., 142ff., 151, 158, 182, 185, 193, 196ff., 205, 211, 232, 238, 242, 262, 269, 270, 279, 284, 306, 319ff., 322, 328, 330, 335, 338.

Bruder (Kaspar) Karl: 5ff., 73, 100, 181, 196, 200, 211, 241, II 142, 187, 335, 338.

Neffe Karl: 45, 46, 73, 100, 196, 200, 203, 211ff., 234, 235, 241ff., 264, 265ff., 269ff., 293, II 29, 60, 63, 67, 70, 79ff., 87ff., 93ff., 102, 121, 133, 142, 148, 151, 155ff., 166, 170, 188, 193, 211, 220ff., 226, 229, 243, 255, 257, 258, 259, 270, 279, 282ff., 302ff., 305ff., 315, 319ff., 323, 325ff., 328, 330.

Mutter des Neffen: 211ff., 264, II 88, 182, 193, 255, 315.

Frau des Bruders Johann: II 199ff., 232.

Berichtigungen und Ergänzungen

Band I.

Die Fußnote S. 52 nennt irrtümlich die Sonate op. 31. Vielleicht ist die Sonate für Geige und Klavier op. 24 im Text gemeint. —

S. 57, Zeile 16 steht statt op. 110 und 111 irrtümlich op. 111 und 112. —

S. 101, Zeile 24 muß es statt Fuchs „Fux“ heißen. —

S. 195, Zeile 22 muß es statt „Graf“ Lichnowsky „Fürst“ heißen. —

Band II.

S. 66 muß es natürlich statt 5. Oktober 1833 „5. Oktober 1823“ heißen.

S. 96 ist aus Jahns Nachlaß eine längere Bemerkung Stumpffs mitgeteilt, die sich, wie nachträglich gesehen, auch bei Thayer Band V, S. 130 findet. —

Durch ein Versehen sind die Erinnerungen S. 204 und 205 (die Ringgeschichte und die Mitteilungen eines Unbekannten über die Taubheit Beethovens) an die falsche Stelle geraten. Sie gehören vor die Erzählung von Kleyles S. 196. —

A. von Gleichen-Rußwurm: Schiller. Die Geschichte seines Lebens. Von seinem Urenkel. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Halbleder 12 M., in Pergament 12 M. — Die vorhandenen Schillerbiographien, die vollendet vor uns liegen, sind zwar alle mit einer Liebe geschrieben, die anerkannt werden muß, doch sie enthalten noch manchen Irrtum, namentlich in der Auffassung und psychologischen Motivierung. Außerdem sind sie in erster Linie philologischer oder literarhistorischer Kritik gewidmet. Der Verfasser will in dem vorliegenden Buch nicht mit den Schillerphilologen wetteifern, die wohl schon Endgültiges ausgesprochen haben. Er will eine Lebensgeschichte in des Wortes ursprünglicher Bedeutung geben. Denn, wie das spontane Aufflammen der Begeisterung 1905 bewies, die Liebe aller Deutschen, ja die Liebe der ganzen gebildeten Welt ist Schiller so gewonnen und sicher, daß wir trotz der großen Werke den Menschen nicht laufen lassen können, wie er selbst in heiterer Laune verlangt. Sein Leben ist so merkwürdig, so inhaltsvoll, so aufschlußreich über die wichtigste Zeit der Mündigwerdung deutschen Geistes, daß sie darzustellen, schlicht und wahr, übersichtlich und vollständig dem einzigen Nachkommen endlich als heilige Pflicht erschien. Wenn auch der überreiche Inhalt zusammengedrängt werden mußte, ist diese neue Schillerbiographie lückenloser als alle vorhergehenden, da der Verfasser das Charakteristische ohne unnötigen Ballast zu geben versteht. Die wertvolle Gabe hat er mit sorgfältiger Liebe vervollkommnet durch ungedruckte Briefstellen aus seinem Familienarchiv und durch noch unveröffentlichte Wiedergaben aus dem an wichtigsten Schillerandenken reichen Schillermuseum seines Schlosses Greifenstein.

Guglielmo Ferrero: Die Frauen der Cäsaren. Preis geheftet 4 M., in Leinwand 5 M., in Halbleder 7 M. — Um uns die Frauengestalten des alten Rom menschlich nahe zu bringen, bedurfte es einer doppelten, wissenschaftlichen Arbeit. Einmal einer kritischen, sofern durch Beschneidung der tendenziösen Auswüchse der alten Überlieferung der tatsächliche Sachverhalt in möglichster Reinheit festzustellen war; dann aber mußte auch volle Klarheit über die Umwelt, in die diese Frauen hineingestellt waren, insbesondere über die Rechtsverhältnisse, geschaffen werden. Wer Ferrero kennt, wird nicht zweifeln, daß gerade er, wie kein anderer, für die Erfüllung dieser beiden Bedingungen der rechte Mann war. Was wir an Stelle der bisherigen unklaren Vorstellungen mit seiner, durch die gewohnte Meisterschaft des Stils ausgezeichneten Darstellung eintauschen, entbehrt allerdings des sensationellen Aufputzes, aber dafür halten wir echtes Metall in den Händen und fühlen uns wahrhaft innerlich bereichert.

A. von Gleichen-Rußwurm: Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens. Preis geheftet 6 M., in Leinwand 7.50 M., in Pergament 9 M. — Selten hat uns ein Buch einen so hohen geistigen Genuß bereitet, eine solche Fülle von Anregung und Belehrung gewährt wie das vorliegende. Es ist das ästhetische Glaubensbekenntnis eines feinsinnigen Geistes, der mit gediegener philosophischer Bildung, klarem Urteil und staunenswerter Belesenheit, künstlerische, soziale und ethische Probleme unserer Zeit behandelt und in einer bestrickenden Darstellung zu lösen sucht . . . Wir wünschen im Interesse einer Gesundung unserer sozialen und künstlerischen Zustände, daß dieses populär geschriebene und gediegene Buch die weiteste Verbreitung finde, und wollen nicht unterlassen, unsern Lesern diese Erscheinung, die vom Verlage geradzu musterhaft ausgestattet ist, angelegentlich zu empfehlen. Grenzboten.

A. von Gleichen-Rußwurm: Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Die umfassenden historischen und kulturhistorischen Kenntnisse, die man an allen Essaybüchern Gleichen-Rußwurms bewundert, seine tiefverstehende Art, die Vornehmheit seines Denkens und seiner Sprache kommen gerade in diesem Buche hervorragend zur Geltung und fesseln uns, wenn er die ganze Geschichte der Freundschaft in wechsel- und reizvollen Bildern an uns vorüberziehen läßt, ihre Wandlungen und Formen zeigt und hiermit die Sitten und Kulturen aller Zeiten und Länder bespiegelt. Viele werden — und vielleicht nicht mit Unrecht — unter den bisherigen Werken Gleichen-Rußwurms dieses am höchsten stellen und werden, da der Autor sagt: „Dreifach ist die Sehnsucht des Sterblichen, die ihn rastlos, entwicklungsfähig und freudig, glücklich und unglücklich macht; nach Freundschaft, nach Schönheit, nach Gotteswahrheit", aus diesen Worten ein Versprechen heraushören und mit Begier dessen Erfüllung erwarten, Vossische Zeitung.

A. v. Gleichen-Rußwurm: Elegantiae. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. Preis geheftet 8,50 M., in Leinwand 10 M., in Halbleder 12 M., in Pergament 12 M. — Gleichen Rußwurm bietet hier ein lebendiges Bild vornehmen Lebens im klassischen Altertum: es ist eine zauberhafte Beschwörung aus dem Reich so ferner Toten. Wir lernen ihr Jauchzen kennen und ihre Seufzer, das Pathos ihrer Eitelkeit, den Schmelz ihrer Vollendung. Wir sind eingeführt als Besucher ihrer Häuser und Feste, wir erleben sie in bunter, reizvoller Gegenwart. Ein reizvoller Essay über die Gesellschaftsforschung als neue Wissenschaft und über die Geselligkeit als Förderin der Kultur eröffnet das Buch. Funkelnde Aperçus sind über das Ganze verteilt; überraschende Beziehungen zur Gegenwart beleuchten diese wie die Vergangenheit mit neuem Licht; Gestalten der Geschichte, die als Schemen in unserem Gedächtnis hausten, treten in den Kreis vertrauter Bekanntschaft . . .

ML
410
B4K44
Bd.2

Kerst, Friedrich
Die Erinnerungen an
Beethoven

Music

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 14 08 002 7